



**Tom Sharpe**

## **Mohrenwäsche**

scanned by Formi  
corrected by Yfffi

Mohrenwäsche Heldengedenktag in Piemburg, der kleinen Hauptstadt von Zululand. Alle Jahre wieder nutzen Briten und Buren die Gelegenheit, fern von den Realitäten des Alltags in Erinnerungen an die gute alte Zeit zu schwelgen. Doch diesmal läuft alles etwas aus dem Ruder: Polizeikommandant van Heerden und sein Stellvertreter wollen die Gelegenheit nutzen, einmal so richtig aufzuräumen mit vermeintlichen Kommunisten, Saboteuren und Zulufreunden. Und stifteten dabei nicht nur heillose Verwirrung unter der braven Beamenschaft, sondern legen auch ihre eigene Stadt in Schutt und Asche...

ISBN 3 548 20593 3

Englischer Originaltitel : Indecent Exposure

Übersetzt von Benjamin Schwarz

1992, Verlag Ullstein GmbH

Umschlagentwurf: Brian Bagnall

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

Vom selben Autor in der Reihe der Ullstein Bücher:

Puppenmord (20202)

Trabbel für Henry (20360)

Tohuwabohu (20561)

Feine Familie (20709)

Der Renner (20801)

Klex in der Landschaft (20963)

Henry dreht auf (22058)

Alles Quatsch (22154)

Schwanenschmaus in Porterhouse (22195)

FamilienBande (22682)

Heldengedenktag feierte man in Piemburg, und wie üblich war die kleine Hauptstadt von Zululand ganz unerlaubt heiter gestimmt. In den Straßen blühten pflichtvergessen die Jacarandabäume neben Gärten voller leuchtender Azaleen, während von hundert Fahnenstangen Briten und Buren sich ihre gegenseitige Feindschaft unter die Nase rieben, indem sie den Union Jack oder den Vierkleur hißten, jene Embleme aus dem Burenkrieg, die keine der beiden Seiten je vergessen konnte. Auf getrennten Feiern in der ganzen Stadt gedachten die beiden weißen Parteien der Siege von einst. In der Anglikanischen Kathedrale führte der Bischof von Piemburg seiner ungewöhnlich großen Gemeinde vor Augen, daß ihre Vorfahren sich die Freiheit gegen so erlesene Feinde wie Napoleon, Präsident Krüger, den Kaiser und Adolf Hitler bewahrt hätten, und in der Holländischen Reformiertenkirche in der Verwoerd Street beschwore Hochwürden Schlachbals seine Herde, niemals zu vergessen, daß die Engländer die Konzentrationslager erfunden und fünfundzwanzigtausend Burenfrauen und -kinder darin umgebracht hätten. Kurz, der Heldengedenktag gab jedermann Gelegenheit, die Gegenwart zu vergessen und alte Haßgefühle wieder aufleben zu lassen. Nur den Zulus war verboten, der Ereignisse zu gedenken, teils mit der Begründung, sie hätten keine berühmten Helden zu ehren, vor allem aber deshalb, weil man der Ansicht war, ihre Teilnahme würde lediglich zu einem Anwachsen der Rassenspannungen führen.

Für Kommandant van Heerden, den Piemburger Polizeichef, war die ganze Angelegenheit höchst lästig. Von ihm als einem der wenigen Afrikaander in Piemburg, die, wenn auch nur entfernt, mit einem Helden verwandt waren (sein Großvater war nach der Schlacht von Paardeberg von den Briten erschossen worden, weil er den Feuereinstellungsbefehl mißachtet hatte),

erwartete man, daß er auf der Kundgebung der Nationalistischen Partei im Voortrekker-Stadion über das Thema Heldentum spreche, außerdem war er als einer der führenden Beamten der Stadt verpflichtet, an der Feier im Settlers Park teilzunehmen, auf der die Söhne Englands zu Ehren der vor einigen hundert Jahren in den Zulukriegen Gefallenen wieder mal feierlich eine hölzerne Ruhebank einweihen wollten.

Früher hatte der Kommandant allen diesen Verpflichtungen mit dem Hinweis aus dem Weg gehen können, daß er unmöglich zur selben Zeit an zwei verschiedenen Orten sein könne, aber nachdem die Polizei kürzlich einen Hubschrauber zugeteilt bekommen hatte, konnte er sich dieses Jahr nicht in diese Ausrede flüchten. Den ganzen Tag konnte man immer wieder den Hubschrauber über die Stadt wegrattern sehen, während der Kommandant, dem große Höhen fast ebenso zuwider waren wie öffentliche Reden, in seinen Notizen nach irgendwas herumstöberte, was er sagen könne, sobald er gelandet war. Aber da er seine Notizen seit der Kongokrise vor vielen Jahren jedes Jahr benutzt hatte, riefen ihre Unleserlichkeit und der Umstand, daß sie so oder so mit den aktuellen Ereignissen nichts zu tun hatten, einige Verwirrung hervor. Im Voortrekker-Stadion enthielt die Rede Kommandant van Heerdens über das Heldentum die Versicherung, daß die Bürger Piemburgs keinen Zweifel daran zu haben brauchten, daß die Polizei Südafrikas alles tun werde, damit nichts den ruhigen Gang des bürgerlichen Lebens störe, während die Eloquenz, die er im Settlers Park im Namen der Nonnen entfaltete, die im Kongo vergewaltigt worden waren, als nicht gerade sehr geschmackvoll angesehen wurde, zumal vor ihm ein Methodistenmissionar gerade einen leidenschaftlichen Appell zur Rassenverständigung losgelassen hatte.

Um schließlich die Aufgaben des Tages abzurunden, fand vor der Kaserne der berittenen Polizei eine Parade seiner Truppe statt, bei der der Bürgermeister einen Preis für hervorragenden

Mut und Pflichteifer zu überreichen zugesagt hatte.

»Interessant, was Sie über diese Nonnen zu sagen hatten«, sagte der Bürgermeister, als sich der Hubschrauber im Settlers Park vom Boden erhob, »die hatte ich schon fast vergessen. Muß zwölf Jahre her sein, seitdem das passiert ist.«

»Ich meine, wir sollten uns immer sagen, es hätte genauso gut auch hier passieren können«, sagte der Kommandant.

»Möglich. Ulkig, daß die Kaffern es offenbar immer auf Nonnen abgesehen haben. Man sollte doch denken, sie würden eher 'n bißchen was Muntereres mögen.«

»Das liegt vielleicht daran, daß das Jungfrauen sind«, sagte der Kommandant.

»Wie klug von Ihnen, daran zu denken«, sagte der Bürgermeister, »meine Frau wird es mit Erleichterung vernehmen.«

Unter ihnen leuchteten die Dächer in der Nachmittagssonne. In der Blütezeit des Britischen Empire erbaut, besaß die winzige Metropole noch immer einen Anflug ehemaliger Pracht. Das Rathaus, rote Backsteingotik, ragte über dem Marktplatz auf, während auf der gegenüberliegenden Seite der Oberste Gerichtshof seine klassische, feierlichsteife Miene bewahrte. Hinter dem Bahnhofsgebäude lag Fort Rapier, einst Hauptquartier der britischen Armee und mittlerweile Irrenanstalt, äußerlich unverändert da. Patienten schlurften über den großen Exerzierplatz, auf dem einst zehntausend Mann herummarschiert waren und Linksschwenkt-Marsch gemacht hatten, ehe sie zur Front aufgebrochen waren. Der Gouverneurspalast war in ein Lehrerseminar verwandelt worden, und Studenten sonnten sich nun auf den Rasenflächen, die einstmals der Schauplatz von Gartenparties und Empfängen gewesen waren. Für Kommandant van Heerden war das alles sehr verwirrend und traurig, und er fragte sich soeben, warum die Engländer ihr Empire eigentlich so einfach aufgegeben

hatten, als der Hubschrauber über der Polizeikaserne sein Tempo drosselte und langsam herunterging.

»Fabelhaftes Publikum«, sagte der Bürgermeister und zeigte auf die Reihen angetretener Polizeiwachtmeister auf dem Paradeplatz unter ihnen.

»Da haben Sie sicher recht«, sagte der Kommandant, aus den vergangenen Herrlichkeiten in die triste Gegenwart zurückgerufen. Er sah auf die fünfhundert Mann hinunter, die vor einer Ehrentribüne aufmarschiert waren. Es war zweifellos nichts Großartiges an ihnen, auch nicht an den sechs Panzerwagen, die in einer Reihe hinter ihnen parkten. Als der Hubschrauber unsanft auf den Boden geplumpst war und seine Rotorblätter endlich sich zu drehen aufhörten, half der Kommandant dem Bürgermeister heraus und geleitete ihn zu der Tribüne. Die Polizeikapelle stimmte einen schmissigen Marsch an, und neunundsechzig Wachhunde knurrten und sabberten unterdessen in mehreren Eisenkäfigen herum. Sie waren für die Gelegenheit von den schwarzen Häftlingen geräumt worden, die normalerweise in sie gepfercht auf ihre Prozesse warteten.

»Nach Ihnen«, sagte der Kommandant am Fuß der Treppe, die auf die Tribüne führte. Oben stand ein langer, dünner Luitenant und hielt einen besonders riesenhaften Dobermann an der Leine, dessen Zähne, wie der Bürgermeister voll Schreck bemerkte, zu so etwas wie einem festgeschraubten Knurren gefletscht waren.

»Nein, nach Ihnen«, sagte der Bürgermeister.

»Ich bestehe darauf. Nach Ihnen«, sagte der Kommandant.

»Hören Sie zu«, sagte der Bürgermeister, »wenn Sie glauben, ich lege mich wegen dieser Treppe mit dem Dobermann dort an...«

Kommandant van Heerden lächelte.

»Keine Bange«, sagte er, »der ist ausgestopft. Das ist die Preistrophäe«. Er stampfte zum Podium hinauf und schob den Dobermann mit dem Knie beiseite. Der Bürgermeister folgte

ihm und wurde dem dünnen Luitenant vorgestellt.

»Luitenant Verkamp, Leiter der Sicherheitsabteilung«, sagte der Kommandant.

Luitenant Verkamp lächelte kühl, und der Bürgermeister nahm Platz in dem Bewußtsein, eben einem Vertreter von BOSS, dem Bureau of State Security, begegnet zu sein, dessen Ruf, Verdächtige zu foltern, einmalig und unerreicht war.

»Ich halte nur eine kurze Ansprache«, sagte der Kommandant, »dann können Sie die Trophäe überreichen«. Der Bürgermeister nickte, und der Kommandant ging ans Mikrofon.

»Herr Bürgermeister, meine Damen und Herren, Beamte der Südafrikanischen Polizei«, brüllte er, »wir haben uns heute hier versammelt, um den Helden der südafrikanischen Geschichte unsere Achtung zu erweisen und insbesondere das Andenken des verstorbenen Wachtmeisters Els zu ehren, dessen tragischer Tod Piemburg unlängst eines seiner hervorragendsten Polizisten beraubt hat.«

Die durch das Lautsprechersystem verstärkte Stimme des Kommandanten dröhnte über den Exerzierplatz weg und verlor dabei jede Spur der Bedenken, die jener beim Nennen von Els' Namen empfand. Es war Luitenant Verkramps Idee gewesen, den ausgestopften Dobermann als Preis zu verleihen, und der Kommandant, froh, dieses Vieh aus seinem Büro entfernt zu sehen, hatte zugestimmt. Nun vor die Aussicht gestellt, den toten Els in den Himmel heben zu müssen, war er nicht mehr so sicher, daß es eine kluge Entscheidung gewesen war. Als er noch am Leben war, hatte Els im Dienst mehr Schwarze erschossen als jeder andere Polizeibeamte Südafrikas und sich unablässig gegen die Sittlichkeitsgesetze vergangen. Der Kommandant sah auf seine Notizen und redete tapfer weiter drauf los.

»Ein treuer Kamerad, ein hervorragender Mitbürger, ein frommer Christ...« Dem Bürgermeister, der auf die Gesichter

der Polizisten vor sich hinuntersah, war klar, daß Wachtmeister Els' Tod fraglos ein großer Verlust für die Piemburger Polizei gewesen war. Absolut keines der Gesichter, die er sah, ließ diese bewunderungswürdigen Eigenschaften vermuten, die in Wachtmeister Els offenbar so deutlich zu Tage getreten waren. Er kam gerade zu dem Schluß, daß der durchschnittliche Intelligenzquotient sich in der Gegend von 65 bewegen müsse, als der Kommandant seine Rede beendete und verkündete, daß den Els-Gedächtnis-Preis Wachtmeister van Rooyen gewonnen habe. Der Bürgermeister erhob sich und nahm Lieutenant Verkamp die Leine des ausgestopften Dobermanns aus der Hand.

»Herzlichen Glückwunsch zu diesem Preis«, sagte er, als der Preisträger auf die Tribüne kam. »Und was haben Sie getan, daß Sie so hoch geehrt werden?«

Wachtmeister van Rooyen wurde rot und murmelte irgendwas wie »... einen Kaffer abgeknallt.«

»Er hinderte einen Häftling an der Flucht«, erklärte der Kommandant eilig.

»Sehr lobenswert, wirklich«, sagte der Bürgermeister und reichte dem Wachtmeister die Hundeleine. Zu den Hochrufen seiner Kollegen und dem Applaus des Publikums schwankte der Gewinner des Els-Gedächtnis-Preises die Treppe hinunter, den ausgestopften Dobermann im Arm, und die Kapelle setzte wieder ein.

»Großartige Idee, so einen Preis zu verleihen«, sagte der Bürgermeister, als sie hinterher im Erfrischungszelt Tee schlürften, »allerdings muß ich sagen, auf einen ausgestopften Hund wäre ich nie gekommen. Sehr originell.«

»Er wurde vom verstorbenen Wachtmeister Els persönlich getötet«, sagte der Kommandant.

»Er muß ein bemerkenswerter Mann gewesen sein.«

»Mit bloßen Händen«, sagte der Kommandant.

»Großer Gott«, sagte der Bürgermeister.

Bald darauf verabschiedete sich der Kommandant vom Bürgermeister, der mit Hochwürden Schlachbals darüber diskutierte, ob es ratsam sei, zu Besuch weilenden japanischen Geschäftsleuten die Benutzung von Freibädern zu gestatten, die nur Weißen zugänglich waren. Am Zelteingang unterhielt sich Luitenant Verkamp angeregt mit einer gewaltigen Blondine, deren türkisfarbenes Kleid ihr erstaunlich gut saß. Unter dem breitkrempigen rosa Federhut erkannte der Kommandant das Gesicht von Dr. von Blimenstein, der hervorragenden Nervenärztin des Irrenhauses Fort Rapier.

»Kriegt er ‘ne Gratis-Behandlung?« fragte scherhaft der Kommandant, als er sich an ihnen vorbeischob.

»Frau Dr. von Blimenstein erzählt mir gerade, wie sie mit manischdepressiven Fällen verfährt«, sagte der Luitenant.

Dr. von Blimenstein lächelte. »Luitenant Verkamp scheint die Elektroschock-Therapie außerordentlich zu interessieren.«

»Ich weiß«, sagte der Kommandant und spazierte hinaus ins Freie, während er lustlos darüber nachsann, ob die blonde Nervenärztin auf Verkamp großen Eindruck gemacht haben könnte. Irgendwie erschien ihm das unwahrscheinlich, aber bei Luitenant Verkamp wußte man nie. Kommandant van Heerden hatte schon lange den Versuch aufgegeben, seinen Stellvertreter zu begreifen.

Er fand ein Plätzchen im Schatten und blickte über die Stadt hin. Sie sei es, wohin sein Herz gehöre, dachte er, während er gedankenverloren über die lange Narbe auf seiner Brust strich. Seit dem Tage seiner Herztransplantation fühlte sich Kommandant van Heerden in mehr als einer Hinsicht als neuer Mensch. Sein Appetit hatte zugenommen, er war selten müde, und vor allem trug der irrige Glaube, daß zumindest *ein* Teil seiner Anatomie seine Abstammung von der normannischen Eroberung herleiten könne, dazu bei, die fehlende

Wertschätzung, die er für den Rest seines Ich empfand, zu lindern. Nachdem er sich das Herz eines englischen Gentleman zugelegt hatte, war alles, was ihm nun noch zu tun blieb, sich jene äußereren Besonderheiten des Englischseins anzueignen, die ihm so anbetungswürdig erschienen. Aus diesem Grund hatte er sich einen Harris Tweed-Anzug, eine Norfolk-Jacke und ein Paar braune Lochmusterschuhe gekauft. Am Wochenende konnte man ihn in seiner Norfolk-Jacke und den Lochmusterschuhen in den Wäldern außerhalb Piemburgs herumspazieren sehen, eine einsame Gestalt, tief in Gedanken oder zumindest in jenen Wanderungen des Geistes begriffen, die der Kommandant für Gedanken hielt und die sich in seinem Fall um Mittel und Wege drehten, wie er ein anerkanntes Mitglied der englischen Gemeinde Piemburgs werden könne.

Einen ersten Versuch in dieser Richtung hatte er unternommen, indem er sich um die Mitgliedschaft beim Alexandria Club bewarb, dem exklusivsten Club Zululands, doch ohne Erfolg. Es hatte der vereinigten Anstrengungen des Präsidenten, des Schatzmeisters und des Schriftführers bedurft, um ihn zu überzeugen, daß »being blackballed« nichts mit der Farbe seiner Geschlechtsteile oder mit der Rassenzugehörigkeit seiner Großmutter zu tun hatte, sondern lediglich bedeutete, daß er bei der Abstimmung über seinen Antrag nur schwarze Kugeln erhalten hatte. Schließlich war er dem Golfclub beigetreten, bei dem die Bedingungen für die Mitgliedschaft weniger streng waren und wo er im Clubhaus sitzen und ehrfurchtsvoll einem Tonfall hirschen konnte, dessen Arroganz, wie er fühlte, echt britisch war. Nach derartigen Besuchen kehrte er nach Hause zurück und verbrachte den Abend damit, den englischen Akzent in Wendungen wie »Jolly good show - Hervorragende Leistung« und »Chin up - Kopf hoch« zu üben. Als er nun vor sich hindösend auf seinem Stuhl saß, war er mit den Fortschritten, die er gemacht hatte, sehr zufrieden.

Für Luitenant Verkamp steckte hinter den Veränderungen,

die mit dem Kommandanten seit dessen Operation vor sich gegangen waren, irgendwelche finsternen und geheimnisvollen Kenntnisse. Die Überlegenheit, deren sich Verkamp auf Grund seiner besseren Erziehung und seines rascheren Witzes früher erfreut hatte, war total geschwunden. Der Kommandant behandelte ihn mit einer würdevollen Nachsicht, die den Lieutenant in Wut versetzte, und quittierte seine sarkastischen Bemerkungen mit mildem Lächeln. Schlimmer noch, Verkamp stellte fest, daß der Kommandant sich seinen Versuchen, den Kommunismus, den Liberalismus und Humanismus auszurotten, ständig in den Weg stellte, ganz zu schweigen vom Anglikanismus, dem römischen Katholizismus und anderen Feinden südafrikanischer Lebensart in Piemburg. Als Verkamps Leute die Freimaurerloge auf den Kopf stellten, er hob Kommandant van Heerden die heftigsten Einwände, und als die Sicherheitsabteilung einen Archäologen der Universität von Zululand verhaftete, weil dessen Forschungen den Schluß erbracht hatten, daß es in Transvaal schon vor der Ankunft von van Riebeck im Jahr 1652 Eisenminen gegeben habe, da hatte der Kommandant auf der Freilassung des Professors bestanden. Verkamp hatte energisch dagegen protestiert.

»In Südafrika hat es keine schwarzen Arschlöcher gegeben, ehe wir Weißen kamen, und es ist Verrat, wenn man das behauptet«, sagte er zum Kommandanten.

»Das weiß ich ja alles«, erwiderte der Kommandant, »aber der Kerl hat das ja auch nie gesagt.«

»Hat er doch. Er sagt, es gab Eisenminen.«

»Eisenminen sind keine Menschen«, erklärte der Kommandant, und der Archäologe, der mittlerweile an akuten Angstsymptomen litt, wurde in die Nervenheilanstalt Fort Rapier verlegt. Und dort war es auch, wo Verkamp zum ersten Mal Frau Dr. von Blimenstein begegnete. Als sie dem Patienten den Arm auf den Rücken drehte und ihn vor sich her in die Anstalt schob, äugte Verkamp nach ihren breiten Schultern und

den wuchtigen Hinterbacken und wußte, daß es um ihn geschehen war. Er kam nun fast täglich zu Besuch, um sich nach den Fortschritten des Archäologen zu erkunden, und saß dann im Büro der Ärztin, um sich die Einzelheiten ihres Gesichts und ihrer Figur einzuprägen, ehe er wie ein Reisender aus einem erotischen El Dorado in die Polizeidienststeile zurückfuhr. Dort saß er dann stundenlang und baute sich im Geiste aus den Mosaiksteinchen seiner zahlreichen Besuche ein Bild der schönen Psychiaterin zusammen. Von jedem Ausflug brachte er einen anderen winzigen Schatz intimer Einzelheiten mit, die er dem ihm so wohlbekannten Umriß einfügte. Einmal war es ihr linker Arm. Ein andermal die sanfte Wölbung ihres Bauches, den ein Gürtel einschnürte, oder eine üppige Brust, die es kaum im Gefängnis ihres Büstenhalters hielt. Das beste von allem, eines Sommertags, der allerflüchtigste Blick auf Schenkelinneres, weiß und mit Grübchen unter einem engen Rock. Knöchel, Knie, Hände, eine zufällige Achselhöhle - Verkamp kannte sie alle mit einer Vertrautheit im Detail, die die Doktorin überrascht haben würde, aber vielleicht auch wieder nicht.

Als sie nun in dem Erfrischungszelt beisammen standen, erwähnte Luitenant Verkamp die Veränderung, die mit dem Kommandanten vor sich gegangen war.

»Ich verstehe das einfach nicht«, sagte er, während er der Ärztin noch ein Sahnetörtchen anbot. »Er zieht sich neuerdings völlig überkandidelt an.« Dr. von Blimenstein sah ihn scharf an.

»Inwiefern überkandidelt?« fragte sie.

»Er hat sich eine Tweed-Jacke mit plissierten Taschen und 'ner Art Gürtel hinten zugelegt. Außerdem trägt er auch plötzlich ganz sonderbare Schuhe.«

»Hört sich ziemlich normal an«, sagte Dr. von Blimenstein. »Keine Neigung zu Parfüms oder ein Interesse an Damenunterwäsche?«

Luitenant Verkamp schüttelte traurig den Kopf.

»Aber seine Sprache hat sich auch verändert. Er legt Wert darauf, englisch zu sprechen, und auf seinem Schreibtisch steht ein Bild der Königin von England.«

»Das klingt tatsächlich eigentümlich«, sagte die Doktorin.

Verkamp faßte wieder Mut.

»Für einen guten Afrikaander ist es doch wohl nicht normal, in der Gegend rumzulaufen und ›Absolut toll, was?‹ zu sagen, oder?«

»Ich hätte auch große Zweifel an der geistigen Gesundheit eines guten Briten, der in der Gegend herumliefe und das sagte«, sagte die Ärztin. »Leidet er unter plötzlichen Stimmungsumschwüngen?«

»Ja«, sagte Verkamp mit Nachdruck.

»Anfälle von Größenwahn?«

»Entschieden«, sagte Verkamp.

»Na«, sagte Dr. von Blimenstein, »es sieht so aus, als liege bei Ihrem Kommandanten irgendeine psychische Störung vor. Ich würde ein wachsames Auge auf ihn haben.«

Als der »Tag der offenen Tür« bei der Polizei vorüber und Dr. von Blimenstein gegangen war, befand sich Luitenant Verkamp in einem Zustand leichter Euphorie. Der Gedanke, daß Kommandant van Heerden eventuell kurz vor einem Zusammenbruch stünde, eröffnete Beförderungsaussichten. Luitenant Verkamp kam langsam die Idee, daß er vielleicht bald Polizeichef von Piemburg wäre.

## 2

Zwei Tage später saß Lieutenant Verkamp in seinem Büro und träumte von Frau Dr. von Blimenstein, als eine Anweisung des Bureau of State Security eintraf. Sie war als »Persönlich - Streng geheim!« gekennzeichnet und demzufolge bereits von mehreren Polizeiwachtmeistern gelesen worden, ehe sie bei ihm ankam. Verkamp las die Weisung hastig durch. Sie betraf Übertretungen der Sittlichkeitsgesetze durch Mitglieder der Südafrikanischen Polizei und war ein Routineschreiben, das an alle Polizeidienststellen in ganz Südafrika verschickt worden war.

»Sie werden hiermit angewiesen, Fällen vermuteter Liaisons zwischen Polizeibeamten und Bantufrauen nachzugehen.« Verkamp sah »Liaisons« im Wörterbuch nach und stellte fest, daß es bedeutete, was er gehofft hatte. Er las weiter, und beim Weiterlesen eröffneten sich ihm Ausblicke auf unerhörte Möglichkeiten. »Angesichts der wertvollen Propaganda, die den Feinden Südafrikas durch Presseberichte über Rechtsfälle um SAP-Beamte und Bantufrauen in die Hände gespielt wird, ist es von nationaler Bedeutung, Mittel und Wege zu finden, die Neigung weißer Polizeibeamter zu bekämpfen, sich mit schwarzen Frauen einzulassen. Es liegt überdies im Interesse der Rassenverständigung, den Geschlechtsverkehr zwischen den Rassen zu verhindern. Wo sich der Beweis einer solchen ungesetzlichen sexuellen Tätigkeit von Mitgliedern der SAP erhärtet, sollten keine Strafmaßnahmen ohne vorherige Benachrichtigung des Bureau of State Security ergriffen werden.«

Als Lieutenant Verkamp das Schriftstück zu Ende gelesen hatte, war er nicht sicher, ob von ihm erwartet wurde, daß er Polizisten, die Anstoß erregten, belangte oder nicht. Er wußte nur, daß ihm die Anweisung gegeben worden war, »Fällen

vermuteter Liaisons« nachzugehen, und es war »von nationaler Bedeutung, Mittel und Wege zu finden«. Die Vorstellung, etwas von nationaler Bedeutung zu tun, sagte ihm besonders zu. Luitenant Verkamp griff zum Telefon und wählte die Nummer der Irrenanstalt Fort Rapier. Er hatte Dr. von Blimenstein etwas zu fragen.

Noch am selben Morgen trafen sich beide auf dem Hof, der einstmals der Paradeplatz für die britische Garnison gewesen war und jetzt als Exerzierfeld für die Insassen der Irrenanstalt diente.

»Das hier ist ein idealer Ort für das, was ich Ihnen zu sagen habe«, versicherte Verkamp der Ärztin, während sie zwischen den Patienten herumspazierten. »Es kann uns unmöglich jemand belauschen«, eine Bemerkung, die im Busen der Nervenärztin die Hoffnung keimen ließ, er werde sie im nächsten Augenblick um ihre Hand bitten. Was er als nächstes sagte, hörte sich sogar noch vielversprechender an. »Was ich Sie fragen möchte, betrifft... äh... den Sex.«

Dr. von Blimenstein lächelte scheu und sah auf ihre Schuhe Größe 47. »Sprechen Sie«, flüsterte sie, während der Adamsapfel des Luitenant vor Verlegenheit auf und nieder hüpfte.

»Natürlich ist das kein Thema, über das ich normalerweise mit einer Frau spräche«, murmelte er schließlich. Die Hoffnungen der Doktorin stürzten zusammen. »Aber da Sie Psychiaterin sind, dachte ich, Sie könnten mir vielleicht helfen.«

Dr. von Blimenstein sah ihn eisig an. Das hatte sie nicht hören wollen. »Weiter«, sagte sie und fiel wieder in den Tonfall ihres Berufes. »Raus mit der Sprache.«

Verkamp gab sich einen Ruck.

»Es ist folgendes. Viele Polizeibeamte haben asoziale Neigungen. Immer wieder tun sie etwas, was sie nicht tun sollten.« Er unterbrach sich hastig. So allmählich bedauerte er,

diese Unterhaltung überhaupt begonnen zu haben.

»Und was sollten Polizisten nicht tun?« Die Mißbilligung in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

»Schwarze Weiber«, platzte Verkamp heraus. »Sie sollten's nicht mit schwarzen Weibern machen, nicht?«

Auf die Antwort brauchte man wirklich nicht zu warten. Dr. von Blimensteins Gesicht hatte ein merkwürdiges Lila angenommen, und an ihrem Hals traten die Adern hervor.

»Sie sollten nicht?« schrie sie wütend. Mehrere Patienten rannten in Richtung Verwaltungsblock davon. »Sie sollten nicht? Wollen Sie damit sagen, Sie haben mich extra hier rausgelotst, bloß um mir zu erzählen, daß Sie mit Niggermädchen vögeln?«

Luitenant Verkamp war klar, daß er einen schrecklichen Fehler gemacht hatte. Die Stimme der Ärztin war eine halbe Meile weit zu hören.

»Ich doch nicht«, kreischte Verkamp verzweifelt. »Ich rede doch nicht von mir.«

Dr. von Blimenstein starrte ihn unsicher an. »Nicht Sie?« fragte sie nach einer Weile.

»Bei meiner Ehre«, versicherte ihr Verkamp. »Ich wollte doch bloß sagen, daß andere Polizeibeamte es täten, und ich dachte, Sie hätten vielleicht irgendwelche Ideen, wie man sie davon abbringen könnte.«

»Warum können sie nicht verhaftet und wegen Übertretung der Sittlichkeitsgesetze belangt werden wie alle anderen Menschen auch?«

Verkamp schüttelte den Kopf. »Naja, zum einen handelt sich's um Polizisten, was heißt, daß sie ziemlich schwer zu erwischen sind, und auf alle Fälle ist es wichtig, einen Skandal zu vermeiden.« Dr. von Blimenstein sah ihn voll Abscheu an.

»Wollen Sie mir damit sagen, daß sich diese Dinge etwa

schon die ganze Zeit zutragen?«

Verkamp nickte.

»In dem Fall sollte die Bestrafung strenger sein«, sagte die Doktorin. »Sieben Jahre und zehn Stockhiebe reichen nicht als Abschreckung. Meiner Ansicht nach sollte jeder Weiße, der mit einer Schwarzen schläft, kastriert werden.«

»Ganz meine Meinung«, sagte Verkamp begeistert. »Das würde ihnen wirklich sehr gut tun.«

Dr. von Blimenstein sah ihn unsicher an, aber in Verkramps Gesichtsausdruck deutete nichts auf Ironie hin. Er starrte sie mit unverhüllter Bewunderung an. Durch seine freimütige Zustimmung ermuntert, fuhr die Ärztin fort: »Ich habe so entschiedene Ansichten über die Rassenmischung, daß ich durchaus bereit wäre, die Operation selber auszuführen. Stimmt was nicht?«

Luitenant Verkamp war plötzlich sehr weiß geworden. Die Vorstellung, von der schönen Ärztin kastriert zu werden, entsprach dermaßen seinen masochistischen Traumvorstellungen, daß er total überwältigt war.

»Nein. Nichts«, keuchte er und versuchte, die Vision der Ärztin loszuwerden, die, maskiert und weiß gedreßt, zu ihm an den Operationstisch trat. »Es ist bloß ein bißchen heiß hier draußen.« Dr. von Blimenstein nahm ihn beim Arm.

»Warum setzen wir unsere Unterhaltung nicht bei mir fort? Da ist es kühl, und wir können Tee trinken.« Und Luitenant Verkamp ließ sich von dem Paradeplatz fort und den Fahrweg des Krankenhauses hinunter zum Haus der Ärztin führen. Wie alle übrigen Krankenhausgebäude stammte es von der Jahrhundertwende, wo es ein Offizierslogis gewesen war. Seine Terrasse ging nach Süden und blickte über die Berge hinweg auf die Küste, und drinnen war es kühl und dunkel. Während Dr. von Blimenstein Tee machte, saß Luitenant Verkamp im Wohnzimmer und frage sich, ob es klug gewesen sei, das Thema

Sex bei einer so überwältigenden Frau wie Dr. von Blimenstein zur Sprache zu bringen.

»Warum ziehen Sie sich nicht das Jackett aus und machen sich's bequem?« fragte die Ärztin, als sie mit dem Tablett zurückkehrte. Verkamp schüttelte nervös den Kopf. Er war es nicht gewohnt, mit Damen Tee zu trinken, die ihn aufforderten, das Jackett abzulegen, und außerdem bezweifelte er, ob seine Hosenträger so gut zur geschmackvollen Einrichtung des Zimmers passen würden.

»Na los, machen Sie schon«, sagte die Doktorin, »bei mir brauchen Sie nicht so förmlich zu sein. Ich fresse Sie schon nicht.« So unmittelbar nach der Mitteilung, daß die Ärztin eine Befürworterin der Kastration sei, war die Vorstellung, von ihr auch noch gefressen zu werden, zu viel für Verkamp. Er setzte sich schleunigst in einen Sessel.

»Ich fühle mich fabelhaft so«, sagte er, aber Dr. von Blimenstein war nicht überzeugt.

»Wollen Sie etwa, daß ich es Ihnen ausziehe?« fragte sie und stand von ihrem Sessel auf, wobei sie eine Bewegung machte, die noch mehr von ihren Beinen zeigte, als Luitenant Verkamp je zu Gesicht bekommen hatte. »Darin habe ich viel Übung«, lächelte sie ihn an. Verkamp glaubte das unbeschenen. »Von der Klinik her.« Wie ein Wiesel, das von einem Riesenkaninchen betört ist, saß Verkamp hypnotisiert in seinem Sessel, während sie herankam.

»Stehen Sie auf«, sagte die Ärztin.

Verkamp stand auf. Dr. von Blimensteins Finger knöpften die Jacke auf, während er ihr Auge in Auge gegenüberstand, und einen Augenblick später schob sie ihm das Jackett über die Schultern, so daß er kaum noch die Arme bewegen konnte. »So, das hätten wir schon«, sagte sie sanft, und ihr milde lächelndes Gesicht war dicht an seinem, »so ist es doch viel bequemer, nicht wahr?«

Bequem war kaum das Wort, mit dem Luitenant Verkrampt die Gefühle beschrieben hätte, die er im Augenblick empfand. Als ihre kühlen Finger seinen Schlipps aufzuknoten begannen, fühlte er sich aus der entlegenen Sicherheit sexueller Wunschvorstellungen geradewegs in eine Wunscherfüllung hineingestoßen, über die ihm jede Kontrolle fehlte. Mit einem Schwall ersterbender Wimmertöne und in verzickter Erschlaffung sank Luitenant Verkrampt gegen die Ärztin, und nur ihre starken Arme bewahrten ihn vorm Hinfallen. Im Dämmer ihres Haars hörte er sie flüstern: »Schon gut, schon gut, mein Liebling.« Luitenant Verkrampt verlor das Bewußtsein.

Zwanzig Minuten später saß er steif vor Zerknirschung und Verlegenheit da und überlegte, was er tun solle, wenn sie ihn fragte, ob er noch eine Tasse Tee wolle. »Nein« zu sagen würde heißen, sie aufzufordern, ihm die Tasse definitiv wegzunehmen, wogegen »Ja« zu sagen ihn trotzdem der einzigen Möglichkeit berauben würde, seine mangelnde Selbstbeherrschung zu verstecken. Dr. von Blimenstein erklärte ihm gerade, daß Schuldgefühle stets der Grund sexueller Probleme seien. Verkramps Ansicht nach war das Argument nicht stichhaltig, aber er war zu sehr damit beschäftigt, ob er noch Tee nehmen solle oder nicht, um sich mit einer so brenzligen Frage in die Unterhaltung zu stürzen. Am Ende kam er zu dem Schluß, das beste wäre es »Ja, bitte« zu sagen und gleichzeitig die Beine überzuschlagen, als Dr. von Blimenstein seine leere Tasse bemerkte. »Möchten Sie noch etwas Tee?« fragte sie und streckte die Hand nach seiner Tasse aus. Luitenant Verkramps sorgfältig ausgedachter Plan scheiterte, ehe er es begriff. Er hatte erwartet, daß sie herüberkäme und ihm die Tasse abnähme, und nicht, daß sie warten würde, daß er sie ihr brächte. Den entgegengesetzten Drängen nach Sittsamkeit und guten Manieren gleichzeitig nachgebend schlug er die Beine übereinander und stand auf, worauf er den Rest Tee, den er für den Fall in der Tasse übrig gelassen hatte, daß er sich »Nein« zu

sagen entschließen sollte, in seinen Schoß goß, wo er sich mit dem schon vorher erbrachten Beweis seines fehlenden *savoirfaire* vermischte. Luitenant Verkamp entknotete seine Beine und sah beschämt und verlegen an sich hinunter. Die Doktorin war praktischer. Sie hob die Tasse vom Boden auf, rang dem Luitenant die Untertasse aus den Fingern, eilte aus dem Zimmer und kehrte einen Augenblick später mit einem feuchten Tuch zurück. »Wir wollen doch Ihre Uniform nicht fleckig werden lassen, gell?« girrte sie mit einer Mütterlichkeit, die den größten Teil Verkramps zu wohliger Schlappheit reduzierte und ihn das Eingeständnis einer Mitschuld an seinem Mißgeschick zu bemerken hinderte, das in dem »Wir« lag, und ehe er wußte, was geschah, bearbeitete die schöne Doktorin seinen Hosenschlitz mit dem nassen Tuch.

Luitenant Verkramps Reaktion folgte auf dem Fuße. Einmal war schon schlimm genug, aber zweimal war mehr, als er ertragen konnte. Fast zu einem kleinen »s« zusammengekrümmt, machte er einen Satz aus der Reichweite der verführerischen Hände der Ärztin. »Nein«, kreischte er, »nicht nochmal«. Und er sprang zur Deckung hinter den Sessel.

Seine Reaktion überraschte Frau Dr. von Blimenstein vollkommen.

»Was nicht nochmal?« fragte sie, während sie immer noch am Boden kniete, wo der fliehende Luitenant sie zurückgelassen hatte.

»Nicht... Was? Gar nichts«, sagte Verkamp, der sich verzweifelt bemühte, irgendwelche moralischen Wegweiser im Aufruhr seiner Seele wahrzunehmen.

»Nicht? Was? Gar nichts?« sagte die Ärztin und rappelte sich hoch. »Was um alles auf der Welt meinen Sie?«

Verkamp wandte sich melodramatisch um und blickte aus dem Fenster.

»Sie hätten das nicht tun sollen«, sagte er.

»Was denn?«

»Sie wissen schon«, sagte Verkamp.

»Was habe ich denn getan?« Die Doktorin ließ nicht locker. Luitenant Verkamp schüttelte kläglich den Kopf zu den Bergen hinüber und sagte nichts. »Wie dumm Sie sind«, fuhr die Ärztin fort. »Es gibt nichts, weswegen man sich schämen müßte. In der Klinik haben wir jeden Tag eine ganze Menge unfreiwillige Ejakulationen.«

Verkamp drehte sich aufgebracht zu ihr um.

»Bei Irren, ja«, sagte er, von ihrer klinischen Gleichgültigkeit angewidert, »aber gesunde Menschen haben das nicht.«

Er hielt abrupt inne, sich vage der Selbstbezichtigung bewußt.

»Natürlich haben sie das«, sagte die Ärztin beschwichtigend. »Das ist doch nur natürlich... zwischen... leidenschaftlichen Männern und Frauen.«

Luitenant Verkamp sträubte sich gegen die Sirenen töne.

»Es ist nicht natürlich. Es ist Sünde.«

Dr. von Blimenstein lächelte sanft.

»Lächeln Sie mich nicht so an«, schrie Verkamp.

»Schreien Sie mich nicht so an«, sagte die Ärztin. Verkamp beugte sich dem Befehlston ihrer Stimme. »Kommen Sie her«, fuhr sie fort. Verkamp durchquerte ängstlich das Zimmer. Frau Dr. von Blimenstein legte ihm die Hände auf die Schultern. »Sehen Sie mich an«, sagte sie zu ihm. Verkamp tat, wie ihm geheißen. »Finden Sie mich attraktiv?« Verkamp nickte stumm. »Das freut mich«, sagte die Ärztin, nahm den Kopf des erstaunten Luitenant in die Hände und küßte ihn leidenschaftlich auf den Mund. »Und nun treibe ich uns was zum Mittag auf«, sagte sie und machte sich von ihm los, und bevor Verkamp noch irgend etwas sagen konnte, trappelte sie für eine Frau ihrer Größe ganz erstaunlich behende in der Küche herum. Hinter ihr stand Luitenant Verkamp in der Küchentür und kämpfte mit

seinen Gefühlen. Wütend auf sich, auf sie und auf die Lage, in der er sich befand, sah er sich nach irgendwas um, dem er die Schuld geben könnte. Dr. von Blimenstein, die seine Verlegenheit bemerkte, kam ihm zu Hilfe.

»Wegen des Problems, das du vorhin erwähnt hast«, sagte sie und beugte sich verführerisch vor, um aus dem Schränkchen unter der Spüle eine Pfanne zu nehmen, »ich glaube, daß ich dir da eventuell doch helfen kann.«

»Was denn für'n Problem?« fragte Verkamp kurz angebunden. Er hatte schon genug Hilfe bei seinen Problemen gehabt.

»Mit deinen Leuten und den Niggerweibern«, sagte die Ärztin.

»Ach, das.« Verkamp hatte ganz vergessen, weswegen er eigentlich gekommen war.

»Ich habe darüber nachgedacht. Ich sehe eine Möglichkeit, wie man es vielleicht angehen könnte.«

»Ach, wirklich?« sagte Verkamp, der sich eine ganze Menge mehr Möglichkeiten vorstellen konnte, aber nicht viel Lust dazu hatte.

»Es ist nur eine Frage psychischer Manipulationen«, fuhr die Ärztin fort. »Das ist meine Bezeichnung für die Experimente, die ich hier an einer Reihe von Patienten durchgeführt habe.«

Luitenant Verkamp spitzte die Ohren. An Experimenten war er immer interessiert.

»Ich hatte bereits eine Reihe von Behandlungserfolgen«, erklärte sie, während sie mit ein paar raschen Messerhieben eine Karotte kleinschnippte. »Es hat bei Alkoholikern, Transvestiten und Homosexuellen funktioniert. Ich sehe wirklich keinen Grund, weshalb es nicht genausogut im Falle einer Perversion wie der Rassenmischung funktionieren sollte.«

An Verkramps Interesse war jetzt nicht mehr zu zweifeln.

Ganz Ohr, löste er sich langsam von der Küchentür.

»Wie würdest du die Sache denn angehen?« fragte er gierig.

»Tja, als erstes müßte man bei den Leuten mit der Neigung zu einer derartigen sexuellen Entartung die Persönlichkeitsfaktoren isolieren. Das dürfte nicht zu schwer sein. Ich könnte eine Reihe in Frage kommender Merkmale zusammenstellen. Es wäre wahrscheinlich das allerbeste, wenn deine Männer einen Fragebogen ausfüllen müßten.«

»Was? Über ihr Sexualleben?« fragte Verkrampt. Er konnte sich vorstellen, wie man so einen Fragebogen bei der Piemburger Polizei aufnähme.

»Über Sex und andere Dinge.«

»Was denn für andere Dinge?« fragte Verkrampt mißtrauisch.

»Ach, das übliche. Beziehungen zur Mutter. Ob die Mutter die dominierende Person zu Hause war. Ob sie ihr schwarzes Kindermädchen geliebt haben. Das früheste Sexualerlebnis. Normale Dinge wie diese.«

Verkrampt verschluckte sich fast. Was er soeben gehört hatte, klang für ihn absolut unnormal.

»Eine sorgfältige Analyse der Antworten sollte uns einige Fingerzeige auf die Sorte Männer geben, die aus der Behandlung großen Nutzen ziehen könnten«, erläuterte Dr. von Blimenstein.

»Soll das heißen, du kannst einfach aus den Antworten auf einem Fragebogen schließen, ob ein Mann mit einem Kaffernweib schlafen will?« fragte Verkrampt.

Dr. von Blimenstein schüttelte den Kopf. »Nicht exakt, aber wir hätten etwas, wovon wir ausgehen könnten. Nachdem wir die in Frage kommenden Verdächtigen ausgesondert hätten, würde ich sie interviewen, streng vertraulich natürlich, und sehen, ob jemand zur Behandlung geeignet wäre.«

Verkrampt zweifelte noch immer. »Ich glaube einfach nicht,

daß jemand zugäbe, er wollte es mit einer Kaffernfrau treiben», sagte er.

Die Doktorin lächelte. »Du würdest staunen, was die Leute mir alles beichten«, sagte sie.

»Was würdest du tun, wenn du's rausgefunden hast?« fragte Verkamp.

»Eins nach dem andern«, sagte Dr. von Blimenstein, die wußte, wie wichtig es war, einen Mann in Spannung zu halten. »Wir essen erstmal Mittag auf der Terrasse.« Sie nahm das Tablett, und Verkamp folgte ihr nach draußen.

Als Luitenant Verkamp am Nachmittag das Haus der Ärztin verließ, hatte er den Entwurf des Fragebogens in der Tasche, den er den Männern in der Piemburger Polizeibehörde vorlegen sollte, aber immer noch hatte er keine Vorstellung davon, welche Form die Behandlung annehmen würde. Alles, womit sie ihm gegenüber hatte herausrücken wollen, war, daß sie dafür garantiere, daß nach einer Woche bei ihr kein Mann jemals wieder eine schwarze Frau ansähe. Das glaubte Luitenant Verkamp gern.

Andererseits hatte er ein ziemlich klares Bild von der Sorte Männer, die rassenschänderische Sexgelüste hatten. Nach Dr. von Blimensteins Meinung waren die Anzeichen, auf die man zu achten hatte, Alleinsein, plötzliche Stimmungswechsel, ausgeprägte sexuelle Schuldgefühle, ein unharmonisches Elternhaus und natürlich ein unbefriedigtes Sexualleben. Als der Luitenant im Geiste die Offiziere und einfachen Beamten in Piemburg durchging, trat eine Gestalt deutlicher als alle anderen hervor. Luitenant Verkamp war der Meinung, so langsam komme er hinter das Geheimnis der Veränderung, die mit Kommandant van Heerden geschehen war.

In sein Büro zurückgekehrt, las er nochmal die Anweisung von BOSS durch, nur um sicherzugehen, daß er zu der Aktion ermächtigt war, die er ins Auge gefaßt hatte. Da stand es

schwarz auf weiß. »Sie werden hiermit angewiesen, Fällen vermuteter Liaisons zwischen Polizeibeamten und Bantufrauen nachzugehen,« Verkamp schloß das Schreiben weg und schickte nach Sergeant Breitenbach.

Noch in derselben Stunde hatte er seine Anweisungen erteilt. »Ich will, daß man ihn Tag und Nacht beobachtet«, sagte er den in seinem Büro versammelten Sicherheitsbeamten. »Ich wünsche ein Protokoll über alles, was auf eine Änderung seiner täglichen Gewohnheiten hinweist. Fotografieren Sie jeden, der ihn zu Hause besucht. Installieren Sie in jedem Zimmer Mikrofone und schneiden Sie alle Gespräche mit. Zapfen Sie sein Telefon an und nehmen Sie alle seine Anrufe auf. Ist das klar? Ich wünsche die Rundumbehandlung.«

Verkamp sah sich im Zimmer um, und alle Männer nickten. Nur Sergeant Breitenbach hatte gewisse Bedenken.

»Ist das nicht ein bißchen unrechtmäßig, Sir?« fragte er. »Schließlich ist der Kommandant hier doch der befehlshabende Offizier.«

Luitenant Verkamp errötete wütend. Er liebte es nicht, wenn seine Befehle in Zweifel gezogen wurden.

»Ich habe hier«, sagte er und schwenkte die Anordnung von BOSS, »Befehle aus Pretoria, diese Untersuchung zu führen. Natürlich«, seine Stimme schaltete von Autorität auf Pathos um, »hoffe ich, wie wir es sicherlich alle tun, daß wir am Ende Kommandant van Heerden von allen Sicherheitsbedenken freisprechen können, aber bis dahin müssen wir unsere Befehle ausführen. Ich brauche Sie natürlich kaum daran zu erinnern, daß über diese ganze Unternehmung äußerstes Stillschweigen zu bewahren ist. In Ordnung, Sie können gehen.«

Als die Sicherheitsbeamten gegangen waren, gab Luitenant Verkamp Anweisung, den Fragebogen zu fotokopieren und am nächsten Morgen zum Verteilen auf seinem Schreibtisch bereitzulegen.

Mrs. Roussouw, deren Aufgabe es war, die schwarzen Häftlinge zu beaufsichtigen, die jeden Tag aus dem Piemburger Gefängnis herüberkamen, um beim Kommandanten die Hausarbeit zu verrichten, hatte am nächsten Tag alle Hände voll zu tun, um jedesmal, wenn es klingelte, an die Tür zu gehen und hintereinanderweg irgendwelche Stadtangestellten hereinzulassen, die offenbar meinten, die Gasleitung unter der Küche sei defekt, im Wohnzimmer sei ein Kurzschluß in der Leitung und im Wassertank auf dem Dachboden sei ein Loch.

Da das Haus ans Gas nicht angeschlossen war, der Elektroherd in der Küche perfekt funktionierte und es keine Anzeichen von Feuchtigkeit an der Schlafzimmerdecke gab, unternahm Mrs. Roussouw alles, um die Leute, die offensichtlich entschlossen waren, ihren Pflichten mit einem Maß an Gewissenhaftigkeit und einem Mangel an Fachkenntnissen nachzukommen, die sie absolut erstaunlich fand, von der Arbeit abzuhalten.

»Sollten Sie nicht vielleicht erst mal die Hauptsicherung ausschalten?« fragte sie den Mann vom Elektrizitätswerk, der im Schlafzimmer des Kommandanten Leitungen verlegte.

»Da ham Se sicher recht«, sagte der Mann und ging nach unten. Als Mrs. Roussouw zehn Minuten später feststellte, daß das Licht in der Küche immer noch brannte, nahm sie die Dinge selbst in die Hand, ging an den Schrank unter der Treppe und schaltete die Sicherungen aus. Ein erstickter Schrei war vom Dachboden zu vernehmen, wo die Leute vom Wasserwerk mit Hilfe einer Handlampe, die an eine Steckdose auf dem Treppenabsatz angeschlossen war, das nichtvorhandene Loch im Wassertank suchten.

»Muß die Birne sein«, sagte einer der Männer und kletterte die Leiter hinunter, um aus der Nachttischlampe des Kommandanten eine Ersatzbirne zu holen. Als er wieder in den dunklen Dachboden hinaufgestiegen war, hatte der Elektromann soeben Mrs. Roussouw überzeugt, daß es nicht nötig sei, die

Sicherungen abzuschalten.

»Sie verstehen Ihr Handwerk natürlich am besten«, sagte Mrs. Roussouw ziemlich skeptisch zu ihm.

»Keine Sorge, es ist schon alles okay«, sagte der Mann. Mrs. Roussouw ging unter die Treppe und schaltete die Hauptsicherung wieder ein. Dem Schrei, der vom Dachboden ertönte, wo der Mann vom Wasserwerk seine Finger in der Lampenfassung hatte, folgte aus dem Schlafzimmer das entsetzliche Geräusch von irgendwas, das riß, und der Lärm fallenden Mörtels. Mrs. Roussouw schaltete den Strom wieder ab und ging nach oben.

»Was wird der Kommandant bloß sagen, wenn er sieht, was Sie hier angerichtet haben?« fragte sie das Bein, das aus einem Loch in der Decke hing. Als Antwort kam ein Stöhnen vom Dachboden. »Ist alles in Ordnung?« fragte Mrs. Roussouw besorgt. Das Bein zappelte kräftig.

»Ich habe Ihnen ja gesagt, Sie sollten ihn abschalten«, sagte Mrs. Roussouw mißbilligend zu dem Mann vom Elektrizitätswerk. Auf dem Dachboden rief diese Bemerkung eine Reihe von Protesten hervor, und das Bein zuckte krampfhaft. Der Elektromann kam auf den Treppenabsatz heraus.

»Was hatta gesagt?« fragte er und peilte die Leiter hinauf ins Dunkle.

»Er sagt, er will'n nicht abgestellt haben«, sagte eine Stimme von oben.

»Genau, was ich gesagt habe«, sagte Mrs. Roussouw und ging nach unten, um die Sicherung wieder einzuschalten. »Besser so?« fragte sie und drückte den Schalter nach unten. Im Schlafzimmer des Kommandanten eine Treppe höher zuckte das Bein heftig und rührte sich nicht mehr.

»Nur nicht loslassen, ich geb dir von unten ‘n Schubs«, sagte der Mann vom Elektrizitätswerk und kletterte aufs Bett.

Mrs. Roussouw tauchte wieder aus dem Schrank unter der Treppe auf und ging nach oben. So langsam brachte sie das ewige Rauf und Runter ganz schön außer Atem. Sie war gerade auf dem Treppenabsatz angelangt, als schon wieder ein furchtbarer Schrei aus dem Schlafzimmer zu hören war. Sie rannte hinein und fand den Elektromann unter einem Haufen Mörtel auf dem Bett des Kommandanten liegen.

»Was ist denn nun los?« fragte sie. Der Mann wischte sich das Gesicht und sah vorwurfsvoll zu dem Bein hoch.

»Da ist Saft drin«, sagte er schließlich.

»Was hast du denn gedacht?« ertönte eine Stimme vom Dachboden.

»Ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll«, sagte Mrs. Roussouw.

»Ich aber«, sagte der Elektromann zu ihr und setzte sich auf. »Ich denke, Sie sollten runtergehen und den Strom nochmal ausschalten. Eher faß ich das Bein nicht mehr an.«

Mrs. Roussouw wandte sich müde wieder der Treppe zu.

»Das ist aber das letzte Mal«, sagte sie zu dem Mann. »Ich renn doch nicht andauernd rauf und runter.«

Schließlich gelang es ihnen mit Hilfe der schwarzen Sträflinge, den bewußtlosen Mann vom Wasserwerk vom Dachboden runterzuschaffen, und Mrs. Roussouw wurde dazu überredet, auf dem Sofa im Wohnzimmer des Kommandanten an ihm die Mund-zu-Mund-Atmung auszuführen.

»Bringen Sie erst diese Kaffern hier raus, bevor ich das mache«, sagte sie zu dem Elektromann. »Ich tu sowas nicht, wenn die dabei zukucken. Das bringt sie vielleicht bloß auf Gedanken.« Der Elektromann scheuchte die Gefangenen hinaus, und bald darauf war der Mann vom Wasserwerk soweit wieder hergestellt, daß er zur Polizeidienststelle zurückgebracht werden konnte.

»Tollpatschige Idioten«, fauchte Verkampf, als sie ihm Bericht erstatteten. »Ich sagte, zapft das Haus an, und nicht, haut es in Stücke.«

Als Kommandant van Heerden am Abend nach Hause kam, fand er sein Haus in erheblicher Unordnung vor, und fast alle Leitungen waren gekappt. Er versuchte, sich einen Tee zu machen, aber es kam kein Wasser aus dem Hahn. Er brauchte zwanzig Minuten, bis er den Absperrhahn entdeckte, und nochmal zwanzig Minuten, bis er einen passenden Schraubenschlüssel fand. Er füllte seinen Fünf-Minuten-Wasserkessel und wartete eine halbe Stunde darauf, daß er kochte, um am Ende festzustellen, daß das Wasser darin noch immer eiskalt war.

»Was zum Teufel ist denn hier los?« überlegte er, während er einen Topf mit Wasser füllte und auf den Herd stellte. Zwanzig Minuten später kramte er unter der Treppe rum und versuchte, mit Hilfe einer Schachtel Streichhölzer den Sicherungskasten zu finden. Er hatte bereits alle Sicherungen rausgedreht und wieder reingeschraubt, als er bemerkte, daß der Hauptschalter auf »AUS« stand. Mit einem erleichterten Seufzer drückte er ihn runter auf »EIN«. Im Sicherungskasten gab es einen lauten Knall, und das Licht, das in der Diele für einen Augenblick angegangen war, ging wieder aus. Der Kommandant brauchte nochmal eine halbe Stunde, um den Sicherungsdräht zu finden, aber da hatte er keine Streichhölzer mehr. Angewidert gab er auf, verließ das Haus und aß Abendbrot in einem griechischen Café ein Stück die Straße runter.

Als Kommandant van Heerden wieder nach Hause kam, stand seine Laune auf Sturm. Mit einer Taschenlampe, die er sich bei einer Autowerkstatt geliehen hatte, leuchtete er sich die Treppe rauf und war entsetzt von dem Durcheinander in seinem Schlafzimmer. In der Decke war ein riesiges Loch, und das Bett war voller Mörtel. Der Kommandant setzte sich auf den Bettrand und leuchtete mit seiner Lampe in das Loch an der

Zimmerdecke. Schließlich griff er zum Telefon auf seinem Nachttisch und wählte die Nummer der Polizeidienststelle. Er saß da und guckte aus dem Fenster und fragte sich; warum es so lange dauerte, bis der Diensthabende rangeholt wurde, als er bemerkte, daß das, was wie ein Schatten unter dem Jacarandabaum auf der anderen Straßenseite aussah, eine Zigarette rauchte. Der Kommandant legte den Hörer wieder auf und ging zum Fenster hinüber, um genauer nachzusehen. Den Blick in die Finsternis gerichtet, bemerkte er zu seiner Überraschung unter einem anderen Baum noch einen Schatten. Er überlegte gerade, was die zwei Schatten hier täten, wenn sie sein Haus beobachteten, als das Telefon hinter ihm auf dem Bett wütend zu piepen begann. Der Kommandant nahm den Hörer ab, um gerade noch zu hören, wie der Diensthabende seinen wieder auflegte. Fluchend wählte er nochmal, überlegte sich's anders, ging rüber ins Badezimmer, das den ganzen Garten hinter seinem Haus überblickte, und öffnete das Fenster. Ein leichter Wind wehte herein, der die Gardinen blähte. Der Kommandant spähte hinaus und war eben zu dem Schluß gekommen, daß in seinem Garten keine Eindringlinge seien, als sich ein Azaleenbusch eine Zigarette anzündete. Im Zustand erheblicher Verwirrung eilte der Kommandant in sein Schlafzimmer zurück und rief die Polizei an.

»Ich werde beobachtet«, erklärte er dem Diensthabenden, als der Kerl endlich ans Telefon ging.

»Ach wirklich?« sagte der Sergeant, der es gewohnt war, mitten in der Nacht von irgendwelchen Verrückten angerufen zu werden, die ihm erzählten, sie würden bespitzelt. »Und wer beobachtet Sie?«

»Das weiß ich nicht«, flüsterte der Kommandant. »Zwei Männer sind vor dem Haus und einer ist hinten in meinem Garten.«

»Warum flüstern Sie denn?« fragte der Sergeant.

»Weil ich beobachtet werde, natürlich. Warum sollte ich denn sonst flüstern?« fauchte er Kommandant *sotto voce*.

»Keine Ahnung«, sagte der Sergeant. »Ich notier das mal eben. Sie sagten, Sie werden von zwei Männern im Vorgarten und von einem im Garten hinter dem Haus beobachtet. Ist das korrekt?«

»Nein«, sagte der Kommandant, der rapide die Geduld mit dem Diensthabenden verlor.

»Aber Sie sagten doch eben...«

»Ich sagte, es wären zwei Männer vor meinem Haus und einer im Garten hinter dem Haus«, sagte der Kommandant, der versuchte, die Fassung zu bewahren.

»Zwei... Männer... vor... meinem... Haus«, sagte der Sergeant während er das langsam niederschrieb. »Ich notier's mir nur«, erklärte er dem Kommandanten, als der fragte, was zum Teufel er zu tun gedenke.

»Na, da beeilen Sie sich gefälligst«, brüllte der Kommandant, der die Kontrolle über sich verlor. »Ich hab ein ekelhaft großes Loch in der Decke über meinem Bett, und in mein Haus ist eingebrochen worden«, fuhr er fort und wurde für seine Mühe damit belohnt, daß er hörte, wie der Sergeant jemand anderem im Polizeirevier mitteilte, daß er schon wieder einen Irren an der Strippe habe.

»Also dann, berichtigen Sie mich, wenn ich mich irre«, sagte der Sergeant, ehe der Kommandant ihm wegen Gehorsamsverweigerung einen Rüffel geben konnte, »Sie sagen, daß drei Männer Ihr Haus beobachten, daß Sie ein ekelhaft großes Loch in der Decke haben und daß in Ihr Haus eingebrochen worden ist? Ist das richtig? Haben Sie nichts vergessen?«

Kommandant van Heerden befand sich in seinem Schlafzimmer am Rande eines Schlaganfalls. »Nur eines«, schrie er ins Telefon, »hier spricht Ihr befehlshabender Offizier,

Kommandant van Heerden. Und ich befehle Ihnen, sofort einen Streifenwagen herzuschicken.«

Mißtrauisches Schweigen folgte dieser grimmigen Mitteilung. »Hören Sie mich?« brüllte der Kommandant. Es war offenbar, daß der Dienstuende das nicht tat. Der hatte die Hand über die Muschel gelegt, aber der Kommandant hörte trotzdem, wie er dem Wachtmeister, der mit ihm Dienst hatte, erzählte, daß der Anrufer total übergeschnappt sei. Der Kommandant knallte seinen Hörer auf die Gabel und überlegte, was man tun könne. Schließlich stand er auf und ging ans Fenster. Die unheimlichen Beobachter waren immer noch da. Der Kommandant schlich sich auf Zehenspitzen zu seiner Kommode und kramte in der Schublade mit den Socken nach seinem Revolver. Er nahm ihn heraus und überzeugte sich, daß er geladen sei, und nachdem er zu dem Schluß gekommen war, daß wegen des Lochs in der Decke sein Schlafzimmer nicht zu verteidigen sei, war er gerade leise auf dem Weg nach unten, als in seinem Schlafzimmer das Telefon zu klingeln begann. Einen Moment lang überlegte der Kommandant, ob er's einfach klingeln lassen solle, als ihm einfiel, daß es vielleicht der Diensthabende wäre, der zurückriefe, um sich zu versichern, daß der Kommandant eben angerufen habe, und er hastete wieder nach oben. Er wollte eben den Hörer abnehmen, da hörte das Klingeln auf.

Kommandant van Heerden wählte die Nummer der Polizeidienststelle.

»Haben Sie mich eben angerufen?« fragte er den Dienstuenden.

»Kommt drauf an, wer Sie sind«, erwiederte der Sergeant.

»Ich bin Ihr Vorgesetzter«, schrie der Kommandant.

Der Sergeant dachte darüber nach. »Okay«, sagte er schließlich, »legen Sie auf und wir rufen zurück, um sicher zu sein.«

Der Kommandant sah den Hörer rachsüchtig an. »Hören Sie

zu«, sagte er, »meine Nummer ist 54 88. Sie können das kontrollieren, und ich warte so lange«.

Fünf Minuten später rasten aus ganz Piemburg Streifenwagen auf Kommandant van Heerdens Haus zu, und der Diensthabende fragte sich, was er dem Kommandanten am nächsten Morgen sagen solle.

### 3

Luitenant Verkamp fragte sich so ziemlich das gleiche. Die Nachricht von dem Fiasko im Haus des Kommandanten erreichte ihn über Sergeant Breitenbach, der den Abend damit verbracht hatte, das Telefon des Kommandanten anzuzapfen, und die Geistesgegenwart besaß, den Beobachtungsposten den Befehl zu geben, sich aus der Gegend zu verdrücken, ehe die Streifenwagen dort ankamen. Leider blieben die im ganzen Haus des Kommandanten verteilten Mikrofone da, und Luitenant Verkamp konnte sich ausmalen, daß ihr Vorhandensein seine Beziehungen zum Kommandanten kaum verbessern würde, falls sie gefunden werden sollten.

»Ich hab's Ihnen ja gesagt, die ganze Sache war ein Fehler«, sagte Sergeant Breitenbach, während Luitenant Verkamp sich anzog.

Verkamp war ganz anderer Ansicht. »Warum macht er so ein Faß auf, wenn er nicht irgendwas zu verbergen hat?« fragte er.

»Wegen dem Loch in der Decke schon mal«, sagte der Sergeant. Luitenant Verkamp sah das nicht so.

»Könnte jedem passiert sein«, sagte er. »Außerdem wird er sowieso dem Wasserwerk die Schuld daran geben.«

»Ich glaube nicht, daß sie die Verantwortung dafür übernehmen«, sagte der Sergeant.

»Je heftiger sie's abstreiten, desto mehr wird er glauben, sie waren es«, sagte Verkamp, der ein bißchen was von Psychologie verstand. »Ich denke mir aber auf alle Fälle was aus, um die Wanzen zu erklären, keine Bange.«

Er ließ den Sergeant wegtreten, fuhr zum Polizeibüro und war die halbe Nacht damit beschäftigt, sich ein Memorandum aus den Fingern zu saugen, das er dem Kommandanten am nächsten Morgen auf den Schreibtisch legen könnte.

Aber schließlich brauchte er es gar nicht. Als Kommandant van Heerden in der Polizeidienststelle eintraf, war er entschlossen, jemanden, ganz gleich wen, den Schaden an seinem Eigentum bezahlen zu lassen. Er war nicht sicher, welches von den Stadtwerken er verantwortlich machen sollte, und Mrs. Roussouws Erklärungen hatten auch kein Licht in die Angelegenheit gebracht.

»Gott, Sie sehen ja furchtbar aus«, sagte sie, als der Kommandant zum Frühstück runterkam, nachdem er sich mit kaltem Wasser rasiert hatte.

»Mein Scheiß Haus auch«, sagte der Kommandant und betupfte seine Wange mit einem Blutstiller.

»Diese Ausdrücke«, funkte Mrs. Roussouw zurück. Kommandant van Heerden betrachtete sie finster.

»Vielleicht sind Sie so gut, und erklären mir, was hier vorgefallen ist«, sagte er. »Als ich gestern abend heimkam, war das Wasser abgestellt, ein großes Loch in der Schlafzimmerdecke und kein Strom da.«

»Das war der Mann vom Wasserwerk«, erklärte Mrs. Roussouw. »Mit meinem eigenen Mund mußte ich ihn wieder hochbringen.«

Den Kommandanten schauderte es bei dem Gedanken.

»Und was erklärt das?« fragte er.

»Das Loch in der Decke natürlich«, sagte Mrs. Roussouw.

Der Kommandant versuchte, sich die Ereignisse in der Reihenfolge vorzustellen, wie sie sich daraus ergeben hatten, daß Mrs. Roussouw den Mann vom Wasserwerk mit ihrem eigenen Mund wieder hochgebracht hatte, worauf er durch die Decke gefallen war.

»Auf dem Dachboden?« fragte er skeptisch.

»Natürlich nicht. Lächerlich«, sagte Mrs. Roussouw. »Er suchte nach einem Loch im Wassertank. Da habe ich den Strom

eingeschaltet...«

Der Kommandant war zu verbüfft, um sie weitererzählen zu lassen.

»Mrs. Roussouw«, sagte er erschöpft, »soll ich dem entnehmen... nein, lassen wir's lieber. Ich rufe das Wasserwerk an, wenn ich im Büro bin.«

Kommandant van Heerden frühstückte, während Mrs. Roussouw seine Verwirrung dadurch noch steigerte, daß sie ihm erzählte, eigentlich sei der Mann vom Elektrizitätswerk schuld an dem Unglück, weil er den Strom nicht abgeschaltet hätte.

»Das erklärt wohl die Schweinerei hier drin«, sagte der Kommandant mit einem Blick auf den Schutthaufen unter der Spüle.

»Oh nein, das war der Gasemann«, sagte Mrs. Roussouw.

»Wir benutzten doch gar kein Gas«, sagte der Kommandant.

»Weiß ich, hab ich ihm auch gesagt, aber er sagte, in der Hauptleitung war ein Loch.«

Der Kommandant frühstückte zu Ende und begab sich im Zustand äußerster Verwirrung ins Polizeibüro. Obwohl es den Streifenwagenbesetzungen nicht gelungen war, irgendeinen Beweis dafür zu finden, daß sein Haus beobachtet wurde, war der Kommandant davon überzeugt. Er hatte sogar das ungute Gefühl, auf dem Weg zur Polizeidienststelle verfolgt zu werden, aber als er über die Schulter zur Straßenecke zurücksah, war niemand zu sehen.

In seinem Büro brachte er am Telefon eine Stunde damit zu, den Direktoren von Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerk Vorträge zu halten, um der Affäre auf den Grund zu kommen. Es bedurfte der Anstrengung aller drei Direktoren, um ihn davon zu überzeugen, daß ihre Leute niemals den Auftrag erhalten hatten, sein Haus zu betreten, daß mit seiner Strom- oder Wasserleitung alles absolut in Ordnung sei, daß es im Umkreis

von einer Meile um sein Haus keinen Verdacht auf ein Loch in der Gasleitung gegeben habe und daß sie schließlich für die seinem Eigentum zugefügten Schäden nicht verantwortlich gemacht werden könnten. Der Kommandant hielt mit seiner Ansicht zu diesem letzten Punkt zurück und sagte, er werde seinen Anwalt konsultieren. Der Direktor des Wasserwerks erklärte ihm, daß es ohnehin nicht Aufgabe seiner Behörde sei, Löcher in Wassertanks zu flicken, und der Kommandant sagte, es wäre auch niemandes Aufgabe, in die Decke seines Schlafzimmers riesige Löcher zu machen, und er werde ganz gewiß nicht für das Vorrecht bezahlen, welche gemacht zu bekommen.

Nachdem er mit diesem Austausch von Höflichkeiten seinen Blutdruck auf eine gefährliche Höhe gebracht hatte, schickte er nach dem Diensthabenden, der aus dem Bett geholt wurde, um am Telefon eine Erklärung für sein Verhalten abzugeben.

»Ich dachte, es wäre ein Jux«, sagte er zum Kommandanten.  
»Das lag daran, wie Sie geflüstert haben.«

Der Kommandant flüsterte jetzt nicht. Seine Stimme war in den Zellen zwei Stockwerke tiefer zu hören. »Ein Jux?« brüllte er den Sergeant an. »Sie hielten das für einen Jux?«

»Ja, Sir, das kommt jede Nacht ein paarmal vor.«

»Was für ein Jux denn?« fragte der Kommandant.

»Leute rufen an und sagen, sie wären beraubt worden oder vergewaltigt oder sonstwas. Meistens Frauen.«

Kommandant van Heerden erinnerte sich an die Zeit, als er Diensthabender war, und mußte zugeben, daß viele nächtliche Anrufer blinder Alarm gewesen waren. Er entließ den Sergeant mit einer Rüge. »Wenn ich Sie das nächstmal anrufe«, sagte er, »wünsche ich keine langen Diskussionen. Verstanden?« Der Sergeant verstand und wollte gerade das Büro verlassen, als der Kommandant sich das ganze nochmal überlegt hatte. »Wo zum Teufel wollen Sie denn jetzt hin?« fauchte der Kommandant.

Der Sergeant sagte, da er die ganze Nacht auf gewesen sei, gedenke er, jetzt wieder ins Bett zu gehen. Der Kommandant hatte andere Pläne für ihn. »Ich beauftrage Sie mit der Untersuchung des Einbruchs in meinem Haus«, sagte er. »Bis heute nachmittag wünsche ich einen erschöpfenden Bericht darüber, wer dafür verantwortlich war.«

»Ja, Sir«, sagte der Sergeant müde und verließ das Büro. Auf der Treppe begegnete er Luitenant Verkramp, der auch ziemlich erschöpft aussah.

»Er will bis heute nachmittag einen vollständigen Bericht über den Einbruch haben«, teilte der Sergeant Verkramp mit. Der Luitenant seufzte, ging die Treppe wieder nach oben und klopfte beim Kommandanten an.

»Herreinspaziert«, schrie der Kommandant. Luitenant Verkramp spazierte herein. »Was ist denn mit Ihnen los, Verkramp? Sie sehen ja aus, als wären Sie heute Nacht versumpft.«

»Nur ein seichter Kragenmampf«, sprudelte es aus Verkramp hervor, den der Scharfblick des Kommandanten total entnervte.

»Ein was?«

»Ein leichter Magenkampf«, sagte Verkramp, der versuchte, die Zunge unter Kontrolle zu bekommen. »War nur ein kleiner Fern... äh... Versprecher.«

»Reißen Sie sich doch um Gottes willen zusammen, Luitenant«, sagte der Kommandant zu ihm.

»Ja, Sir«, sagte Verkramp.

»Weswegen sind Sie zu mir gekommen?«

»Es ist wegen dieser Geschichte bei Ihnen zu Hause, Sir«, sagte Verkramp, »ich habe ein paar Informationen, die für Sie vielleicht von Interesse sind.«

Kommandant van Heerden seufzte. Er hätte sich doch denken können, daß Verkramp seine dreckigen Finger speziell in diesem

Spiel hätte. »Ja und?«

Luitenant Verkamp schluckte nervös. »Wir von der Sicherheitsabteilung«, begann er, womit er die Last und Verantwortung so weit wie möglich verteilte, »haben vor kurzem Informationen darüber erhalten, daß versucht werden sollte, Ihrem Haus Abhörmikrofone zu installieren.« Er unterbrach sich, um zu sehen, wie der Kommandant die Nachricht aufnahm. Kommandant van Heerden reagierte wie vorausberechnet. Er richtete sich in seinem Sessel auf und starrte Verkamp entsetzt an.

»Großer Gott«, sagte er, »Sie meinen...«

»Richtig, Sir«, sagte Verkamp. »Auf diese Information hin ließ ich Ihr Haus rund um die Uhr überwachen...«

»Sie meinen...«

»Genau, Sir«, fuhr Verkamp fort. »Sie haben wahrscheinlich bemerkt, daß Ihr Haus beobachtet wurde.«

»Stimmt«, sagte der Kommandant, »ich habe sie vergangene Nacht dort gesehen...«

Verkamp nickte. »Meine Leute, Sir.«

»Auf der anderen Straßenseite und hinten in meinem Garten«, sagte der Kommandant.

»Genau, Sir«, bestätigte Verkamp, »wir dachten, sie kämen vielleicht wieder.«

Der Kommandant verlor den Faden. »Wer käme vielleicht wieder?«

»Die kommunistischen Saboteure, Sir.«

»Kommunistische Saboteure? Was zum Teufel sollten denn kommunistische Saboteure in meinem Haus wollen?«

»Wanzen reinsetzen, Sir«, sagte Verkamp. »Nach dem Fehlschlag ihres gestrigen Versuchs dachte ich, sie kämen vielleicht wieder.«

Kommandant van Heerden nahm seinen ganzen Mut zusammen.

»Wollen Sie damit sagen, daß alle diese Gasmänner und Leute vom Wasserwerk in Wirklichkeit kommunistische Saboteure waren...?«

»Verkleidet, Sir. Zum Glück wurde dank der Bemühungen meiner Gegenagenten der Versuch vereitelt. Einer von den Kommunisten fiel durch die Decke...«

Kommandant van Heerden lehnte sich befriedigt in seinem Sessel zurück. Er hatte die Person gefunden, die für das Loch in der Schlafzimmerdecke verantwortlich war. »Es war also Ihre Schuld?« sagte er.

»Absolut«, gab Verkamp zu, »und wir werden dafür sorgen, daß der Schaden sofort behoben wird.«

Die Neuigkeiten nahmen dem Kommandanten eine große Last von der Seele. Andererseits stand er immer noch vor einem ziemlichen Rätsel.

»Was ich vor allen Dingen nicht verstehe, das ist, warum diese Kommunisten ausgerechnet mein Haus anzapfen wollen. Wer sind die überhaupt?« fragte er.

»Leider kann ich noch keine Identität preisgeben«, sagte Verkamp und wich damit auf das Bureau of State Security aus. »Anweisung von BOSS.«

»Bloß, welchen Zweck zum Kuckuck soll es haben, mein Haus anzuzapfen?« fragte der Kommandant, der nicht so dumm war, Anweisungen von BOSS in Zweifel zu ziehen. »Ich sage doch dort nie was Wichtiges.«

Dem stimmte Verkamp zu. »Aber das konnten die nicht wissen, Sir«, sagte er. »Unsere Informationen deuten jedenfalls darauf hin, daß man Material in die Hände zu bekommen hoffte, mit dem man Sie erpressen wollte.« Er sah Kommandant van Heerden sehr scharf an, um zu sehen, wie er reagieren würde.

Der Kommandant war entsetzt.

»Allmächtiger Himmel!« keuchte er und wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch. Verkamp nutzte sofort seinen Vorteil.

»Wenn die über Sie etwas hätten rauskriegen können, was Sexuelles, irgendwas ‘n bißchen Perverses...« Er zögerte. Der Kommandant schwitzte unwahrscheinlich. »... da hätten sie Sie doch am Wickel gehabt, stimmt’s?« Im stillen mußte sich Kommandant van Heerden gestehen, daß das stimmte, aber er gab das Lieutenant Verkamp natürlich nicht zu. Er ging den Katalog seiner nächtlichen Gewohnheiten durch und kam zu dem Schluß, daß es darunter einige gebe, von denen die Welt besser nichts wüßte.

»Diese hinterhältige Saubande«, murmelte er und sah Verkamp mit einem Blick an, der an Respekt grenzte. Der Lieutenant war also doch kein solcher Dummkopf. »Was werden Sie jetzt tun?« fragte er.

»Zweierlei«, sagte Verkamp. »Das erste ist, den Argwohn der Kommunisten soweit wie möglich stillen, indem wir diese Sache mit Ihrem Haus einfach ignorieren. Sollen die doch denken, wir wüßten gar nicht, was sie im Schilde führen. Schieben wir doch dem Gas... öh... Wasserwerk die Schuld in die Schuhe.«

»Das habe ich bereits getan«, sagte der Kommandant.

»Gut. Wir müssen uns darüber klar sein, daß dieser Vorfall Teil einer das ganze Land überziehenden Verschwörung ist, mit der die Moral der Südafrikanischen Polizei unterminiert werden soll. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß wir nichts überhasten.«

»Merkwürdig«, sagte der Kommandant. »Im ganzen Land? Ich hatte keine Ahnung, daß es noch so viele Kommunisten auf freiem Fuße gibt. Ich dachte, wir hätten die Scheißkerle schon vor Jahren alle geschnappt.«

»Sie sprießen wie Drachenzähne aus dem Boden«, versicherte ihm Verkamp.

»Ja, das müssen sie wohl«, sagte der Kommandant, der die Sache so wirklich noch nie betrachtet hatte. Luitenant Verkamp fuhr fort: »Nach dem Fehlschlag ihrer Sabotagetätigkeit gingen sie in den Untergrund.«

»Mußten sie ja wohl«, sagte der Kommandant, den immer noch der Gedanke an die Drachenzähne beschäftigte.

»Sie haben sich reorganisiert und eine neue Kampagne gestartet. Erst, um unsere Moral zu untergraben, und dann, wenn das getan ist, werden sie mit einer neuen Sabotagewelle beginnen«, erklärte Verkamp.

»Soll das heißen«, fragte der Kommandant, »daß sie gezielt versuchen, in den Besitz von Fakten zu gelangen, um damit im ganzen Land Polizeibeamte zu erpressen?«

»Genau, Sir«, sagte Verkamp. »Ich habe Grund zur Annahme, daß sie speziell an sexuellen Entgleisungen südafrikanischer Polizeibeamter interessiert sind.«

Der Kommandant versuchte sich irgendeine sexuelle Entgleisung vorzustellen, die er sich in letzter Zeit hätte zu Schulden kommen lassen, es fiel ihm zu seinem Bedauern aber keine ein. Andererseits konnte er sich Tausende vorstellen, die von den Leuten unter seinem Kommando begangen wurden.

»Na«, sagte er schließlich, »nur gut, daß Wachtmeister Els nicht mehr unter uns ist. Der Dreckskerl ist gerade rechtzeitig abgekratzt, wie die Sache sich anhört.«

Verkamp lächelte. »Das war mir auch schon durch den Kopf gegangen«, sagte er. Wachtmeister Els' Heldenataten auf dem Gebiet rassenschänderischen Beischlafs waren bei der Piemburger Polizei schon zur Legende geworden.

»Trotzdem sehe ich immer noch nicht, was Sie unternehmen

wollen, um diese verfluchte Kampagne zu stoppen«, fuhr der Kommandant fort. »Wenn nicht Els, so gibt es doch immer noch jede Menge Beamte, deren Sexualleben zu wünschen übrig läßt.«

Luitenant Verkamp war entzückt. »Ganz meine Meinung« , sagte er und zog Dr. von Blimensteins Fragebogen aus der Tasche. »Ich habe an dem Problem mit einem führenden Mitglied des psychiatrischen Berufsstandes gearbeitet«, sagte er, »und ich glaube, wir haben uns da was einfallen lassen, was dazu dienen könnte, Hinweise auf die Offiziere und Beamten zu liefern, die für diese Form kommunistischer Infiltration am anfälligsten sind.«

»Wirklich?« sagte der Kommandant, der sich denken konnte, wer das führende Mitglied des psychiatrischen Berufsstandes war. Luitenant Verkamp reichte ihm den Fragebogen.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, Sir«, sagte er, »würde ich diese Fragebogen gern an alle Männer dieser Dienststelle verteilen. Mit den Antworten, die wir bekommen, sollte es möglich sein, alle denkbaren Opfer einer Erpressung herauszusieben.«

Kommandant van Heerden sah auf den Fragebogen, der die harmlose Überschrift »Persönlichkeitstest« und den Hinweis »Streng vertraulich« trug. Er warf einen Blick auf die ersten paar Fragen und fand keine, die ihn beunruhigte. Offenbar drehten sie sich um den Beruf des Vaters und um Alter und Zahl der Geschwister. Ehe er auch nur weitergucken konnte, erklärte ihm Verkamp, daß er von Pretoria Anweisungen habe, diese Untersuchung durchzuführen.

»BOSS?« fragte der Kommandant.

»BOSS«, sagte Verkamp.

»In dem Fall«, sagte der Kommandant, »machen Sie weiter.«

»Den hier lasse ich Ihnen zum Ausfüllen da«, sagte Verkamp und verließ das Büro, froh über den Ausgang der Dinge. Er gab

Sergeant Breitenbach den Befehl, die Fragebögen zu verteilen, und rief Dr. von Blimenstein an, um ihr mitzuteilen, daß alles, wenn auch nicht nach Plan, da er keinen hatte, so doch wenigstens nach den vorhandenen Möglichkeiten verlaufe. Dr. von Blimenstein hörte das mit großer Freude, und bevor Verkamp bewußt wurde, was er tat, stellte er fest, daß er sie für den Abend zu sich zum Essen eingeladen hatte. Erstaunt über sein Glück legte er den Hörer auf. Es kam ihm kein einziges Mal in den Sinn, daß all die Lügen über kommunistische Erpresser, die er dem Kommandanten aufgetischt hatte, außerhalb seiner verdrehten Phantasie keine Realität besaßen. Seine berufliche Aufgabe war, Staatsfeinde auszurotten, und daraus folgte, daß es Staatsfeinde gab, die auszurotten waren. Die genauen Einzelheiten ihrer Tätigkeiten waren ihm, wenn überhaupt, kaum wichtig. Wie er einmal vor Gericht erklärt hatte, war es das Grundprinzip der Subversion, das zählte, und nicht die Einzelheiten.

Wenn Verkamp damit zufrieden war, wie die Dinge liefen - Kommandant van Heerden, der am Schreibtisch saß, den Fragebogen vor sich, war es nicht. Die Geschichte, die ihm der Lieutenant erzählt hatte, war recht überzeugend. Der Kommandant hatte keinen Zweifel, daß kommunistische Unruhestifter in Zululand am Werke seien - nichts anderes konnte die Widerspenstigkeit der Zulus in der Stadt gegen die letzte Fahrpreiserhöhung der Busse erklären. Aber die Saboteure, die als Gasmänner verkleidet in sein eigenes Haus eingedrungen waren, zeigten, daß in ihrer Zerstörungskampagne eine neue Phase begonnen hatte, und eine besonders beunruhigende dazu. Der Bericht des Diensthabenden, daß das Untersuchungskommando ein Mikrofon unter dem Ausguß entdeckt habe, bewies ihm nur, wie genau Lieutenant Verkramps Vorhersage gewesen war. Der Kommandant gab dem Sergeant die Anweisung, die Untersuchung der Sicherheitsabteilung zu überlassen, und sandte Verkamp eine Mitteilung, die lautete:

»Betr. unser Gespräch heute früh. Anwesenheit von Mikrofon in Küche bestätigt Ihren Bericht. Schlage vor, Sie ergreifen sofort Gegenmaßnahmen. Van Heerden.«

Mit erneutem Vertrauen in die Fähigkeiten seines Stellvertreters beschloß der Kommandant, sich an den Fragebogen zu machen, den Verkamp ihm gegeben hatte. Er füllte die ersten paar Fragen recht frohgemut aus, und erst als er umblätterte, dämmerte ihm langsam, daß er nach und nach in einen Sumpf erotischer Geständnisse geführt wurde, wo jede Frage ihn nur noch tiefer hineinzog.

»Hatten Sie ein schwarzes Kindermädchen?« erschien recht harmlos, und der Kommandant setzte »Ja« ein, um zu entdecken, daß die nächste Frage lautete: »Größe der Brüste? Groß. Mittel. Klein.« Nach leichtem Zögern, das nicht frei von Unruhe war, kreuzte er »Groß« an, um sich als nächstes Gedanken zur Frage »Länge der Brustwarzen? Lang. Mittel. Kurz« machen zu müssen. »Das ist aber ‘ne verdammt komische Tour, den Kommunismus zu bekämpfen«, dachte er und versuchte sich an die Länge der Brustnippel seines Kindermädchens zu erinnern. Schließlich strich er »Lang« an und sah sich der Frage gegenüber: »Hat schwarzes Kindermädchen Geschlechtsteile gestreichelt? Oft. Manchmal. Selten.« Der Kommandant suchte verzweifelt nach »Nie«, konnte es aber nicht finden. Schließlich kreuzte er »Selten« an und wandte sich der nächsten Frage zu. »Alter der erste Ejakulation? Drei Jahre, vier Jahre...«

»Überlassen aber nicht viel dem Zufall«, dachte der Kommandant, der empört versuchte, sich zwischen sechs Jahren, was absolut nicht stimmte, aber weniger geeignet schien, seine Autorität zu untergraben, und sechzehn Jahren zu entscheiden, was richtiger war. Er hatte gerade als Kompromiß acht Jahre eingesetzt, weil er mal mit zehn Jahren einen nächtlichen Samenerguß gehabt hatte, als er bemerkte, daß er in eine Falle getappt war. Die nächste Frage lautete: »Alter des

ersten nassen Traums?« Diesmal fing die Liste der Möglichkeiten mit zehn Jahren an. Als er endlich seine Antwort zur vorigen Frage ausradiert hatte, um sie mit dem Naßtraum mit elf Jahren in Einklang zu bringen, war der Kommandant so allmählich durch und durch schlechter Laune. Er griff zum Telefon und rief in Verkamps Büro an. Sergeant Breitenbach war am Apparat.

»Wo ist Verkamp?« wollte der Kommandant wissen. Der Sergeant sagte, der sei weggegangen, und ob er nicht helfen könne. Der Kommandant sagte, das bezweifle er. »Es geht um diesen verdammten Fragebogen«, erklärte er dem Sergeant. »Wer kriegt den eigentlich zu lesen?«

»Ich denke, Frau Dr. von Blimenstein hat die Absicht«, sagte der Sergeant. »Sie hat ihn ja gemacht.«

»Ach ja?« knurrte der Kommandant. »Na, dann können Sie Lieutenant Verkamp mitteilen, daß ich nicht die Absicht habe, Frage fünfundzwanzig zu beantworten.«

»Welche ist denn das?«

»Das ist die, die lautet: ›Wie oft masturbieren Sie täglich?‹«, sagte der Kommandant. »Sie können Verkamp sagen, daß ich es für einen Einbruch in meine Privatsphäre halte, Fragen wie diese zu stellen.«

»Ja, Sir«, sagte der Sergeant, der die möglichen Antworten auf dem Fragebogen musterte, die von fünfmal bis fünfundzwanzigmal reichten.

Der Kommandant knallte den Hörer auf die Gabel, schloß den Fragebogen in seinen Schreibtisch ein und ging in miesester Laune zum Essen. »Drecksweib, will solche Sachen wissen«, dachte er, als er die Treppe hinunterstampfte, und er brummte immer noch vor sich hin, als er mit dem Essen in der Polizeikantine fertig war. »Ich bin im Golfclub, wenn jemand nach mir fragt«, teilte er dem Diensthabenden mit und verließ das Polizeibüro. Er brachte ein paar Stunden mit dem nutzlosen

Versuch zu, einen Ball die Bahn entlang zu schlagen, ehe er sich mit dem Gefühl ins Clubhaus zurückzog, daß dies nicht einer seiner Glückstage sei.

Er bestellte sich beim Barmann einen doppelten Brandy und ging damit hinaus an einen Tisch auf der Terrasse, wo er sitzen und erfahreneren Spielern beim ersten Schlag zusehen konnte. Er saß da, saugte die englische Atmosphäre ein und versuchte, die quälende Gewißheit loszuwerden, daß der ruhige Lauf seines Lebens irgendwie auf geheimnisvolle Weise unterhöhlt werde, als ein Knirschen auf dem Kies im Hof des Clubhauses ihn sich über die Schulter umsehen ließ. Ein Vorkriegs-Rolls-Royce hatte soeben geparkt, und die Insassen stiegen aus. Einen Augenblick lang hatte der Kommandant das merkwürdige Gefühl, in die zwanziger Jahre zurückversetzt zu sein. Die beiden Männer, die vorn ausstiegen, trugen Knickerbockers und Hüte, die schon fünfzig Jahre aus der Mode waren, und ihre beiden Begleiterinnen trugen Sonnenschirme und steckten in etwas, das der Kommandant für Karnevalskostüme mit Glockenhüten hielt. Aber es waren weniger die Kleider oder der makellose Vorkriegs-Rolls als die Stimmen, die den Kommandanten so tief berührten. Hoch und auf träge Weise arrogant, schienen sie wie ein Nachhall aus der englischen Vergangenheit zu ihm zu gelangen, und mit ihnen erreichte ihn die plötzliche Gewißheit, daß trotz allem alles gut war auf der Welt. Die Servilität, die zu Kommandant van Heerdens innerstem Wesen gehörte und die keine von ihm auch noch so sehr zur Schau getragene Autorität je tilgen konnte, begann ekstatisch in ihm zu zittern, als die kleine Gruppe an ihm vorbeiging, ohne auch nur mit einem Blick zu zeigen, daß sie von seiner Anwesenheit Notiz genommen hätte. Es war genau dieses Insichselbst-Vertieftsein bis zu einem Punkt, wo es das Ich überstieg und etwas Unwandelbares und Absolutes wurde, eine gottähnliche Selbstherrlichkeit, die Kommandant van Heerden stets in den Engländern zu finden gehofft hatte. Und

hier sah er sie nun vor sich im Piemburger Golfclub in Gestalt von vier Damen und Herren mittleren Alters, deren alernes Geschwätz der unwiderlegbare Beweis dafür war, daß er trotz Kriegen, Katastrophen und drohenden Revolutionen nichts Wichtiges gab, worüber man sich sorgen mußte. Besonders bewunderte der Kommandant die Eleganz, mit der der Anführer des Quartetts, ein rötlicher Mann in den Fünfzigern, mit den Fingern nach dem schwarzen Golfjungen schnippte, ehe er zur ersten Abschlagstelle hinüberging.

»Ist ja absolut köstlich«, kreischte eine von den Damen über nichts Besonderes, als sie ihm folgten.

»Ich habe doch immer schon gesagt, Boy ist ein Bestrafungsfanatiker«, sagte der rötliche Mann, ehe sie außer Hörweite waren.

Der Kommandant blickte ihnen nach, dann lief er eilig in die Bar, um sich beim Barmann Auskunft zu holen.

»Nennen sich Dornford Yates-Club«, berichtete ihm der Barmann. »Fragen Sie mich nicht, warum. Jedenfalls takeln sie sich auf und reden gespreizt über eine Firma namens Bury & Co., die vor ein paar Jahren pleite ging. Der Kerl mit dem roten Gesicht ist Colonel Heathcote-Kilkoon. Er ist der, den sie Bury nennen. Die pummelige Lady ist seine Alte. Der andere Typ ist Major Bloxham. Nennen ihn Boy, was das Dollste dabei ist, denn er muß mindestens achtundvierzig sein. Wer die dünne Frau ist, weiß ich nicht.«

»Wohnen sie hier in der Nähe?« fragte der Kommandant. Er verabscheute die ziemlich abschätzige Einstellung des Barmanns Leuten gegenüber, die ihm überlegen waren, aber er wünschte sich verzweifelt, mehr über die vier zu hören.

»Der Colonel hat ein Haus oben in der Nähe vom Piltdown Hotel, aber die meiste Zeit scheinen sie auf einer Farm in der Gegend von Underville zu verbringen. Die hat einen ganz schrägen Namen, ›White Woman‹ oder so ähnlich. Ich habe

gehört, die treiben's da oben auch ziemlich schräg.«

Der Kommandant bestellte sich noch einen Brandy und nahm ihn mit raus an seinen Tisch auf der Terrasse, um auf die Rückkehr der Gesellschaft zu warten. Wenig später gesellte sich der Barmann zu ihm, blieb in der Tür stehen und machte ein gelangweiltes Gesicht.

»Ist der Colonel schon lange hier Mitglied?« fragte der Kommandant.

»Ein paar Jahre«, sagte der Barmann, »als sie alle von Rhodesien oder Kenia oder was weiß ich woher runterkamen. Scheinen auch 'ne ganze Menge Kleingeld zu haben.«

Als der Kommandant bemerkte, daß der Mann ihn ziemlich gespannt betrachtete, trank er aus und schlenderte hinüber, um sich den alten Rolls-Royce näher anzusehen.

»1925er Silver Ghost«, sagte der Barmann, der ihm gefolgt war. »Prima Zustand.«

Der Kommandant grunzte. Langsam wurde ihm die Gesellschaft des Barmanns lästig. Er ging auf die andere Seite des Wagens, um den Barmann sogleich neben sich zu finden.

»Sind Sie wegen irgendwas hinter ihnen her?« fragte der Mann im Verschwörerton.

»Wie zum Teufel kommen Sie denn darauf?« fragte der Kommandant.

»Ich dachte ja bloß«, sagte der Barmann, und irgendwas brummelnd, daß ein Wink manchmal genauso gut sei wie ein Tip, was der Kommandant nicht begriff, ging der Mann wieder ins Clubhaus zurück. Wieder allein, beendete der Kommandant die Besichtigung des Wagens und wollte gerade weggehen, da sah er etwas auf dem Rücksitz liegen, was ihn wie angewurzelt stehenbleiben ließ. Es war ein Buch, von dessen Umschlagrückseite teilnamslos das Porträt eines Mannes blickte. Mit seinen hohen Wangenknochen, den leicht gesenkten Lidern,

der tadellos geraden Nase und dem gestutzten Schnurrbart sah das Gesicht am Kommandanten vorbei in eine helle und gesicherte Zukunft. Durch das Fenster spähend blickte Kommandant van Heerden auf das Porträt, und wie er noch so blickte, wußte er mit einer Sicherheit, die alles Verstehen überstieg, daß er sich auf seiner Suche nach dem Herzen eines englischen Gentleman unmittelbar vor einer neuen Entdeckung befand. Dort vor ihm auf dem Rücksitz des Rolls war mit einer Genauigkeit, wie er sie nie für möglich gehalten hätte, das Gesicht des Mannes abgebildet, der er immer schon sein wollte. Das Buch war von Dornford Yates und trug den Titel *Wie andere Menschen sind*. Der Kommandant nahm sein Notizbuch heraus und schrieb sich den Titel auf.

Als Colonel Heathcote-Kilkoon und seine Begleitung zum Clubhaus zurückkamen, war der Kommandant schon weg. Er hatte sich auf den Weg zur Stadtbücherei gemacht, im sicheren Wissen, daß er jetzt endlich, aus den Werken Dornford Yates', die Lösung des Rätsels erfahren werde, das ihm nun schon so lange zu denken gab, nämlich wie man ein englischer Gentleman wird.

Als Luitenant Verkamp an dem Abend das Polizeibüro verließ und nach Hause fuhr, um sich umzuziehen, war er ein äußerst glücklicher Mensch. Die Leichtigkeit, mit der er den Argwohn des Kommandanten zerstreut hatte, die Ergebnisse, die er aus den Fragebogen erhielt, die Aussicht, den Abend mit Dr. von Blimenstein zu verbringen, alles trug zum Wohlgefühl des Luitenant bei. Vor allem aber die Tatsache, daß das Haus des Kommandanten noch immer mit Abhörmikrofonen gespickt war und er im Bett liegen und jede Bewegung des Kommandanten belauschen könne, die der zu machen indiskret genug war, verlieh dem Erfolgsgefühl Verkramps erst die Würze. Wie der Kommandant, so war auch Luitenant Verkamp der Meinung, unmittelbar vor einer Entdeckung zu stehen, die sein ganzes Leben ändern und ihm vom bloßen Stellvertreter zu einer

Autoritätsstellung verhelfen würde, die seinen Fähigkeiten angemessener war. Während er darauf wartete, daß das Badewasser einlief, stellte er den Empfänger in seinem Schlafzimmer richtig ein und überprüfte das Bandgerät, das daran angeschlossen war. Bald hörte er den Kommandanten in seinem Haus herumschlurfen und Schränke auf- und zumachen. Befriedigt darüber, daß seine Abhöranlage richtig funktionierte, schaltete Verkamp sie wieder ab und ging ins Bad. Er war gerade fertig und stieg aus der Badewanne, da klingelte es an der Wohnungstür.

»Verdammmt«, sagte Verkamp, der nach einem Handtuch grapschte und sich fragte, wer zum Kuckuck ihn in diesem ungelegenen Augenblick besuchte. Er ging in den Flur, eine Tropfspur Badewasser hinter sich herziehend, machte gereizt die Tür auf und sah zu seiner Verwunderung Frau Dr. von Blimenstein auf dem Treppenabsatz stehen. »Ich brauche keine...«, sagte Verkamp, womit er automatisch auf das Wohnungstürklingeln in ungelegenen Momenten reagierte, ehe ihm klar wurde, wer ihn besuchen kam.

»Wirklich nicht, Liebling?« sagte Frau Dr. von Blimenstein mit lauter Stimme und öffnete ihren Bisammantel, unter dem ein engsitzendes Kleid aus irgendeinem ungeheuer glänzenden Stoff zum Vorschein kam. »Bist du sicher, du brauchst keine...«

»Um Gottes willen«, sagte Verkamp und blickte sich entsetzt um. Ihm war nur allzu klar, daß seine Nachbarn äußerst wohlanständige Leute waren und daß Dr. von Blimenstein trotz all ihrer Bildung und ihres beruflichen Ansehens als Psychiaterin im günstigsten Fall nicht übermäßig bedacht darauf war, die gesellschaftlichen Gepflogenheiten zu beachten. Und jetzt, wo er ein Badetuch um die Taille und die Doktorin weiß der Teufel was um die Taille und oben und unten rum trug, lag der Fall gar nicht günstig. »Komm schnell rein«, keuchte er. Ein bißchen enttäuscht vom Empfang, den er ihr bereitete, zog Dr. von Blimenstein ihren Mantel enger um sich und betrat die

Wohnung. Verkamp machte die Tür schnell zu und hastete an ihr vorbei in die Geborgenheit seines Badezimmers. »Ich habe dich noch gar nicht erwartet«, rief er leise. »Ich wollte zur Klinik kommen und dich abholen.«

»Ich konnte es nicht mehr erwarten, dich zu sehen«, schrie die Doktorin zurück, »und ich dachte, ich würde dir eine kleine Überraschung bereiten.«

»Die ist dir wirklich gelungen«, murmelte Verkamp, der verzweifelt nach einem Socken suchte, der sich irgendwo im Badezimmer versteckt hatte.

»Ich hab nicht ganz verstanden. Du mußt etwas lauter sprechen.«

Verkamp fand den Socken unter dem Waschbecken. »Ich sagte, du hast mich überrascht.« Als er sich aufrichtete, schlug er mit dem Kopf gegen das Waschbecken und fluchte.

»Du bist doch nicht böse auf mich, daß ich einfach so reingeschneit komme?« fragte die Ärztin. Im Badezimmer saß Verkamp auf dem Wannenrand und zog sich den Socken an. Er war naß.

»Nein. Natürlich nicht. Komm, wann du willst«, sagte er mürrisch.

»Meinst du das auch wirklich? Ich meine, ich möchte nicht, daß du von mir denkst, ich... naja... drängte mich auf«, fuhr die Ärztin fort, während Verkamp, der ihr immer noch versicherte, daß sie ihn so oft wie möglich besuchen solle, entdeckte, daß alle seine Sachen, die er sorgfältig auf den Klodeckel gelegt hatte, naß geworden waren, nur weil sie zu früh gekommen war. Als Lieutenant Verkamp schließlich aus dem Bad kam, fühlte er sich ausgesprochen naß und klebrig und auf den Anblick, auf den sein Auge fiel, absolut nicht vorbereitet. Dr. von Blimenstein hatte ihren Bisammantel abgelegt und lag provozierend auf seinem Sofa ausgebreitet. Sie trug ein leuchtendrotes Kleid, das mit einer Schmiegsamkeit ihre

Körperperformen umschloß, die Verkamp erstaunte und ihn sich fragen ließ, wie sie wohl da je hineingekommen sei.

»Gefällt's dir?« fragte die Doktorin und streckte sich aufreizend. Verkamp schluckte und sagte, das täte es, sehr sogar. »Das ist der neue Naß-Look aus Stretch-Nylon.« Verkamp ertappte sich dabei, wie er hypnotisiert auf ihre Brüste starre, und sah sich der entsetzlichen Vorstellung gegenüber, dazu verdonnert zu sein, in der Öffentlichkeit einen Abend mit einer Frau zu verbringen, die etwas am Leibe trug, was sowas Ähnliches wie ein halbdurchsichtiges, knallrotes Trikot war. Sein Ruf, ein nüchternes und gottesfürchtiges Leben zu führen, war etwas, worauf er immer stolz gewesen war, und als frommes Mitglied der Holländischen Reformiertenkirche in der Verwoerd Street war er über die Aufmachung der Ärztin entsetzt. Als sie zum Piltdown Hotel hinauffuhren, war sein einziger Trost der Gedanke, daß der scheußliche Fummel so eng sei, daß sie darin bestimmt nicht tanzen könne. Lieutenant Verkamp tanzte nicht. Das hielt er für Sünde.

Am Hotel öffnete der Portier den Wagenschlag, und Verkamps Gefühl gesellschaftlicher Unzulänglichkeit, das sich bereits durch die Feststellung, daß sein Volkswagen neben einem Cadillac parkte, enorm gesteigert hatte, nahm durch das Betragen des Mannes weiter zu.

»Die Brassière, bitte«, sagte Verkamp.

»Die was, Sir?« fragte der Portier, die Augen auf Dr. von Blimensteins Busen gerichtet.

»Die Brassière«, sagte Verkamp.

»Sowas haben wir hier nicht, Sir«, sagte der Portier. Dr. von Blimenstein eilte ihm zu Hilfe.

»Die Brasserie«, sagte sie.

»Ach, Sie meinen den Grillroom«, sagte der Portier, der noch immer kaum seinen Augen trauen wollte, und beschrieb ihnen den Weg zur Colour Bar. Mit Entzücken stellte Vertramp fest,

daß es dort ziemlich dunkel war, so daß er in einer Eckenste mit hohen Lehnen den Blicken der Öffentlichkeit entzogen war. Außerdem hatte Dr. von Blimenstein ihm aus der Verlegenheit geholfen und Dry Martinis beim Weinkellner bestellt, der Verkramps vergeblichen Versuchen, etwas auch nur annähernd Vertrautes auf der Weinkarte zu finden, hochnäsig zugesehen hatte. Nach den drei Martinis fühlte Verkamp sich entschieden besser.

Dr. von Blimenstein erzählte ihm von der Aversionstherapie.

»Das geht ganz einfach«, sagte sie. »Der Patient wird auf ein Bett geschnallt, und dann werden Dias über seine spezielle Perversion auf eine Leinwand projiziert. Wenn man es zum Beispiel mit einem Homosexuellen zu tun hat, zeigt man ihm Fotos mit nackten Männern.«

»Tatsächlich«, sagte Verkamp. »Wie ungeheuer interessant. Und was macht man dann?«

»Im selben Augenblick, wo man ihm das Foto zeigt, bringt man ihm auch einen Elektroschock bei.«

Verkamp war fasziniert. »Und das heilt ihn?« fragte er.

»Am Ende zeigt der Patient jedesmal, wenn ein Foto projiziert wird, Anzeichen von Angst«, sagte die Ärztin.

»Das glaube ich gern«, sagte Verkamp, dessen Experimente mit Elektroschocks bei seinen Häftlingen vollkommen die gleiche Angst hervorgerufen hatte.

»Die Behandlung muß sechs Tage ohne Unterbrechung durchgeführt werden, um wirklich erfolgreich zu sein«, fuhr Dr. von Blimenstein fort, »aber du wärest überrascht, wieviele Heilungen uns mit dieser Methode gebracht sind.«

Verkamp sagte, er wäre nicht im geringsten überrascht. Während des Essens erklärte ihm Dr. von Blimenstein, zur Behandlung der Fälle von Rassenmischung unter den Piemburger Polizeibeamten habe sie eine modifizierte Form der

Aversionstherapie im Sinn. Verkamp, der von Gin und Wein total umnebelt war, versuchte dahinterzukommen, was sie wohl meine. »Ich verstehe nicht ganz...«, begann er.

»Nackte schwarze Weiber«, sagte die Ärztin und lächelte über ihr bohlendickes Steak hinweg. »Dias von nackten schwarzen Weibern auf die Leinwand werfen und gleichzeitig einen Elektroschock beibringen.« Verkamp sah sie mit unverhüllter Bewunderung an.

»Brillant«, sagte er. »Fabelhaft. Du bist ein Genie.« Dr. von Blimenstein lächelte geziert. »Die Idee stammt nicht von mir«, sagte sie bescheiden, »aber man könnte wohl sagen, daß ich sie den südafrikanischen Bedürfnissen angepaßt habe.«

»Ein Durchbruch«, sagte Verkamp. *Der Durchbruch, könnte man sagen.«*

»Hoffen wir das beste«, murmelte die Doktorin.

»Zum Wohl«, sagte Verkamp und hob sein Glas, »ich trinke auf deinen Erfolg.«

Dr. von Blimenstein erhob ihr Glas. »Auf unseren Erfolg, Liebling, auf unseren Erfolg.« Sie tranken, und während sie tranken, kam es Verkamp vor, als sei er in seinem Leben das erste Mal wirklich glücklich. Er aß in einem schicken Hotel mit einer schönen Frau zu Abend, mit deren Hilfe er drauf und dran war, Geschichte zu machen. Nicht länger bestünde die Gefahr, daß Südafrika zu einem Land würde, in dem die Farbigen den Führern Weiß-Südafrikas Alpträume verursachten. Mit Dr. von Blimenstein an seiner Seite würde Verkamp in der ganzen Republik Kliniken aufmachen, in denen man mit Hilfe der Aversionstherapie weiße Perverse von ihren Sexgelüsten nach schwarzen Frauen heilte. Er beugte sich über den Tisch zu ihren hinreißenden Brüsten vor und ergriff ihre Hand.

»Ich liebe dich«, sagte er schlicht.

»Ich liebe dich auch«, flüsterte die Doktorin, die ihn mit einer beinahe raubtierhaften Gespanntheit anstarrte. Verkamp blickte

sich nervös im Restaurant um und stellte zu seiner Erleichterung fest, daß sie von niemandem beobachtet wurden.

»Auf anständige Art und Weise natürlich«, sagte er nach einer Pause.

Dr. von Blimenstein lächelte. »Liebe ist nie anständig, Liebling«, sagte sie. »Sie ist düster und gewalttätig und leidenschaftlich und grausam.«

»Ja... na schön...«, sagte Verkamp, der die Liebe noch nie von dieser Seite betrachtet hatte. »Ich wollte nur sagen, daß die Liebe rein ist. Das heißt, meine Liebe.«

In Dr. von Blimensteins Augen schien eine Flamme zu flackern und zu erlöschen. »Liebe heißt Begehrten«, sagte sie. Unter ihrer Nylonhülle drängten sich ihre Brüste auf den Tisch und wölbten sich mit einer mütterlichen Bedrohung vor, die Verkamp als störend empfand. Er verlagerte seine eng zusammengepreßten Beine unter dem Tisch und überlegte, was er sagen könne.

»Ich brauche dich«, flüsterte die Ärztin, die ihr Verlangen damit unterstrich, daß sie ihre rotlackierten Fingernägel dem Lieutenant in die Handfläche grub. »Ich brauche dich wahnsinnig.« Lieutenant Verkamp erschauerte unwillkürlich. Unter dem Tisch schlossen sich Dr. von Blimensteins üppige Knie eng um seine Beine. »Ich brauche dich«, wiederholte sie, und Verkamp, der allmählich den Eindruck hatte, er äße mit einem brünstigen Vulkan Abendbrot, hörte sich sagen: »Wär's nicht an der Zeit zu gehen?«, ehe ihm die Deutung klar wurde, die die Ärztin seinem plötzlichen Wunsch, die relative Sicherheit des Restaurants zu verlassen, sicherlich geben würde.

Als sie zum Auto hinausgingen, hakte sich Dr. von Blimenstein bei Verkamp unter und zog ihn fest an sich. Er öffnete für sie die Wagentür, und die Doktorin glitt unter Nylongeraschel auf ihren Sitz. Verkamp, dessen Gefühl gesellschaftlicher Unzulänglichkeit angesichts der unverhüllten

Kundgabe der Begierden der Frau Doktor total in das Gefühl sexueller Unzulänglichkeit umgeschlagen war, kletterte zögernd neben sie.

»Du verstehst nicht«, sagte er und ließ den Motor an, »ich möchte nichts tun, was die Schönheit dieses Abends beflecken könnte.« Dr. von Blimenstein streckte im Dunkeln die Hand aus und preßte innig sein Bein.

»Du darfst dich nicht schuldig fühlen«, murmelte sie. Verkamp setzte den Wagen mit einem Ruck zurück.

»Ich achte dich zu sehr«, sagte er.

Dr. von Blimensteins Bisammantel wogte sacht, als sie den Kopf gegen seine Schulter lehnte. Ein schweres Parfüm wehte Verkamp übers Gesicht.

»Was bist du für ein schüchterner Junge«, sagte sie.

Verkamp steuerte das Auto vom Hotelgelände auf die Straße nach Piemburg. Weit unter ihnen flimmerten die Lichter der Stadt und erloschen. Es war Mitternacht.

Verkamp fuhr langsam den Berg hinunter, teils weil er Angst hatte, wegen Trunkenheit am Steuer aufgeschrieben zu werden, vor allem aber, weil ihn die Aussicht auf das schreckte, was ihn erwartete, wenn sie erstmal wieder in seiner Wohnung wären. Zweimal bestand Dr. von Blimenstein darauf anzuhalten, und zweimal fand Verkamp sich von ihren Armen umschlungen, während ihre Lippen seinen dünnen Mund suchten und fanden. »Ganz locker, Liebling«, sagte sie zu ihm, als Verkamp sich in einer fieberhaften Mischung aus Ablehnung und Zustimmung wand, die sowohl sein Gewissen, als auch Dr. von Blimensteins Annahme befriedigte, er gehe darauf ein. »Sex muß gelernt sein.« Das brauchte man Verkamp nicht zu sagen.

Er startete den Wagen von neuem und fuhr weiter, während ihm Dr. von Blimenstein erklärte, für einen Mann sei es ganz normal, daß er Angst vor Sex habe. Als sie vor Verkamps Wohnhaus hielten, hatte ihn die Euphorie, die der Erklärung der

Ärztin gefolgt war, wie sie die rassenschänderischen Polizeibeamten kurieren werde, völlig verlassen. Die merkwürdige Mischung aus animalischer Leidenschaft und klinischer Sachlichkeit, mit der die Doktorin den Sex anging, hatte im Lieutenant eine Aversion gegen das Thema erzeugt, die mit keinen Elektroschocks verstärkt zu werden brauchte.

»Tja, das war ein sehr netter Abend«, sagte er hoffnungsvoll, als er sein Auto direkt neben dem der Ärztin parkte, aber Dr. von Blimenstein hatte nicht die Absicht, sich so schnell zu verabschieden.

»Du lädst mich doch noch zu einem Gutenachttrunk ein?« fragte sie, und als Verkamp zögerte, fuhr sie fort: »Ich habe, scheint's, sowieso meine Handtasche bei dir oben vergessen, also muß ich schon einen Moment mit rauftkommen.«

Verkamp stieg schweigend die Treppe nach oben. »Ich möchte die Nachbarn nicht stören«, erklärte er flüsternd. Mit einer Stimme, die die Absicht zu haben schien, Tote aufzuwecken, sagte Dr. von Blimenstein, sie werde so leise sein wie eine Maus, und nutzte die Situation, indem sie ihn auf den Mund zu küssen versuchte, während er nach seinem Schlüssel kramte. Drin zog sie sich den Mantel aus und setzte sich aufs Sofa, wobei sie eine solche Menge Bein zeigte, daß sie das Begehrten, das ihre Unterhaltung erstickt hatte, beinahe wieder entfacht hätte. Sie ließ ihr Haar über die Sofakissen fallen und hob die Arme zu ihm empor. Verkamp sagte, er mache schnell ein bißchen Kaffee, und ging in die Küche. Als er zurückkam, hatte Dr. von Blimenstein die Deckenbeleuchtung aus- und eine Leselampe in der einen Zimmerecke angeknipst und drehte am Radio herum. »Versuche bloß, 'n bißchen Musik reinzukriegen«, sagte sie. Die Lautsprecher über dem Sofa knackten. Verkamp setzte die Kaffeetassen ab und ging hinüber, um das Radio zu bedienen, aber Dr. von Blimenstein war nicht mehr an Musik interessiert. Sie stand mit demselben sanften Lächeln vor ihm, das Verkamp an dem Tage auf ihrem

Gesicht erblickt hatte, als sie ihm das erste Mal im Krankenhaus begegnet war, und bevor er ihr entwischen konnte, hatte die schöne Ärztin ihn mit jener Sachkunde aufs Sofa gepreßt, die Verkamp einst so sehr bewundert hatte. Als ihre Lippen seine schwachen Proteste zum Schweigen brachte, verlor der Lieutenant jedes Schuldgefühl. Er lag hilflos in ihren Armen, und es gab nichts, was er hätte tun können.

## 4

Als Kommandant van Heerden die Piemburger Stadtbücherei verließ, hielt er sein Exemplar von *Wie andere Menschen sind* mit einem Gefühl der Vorfreude in der Hand, wie er sie zuletzt als kleiner Junge empfunden hatte, wenn er sonntags morgens vor dem Kino Comics tauschte. Er eilte die Straße entlang, wobei er ab und zu einen Blick auf den Umschlag warf, auf dem vorn ein Zierrahmen und hinten das Porträt des großen Schriftstellers zu sehen waren. Jedesmal, wenn er auf dieses Gesicht mit seinen leicht verhangenen Lidern und dem flotten Schnurrbart sah, war er von der Bedeutung gesellschaftlicher Hierarchie erfüllt, nach der es seine Seele verlangte. Alle Zweifel an der Existenz von Gut und Böse, die ihm fünfundzwanzig Jahre als Beamter bei der Südafrikanischen Polizei natürlich aufgebürdet hatten, verflüchtigten sich angesichts des Selbstvertrauens, das diesem Porträt entströmte. Nicht daß Kommandant van Heerden auch nur einen Augenblick lang Grund gehabt hätte, die Existenz des Bösen zu bezweifeln. Es war das Fehlen des Gegenteils, was er geistig so lähmend fand, und da der Kommandant mit etwas, was begrifflichem Denken auch nur nahekam, nichts anfangen konnte, mußte das Gute, wonach er suchte, sichtbar sein, um geglaubt zu werden. Mehr noch, es mußte in irgendeiner gesellschaftlich akzeptablen Form faßbar sein, und hier endlich, eine Arroganz ausstrahlend, die keinen Zweifel duldete, lieferte das Gesicht, das vom Umschlag von *Wie andere Menschen sind* an ihm vorbeiblickte, den unwiderlegbaren Beweis, daß es all die Tugenden wie Ritterlichkeit und Mut, denen Kommandant van Heerden im stillen so große Hochachtung zollte, immer noch gab auf der Welt.

Als er zu Hause angekommen war und es sich in einem Sessel bequem gemacht hatte, eine Kanne Tee und eine Tasse neben

sich, klappte er das Buch auf und begann zu lesen. »Eve Malory Carew reckte ihr reizendes, anmutiges Kinn«, las er, und wie er so las, entschwand um ihn die Welt niedriger Verbrechen, die Welt von Mord und Betrug, Raub und Überfall, Feigheit und Verrat, mit der sein Beruf ihn täglich in Berührung brachte, um durch eine neue Welt ersetzt zu werden, in der hübsche Damen und wundervolle Männer sich sorglos, selbstsicher und geistreich auf ein unweigerlich glückliches Ende zu bewegten. Während er die Erlebnisse von Jeremy Broke und Captain Toby Rage verfolgte, ganz zu schweigen von Oliver Pauncefote und Simon Beaulieu, wußte der Kommandant, daß er endlich in seinem Element war. Lieutenant Verkamp, Sergeant Breitenbach und die sechshundert Mann unter seinem Kommando versanken in glücklichem Vergessen, während die Stunden vergingen und der Kommandant, dessen Tee inzwischen eiskalt war, weiterlas. Gelegentlich wiederholte er sich einen besonders packenden Absatz laut, um die Worte noch genußvoller auszukosten. Nachts um eins sah er auf die Uhr und war erstaunt, daß die Zeit so unbemerkt vergangen war. Trotzdem, es lag kein Grund vor, morgens zeitig aufzustehen, und außerdem war er schon wieder bei einer aufregenden Episode angelangt.

»Die Perlen, die George mir schenkte, liegen, bleich und verdrißlich, neben mir«, las er laut mit einer Stimme, die er sich vage als angemessene Verkörperung einer Frauenstimme vorstellte, »ich habe sie abgenommen. Ich möchte seine Perlen nicht an mir; mich verlangt nach deinen Armen.«

Während der Kommandant es als herrliche Befreiung empfand, aus der wirklichen Welt gemeiner Erfahrungen in eine Welt reiner Phantasie zu entfliehen, tat Lieutenant Verkamp genau das Gegenteil. Jetzt, da die sexuellen Phantasievorstellungen, die er während vieler schlafloser Nächte um Frau Dr. von Blimenstein gerankt hatte, sich nur allzu wahrscheinlich erfüllen sollten, fand Verkamp die Aussicht unerträglich. Vor allem waren die Reize, die eine abwesende

und nur geträumte Dr. von Blimenstein besaß, völlig verschwunden und hatten dem Bewußtsein Platz gemacht, daß sie eine massiv gebaute Frau mit enormen Brüsten und muskulösen Beinen war, deren sexuelle Bedürfnisse zu befriedigen er nicht die geringste Lust hatte. Und schließlich waren die Wände seiner Wohnung so gebaut, daß die Geräusche in der einen Wohnung in der anderen deutlich gehört werden konnten. Um seinen Ärger vollzumachen, war die Doktorin betrunken.

Im törichten Versuch, bei ihr das weibliche Gegenstück eines Whisky-Schlappschwanzes hervorzurufen, traktierte Verkamp sie mit Scotch aus einer Flasche, die er für besondere Gelegenheiten aufbewahrte, und er war nicht nur von der Fähigkeit der Doktorin geschockt, harte Schnäpse zu vertragen, sondern auch von der Tatsache, daß das verdammte Zeug offensichtlich als Aphrodisiakum wirkte. Er beschloß, den Prozeß umzudrehen, und ging in die Küche, um noch etwas schwarzen Kaffee zu bereiten. Er hatte eben den Herd angeschaltet, als ihn ein Wahnsinnsgetöse ins Wohnzimmer zurückeilen ließ. Dr. von Blimenstein hatte sein Tonbandgerät in Gang gesetzt.

»I want an oldfashioned house with an oldfashioned fence and an oldfashioned millionaire«, schrie Eartha Kitt.

Dr. von Blimenstein, die mitsang, war bescheidener in ihren Forderungen. »I want to be loved by you, just you and nobody else but you«, schmachtete sie mit einer Stimme, die um etliche Dezibel über der gesetzlichen Höchstgrenze lag.

»Um Himmels willen«, sagte Verkamp und versuchte, sich an ihr vorbei zum Tonbandgerät zu schieben, »du weckst ja alle Nachbarn auf.«

Das Quietschen von Sprungfedern in der Wohnung darüber ließ vermuten, daß Verkramps Nachbarn vom Verlangen der Doktorin Notiz nahmen, auch wenn er es nicht tat.

»I want to be loved by you alone, buu bupie duup«, sang Dr. von Blimenstein weiter und schloß Verkramp in ihre Arme. Im Hintergrund trug Miss Kitt zu seiner Verlegenheit bei, indem sie der Welt zum einen ihr Verlangen nach Ölquellen und zum anderen Verkramps Vorliebe für farbige Sängerinnen mitteilte.

»Wasso falsch an der Liebe, Baby?« fragte die Doktorin, wobei es ihr gelang, Albernheit und Sex auf eine Weise zu verbinden, die Verkramps besonders irritierend fand.

»Ja«, sagte er beschwichtigend und versuchte, sich ihrer Umarmung zu entwinden, »wenn du...«

»... wärst das einzige Girl auf der Welt und ich der einzige Boy«, plärrte die Ärztin.

»Um Gottes willen«, kreischte Verkramp, den diese Vorstellung entsetzte.

»Das seid ihr aber nicht«, kam eine Stimme aus der Wohnung darüber, »mich gibt's auch noch.«

Von dieser Unterstützung angefeuert befreite sich Verkramp aus den Armen der Ärztin und fiel auf das Sofa.

»Gib mir, gib mir, wonach ich mich sehne«, sang die Doktorin und wechselte die Melodie.

»Ein bißchen Scheiß Schlaf«, schrie der Mann oben, den das sprunghafte Repertoire der Ärztin offenbar anödete.

In der Wohnung nebenan, in der ein Religionslehrer mit seiner Frau wohnte, hämmerte jemand an die Wand.

Verkramp rappelte sich vom Sofa hoch und warf sich auf das Tonbandgerät.

»Gestatte, daß ich diese Niggergöre abdrehe«, rief er. Miss Kitt war mittlerweile mit Diamanten beschäftigt.

»Laß doch die Niggergören. Mich hast du angedreht«, schrie Dr. von Blimenstein, packte Verkramp an den Beinen und brachte ihn krachend zu Boden. Auf ihm hockend preßte sie sich mit einer Gier an ihn, daß ihm der Gummiknopf ihres

Strumpfgürtels in den Mund rutschte, während sie an seinen Hosenknöpfen herumfummelte. Mit einem Ekel, der seiner Unkenntnis der weiblichen Anatomie entsprach, spuckte Verkamp das Ding wieder aus, um sich lediglich einer noch abscheulicheren Aussicht gegenüber zu sehen. Während sein Horizont von Schenkeln, Strumpfgürteln und jenen Teilen der Doktorin auf obszöne Weise eingegrenzt wurde, die in seinen Phantasievorstellungen eine so große Rolle gespielt hatten, bei näherer Bekanntschaft ihren Reiz aber total einbüßten, rang Verkamp verzweifelt nach Luft.

An diesem kritischen Punkt der Lage geschah es, daß Kommandant van Heerden sich unwissentlich einzumischen beliebte. Durch Verkramps elektronische Gerätschaften ungeheuer verstärkt, gesellte sich des Kommandanten Falsettstimme mit ihrem besonderen Charme zu Miss Kitts Alt und Dr. von Blimensteins eindringlichen Aufforderungen an Verkamp, endlich mal stillzuliegen.

»Simon«, quäkte der Kommandant, der keine Ahnung von der Wirkung hatte, die er eine halbe Meile entfernt erzielte, »vergangene Nacht begruben wir hier lebend unsere Liebe, unsere herrliche, selige Leidenschaft trugen wir lebendig zu Grabe.«

»Was ist das?« fragte Dr. von Blimenstein, die in ihrer besoffenen Rage bisher alle flehentlichen Bitten Verkramps überhört hatte.

»Laß mich los«, kreischte Verkamp, dem des Kommandanten Mitteilung, daß er etwas lebendig begrübe, besonders wichtig erschien.

»Da drin wird jemand umgebracht«, quietschte die Frau des Religionslehrers nebenan.

»Ich muß verrückt gewesen sein. Ich dachte wohl, ich müsse sterben«, fuhr der Kommandant fort.

»Was ist das denn?« schrie Dr. von Blimenstein wieder, die in

ihrer Betrunkenheit versuchte, zwischen Verkramps wilden Schreien und dem leidenschaftlichen Geständnis des Kommandanten zu unterscheiden, eine Dechiffrieraufgabe, die durch Eartha Kitt, die sich soeben als Türkin ausgab, nicht leichter gemacht wurde.

Im Flur drohte der Mann von oben, die Tür aufzubrechen.

Im Zentrum dieses Mahlstroms aus Lärm und Bewegung starnte Luitenant Verkamp leichenblaß in die leuchtendroten Rüschen von Dr. von Blimensteins raffinierten Höschen, dann nahm er, von der hysterischen Furcht überwältigt, daß er jeden Moment kastriert werden könne, den Happen zwischen die Zähne.

Mit einem Schrei, der eine halbe Meile entfernt vernommen werden konnte und die Wirkung hatte, daß der Kommandant aufhörte, laut zu lesen, schoß Dr. von Blimenstein vorwärts durchs Zimmer und zog den halb wahnsinnigen Verkamp, der sich hoffnungslos in ihrem Strumpfgürtel verheddert hatte, hinter sich her.

Für Luitenant Verkamp waren die nächsten paar Minuten ein Vorgeschnack auf die Hölle. Hinter ihm warf sich der Mann von oben, der mittlerweile zweifelsfrei davon überzeugt war, Zeuge irgendeines entsetzlichen Verbrechens zu sein, gegen die Tür. Vor ihm warf sich Dr. von Blimenstein, die ihrerseits davon überzeugt war, daß sie schließlich ihrem Liebhaber doch noch sexuellen Appetit gemacht hatte, jedoch fürchtete, der könne sich auf eher orthodoxe Weise äußern, auf den Rücken. Als die Tür mit einem Krachen aufsprang, äugte Verkamp durch die zerrissenen leuchtendroten Rüschen mit all dem Weltschmerz eines geköpften Rhodeländer Gockels. Der Mann von oben stand angesichts des Schauspiels sprachlos in der Tür.

»Jetzt, Liebling, jetzt«, kreischte Dr. von Blimenstein und wand sich ekstatisch. Verkamp kam wütend auf die Beine.

»Wie können Sie es wagen, hier einzubrechen?«, schrie er

und versuchte seine Verlegenheit in berechtigte Wut umzuwandeln. Vom Fußboden aus mischte sich Dr. von Blimenstein viel wirkungsvoller ein.

»Coitus interruptus«, brüllte sie, »coitus interruptus!« Verkamp griff den Ausdruck dankbar auf, der ihm irgendwie medizinisch vorkam.

»Sie ist Epileptikerin«, erklärte er, als die Doktorin immer weiter zuckte, »sie ist aus Fort Rapier«.

»Himmel«, sagte der Mann, der nun seinerseits furchtbar verlegen war. Die Frau des Religionslehrers drängte sich ins Zimmer.

»Ja doch, ja doch«, sagte sie zu der Ärztin, »ist ja alles gut. Wir sind ja hier«.

In dem Durcheinander schlich Verkamp davon und schloß sich in seinem Badezimmer ein. Dort saß er, weiß vor Demütigung und Ekel, bis der Krankenwagen kam, um die Ärztin in die Klinik zurückzubringen. Im Wohnzimmer schrie Dr. von Blimenstein immer noch betrunken irgendwas über erogene Zonen und die Gefühlsrisiken eines unterbrochenen Koitus.

Als alle weg waren, tauchte Verkamp wieder aus dem Badezimmer auf und besah sich angeekelt das Chaos in seinem Wohnzimmer. Der einzige Trost, den er dem Horror des ganzen Abends abgewinnen konnte, war die Erkenntnis, daß sich sein Verdacht gegen den Kommandanten bestätigt hatte. Verkamp versuchte sich zu erinnern, was diese grauenhafte Falsettstimme gesagt hatte. Es hatte sich um das lebendige Begraben von irgend jemandem gedreht. Irgendwie erschien ihm das höchst unwahrscheinlich, aber der ganze Abend war geeignet gewesen, in Lieutenant Verkamp den Verdacht zu erregen, daß gerade die angesehensten Leute zu den bizarren Dingen in der Lage waren. Einer Sache war er sich absolut sicher - nie wieder wollte er Frau Dr. von Blimenstein zu Gesicht bekommen.

Kommandant van Heerden, der, von neuem vom Entschluß durchdrungen, sich wie ein Gentleman zu benehmen, am nächsten Morgen in seinem Büro aufkreuzte, war genau der gleichen Ansicht. Frau Dr. von Blimensteins Fragebogen hatte in der Piemburger Polizeidienststelle einen Proteststurm entfacht.

»Er ist Teil einer Kampagne gegen die Verbreitung des Kommunismus«, erklärte der Kommandant Sergeant de Haen, der delegiert worden war, um den Groll der Leute zum Ausdruck zu bringen.

»Was hat denn die Größe der Brustnuppel von irgendeinem Kaffernweib mit der Verbreitung des Kommunismus zu tun?« wollte der Sergeant wissen. Kommandant van Heerden gab zu, daß diese Gedankenverbindung ziemlich vage war.

»Am besten fragen Sie Luitenant Verkramp danach«, sagte er. »Das ist seine Angelegenheit, nicht meine. Wenn's nach mir geht, braucht keiner das schauerliche Ding auszufüllen. Ich jedenfalls habe bestimmt nicht die Absicht.«

»Ja, Sir. Vielen Dank, Sir«, sagte der Sergeant und eilte davon, um Verkramps Anordnungen zu widerrufen.

Am Nachmittag kehrte der Kommandant in den Golfclub zurück in der Hoffnung, einen Blick auf das Quartett zu erhäischen, das sich Dornford Yates-Club nannte. Er schlug ein paar Bälle in das Wäldchen, um dem Anschein Genüge zu tun, und ging recht bald wieder zum Clubhaus zurück. Als er sich der Terrasse näherte, sah er zu seiner Freude, wie sich der altmodische Rolls geräuschlos von der Hauptstraße her die Auffahrt herunterschob und den Golfplatz überblickend stehenblieb. Mrs. Heathcote-Kilkoon saß am Steuer. Sie trug eine blaue Wolljacke mit entsprechender Bluse und passenden Handschuhen. Einen Moment blieb sie im Wagen sitzen, dann stieg sie aus und ging so nachdenklich um den Kühler herum, daß es den Kommandanten im Innersten rührte.

»Entschuldigen Sie bitte«, rief sie zu ihm hinüber und lehnte sich mit einer anmutigen Bewegung gegen die Haube, wie sie der Kommandant nur in den teureren Frauenzeitschriften gesehen hatte, »ob Sie mir wohl helfen könnten?«

Kommandant van Heerdens Pulsfrequenz ging sprunghaft nach oben. Er sagte, es wäre ihm eine Ehre, wenn er ihr helfen könne.

»Ich bin so ein Dummerchen«, fuhr Mrs. Heathcote-Kilkoon fort, »ich verstehe absolut nichts von Autos. Ob Sie wohl einfach mal einen Blick hineinwerfen und mir sagen könnten, ob irgendwas nicht stimmt?«

Mit einem Heldenmut, der seine totale Unkenntnis in Autodingen im allgemeinen und in Vorkriegs-Rolls-Royces im besonderen Lügen strafte, fummelte der Kommandant an den Schließen der Kühlerhaube herum und war alsbald fettverschmiert auf der Suche nach irgend etwas, was darauf hindeuten könnte, warum der Wagen am oberen Ende der Golfclub-Auffahrt so unerwartet den Dienst aufgesagt hatte. Hinter ihm stand Mrs. Heathcote-Kilkoon und trieb ihn mit nachsichtigem Lächeln und dem nichtssagenden Geschwätz einer bezaubernden Frau zum Handeln an.

»Ich fühle mich so hilflos, wenn's um Maschinen geht«, gurrte sie, während der Kommandant, der ihre Gefühle teilte, den Finger voller Hoffnung in einen Vergaser steckte. Er kam nicht weit, was er als gutes Zeichen wertete. Als er wenig später den Keilriemen und den Ölmeßstab inspiziert hatte, womit seine Autokenntnisse mehr oder weniger erschöpft waren, gab er das ihn überfordernde Unternehmen auf.

»Tut mir furchtbar leid«, sagte er, »aber ich kann keinen offenkundigen Fehler finden.«

»Vielleicht habe ich ganz einfach kein Benzin mehr«, lächelte Mrs. Heathcote-Kilkoon. Kommandant van Heerden sah auf die Benzinuhr und stellte fest, daß sie »Leer« anzeigte.

»Stimmt«, sagte er. Mrs. Heathcote-Kilkoon flüsterte Entschuldigungen. »Und Sie haben sich auch noch so viel Mühe gemacht«, säuselte sie, aber Kommandant van Heerden war viel zu glücklich, um zu empfinden, daß er überhaupt mit irgendwas Mühe gehabt hatte.

»War mir ein Vergnügen«, sagte er errötend und wollte gerade gehen, um sich die Schmiere von den Händen zu waschen, als ihn Mrs. Heathcote-Kilkoon zurückhielt.

»Sie sind so reizend«, sagte sie, »ich muß Ihnen einen Drink spendieren.«

Der Kommandant versuchte einzuwenden, daß das nicht nötig sei, aber sie wollte davon nichts hören. »Ich telefoniere mit der Werkstatt nach etwas Benzin«, erklärte sie ihm, »und dann komme ich zu Ihnen auf die Veranda.«

Wenig später nippte der Kommandant an einem kühlen Drink, während Mrs. Heathcote-Kilkoon, die ihren durch einen Halm saugte, ihn nach seiner Arbeit fragte.

»Das muß ja absolut bezaubernd sein, als Kriminalbeamter zu arbeiten«, sagte sie. »Mein Mann ist pensioniert, wissen Sie.«

»Das wußte ich nicht«, sagte der Kommandant.

»Natürlich befaßt er sich nebenbei immer noch ein bißchen mit Börsenpapieren«, fuhr sie fort, »aber das ist halt nicht das gleiche, nicht wahr?«

Der Kommandant sagte, das wäre es wohl nicht, obwohl er nicht genau wußte, inwiefern es nicht das gleiche war. Während Mrs. Heathcote-Kilkoon weiterschwatzte, nahm der Kommandant gierig die Einzelheiten ihrer Garderobe auf, die Krokodillederschuhe, die dazu passende Handtasche und die unaufdringlichen Perlen, und staunte über ihren ausgezeichneten Geschmack. Selbst die Art, wie sie die Beine überschlug, hatte eine Gelassenheit an sich, die der Kommandant unwiderstehlich fand.

»Stammt Ihre Familie aus diesem Teil der Welt?« wollte Mrs. Heathcote-Kilkoon wenig später wissen.

»Mein Vater hatte eine Farm im Karoo«, erzählte ihr der Kommandant. »Er züchtete Ziegen.« Ihm war klar, daß sich das nach einer ziemlich dürftigen Betätigung anhörte, aber nach allem, was er von den Engländern wußte, standen Landbesitzer bei ihnen hoch im Kurs. Mrs. Heathcote-Kilkoon seufzte.

»Ich schwärme ja so fürs Land«, sagte sie. »Das ist ein Grund, weshalb wir nach Zululand kamen. Mein Mann zog sich nach dem Krieg nach Umtali zurück, wissen Sie, und es gefiel uns da oben sehr, aber irgendwie machte ihm das Klima zu schaffen, und so zogen wir hier runter. Wir wählten Piemburg, weil uns beiden die Atmosphäre hier ausnehmend gefällt. So fabelhaft *fin de siècle*, finden Sie nicht auch?«

Der Kommandant, der nicht wußte, was *fin de siècle* bedeutete, sagte, ihm gefalle Piemburg, weil es ihn an die gute alte Zeit erinnere.

»Wie recht Sie haben«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon. »Mein Mann und ich sind absolut nostalgisch. Wenn wir doch nur die Uhr zurückstellen könnten. Die Eleganz, der Charme, die Zuvorkommenheit dieser unwiderruflich vergangenen heißgeliebten alten Zeiten«, seufzte sie, und der Kommandant, der spürte, daß ihm in seinem Leben ausnahmsweise mal ein gleichgesinnter Geist begegnet war, seufzte mit ihr. Als wenig später der Barmann meldete, daß die Werkstatt Benzin in den Rolls gefüllt habe, erhob sich der Kommandant.

»Ich möchte Sie nicht aufhalten«, sagte er höflich.

»Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mir geholfen haben«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon und streckte ihm ihre behandschuhte Hand entgegen. Der Kommandant ergriff sie, und in einer plötzlichen Regung, die der Seite neunundvierzig von *Wie andere Menschen sind* entsprang, drückte er sie an seine Lippen. »Ihr Diener«, murmelte er.

Er war weg, ehe Mrs. Heathcote-Kilkoon irgend etwas sagen konnte, und fuhr bald seltsam gehobener Stimmung nach Piemburg hinunter. An dem Abend nahm er sich *Berry & Co* aus der Bücherei mit und fuhr nach Hause, um aus den Seiten neue Inspirationen zu schöpfen.

»Wo bist du denn gewesen?« fragte Colonel Heathcote-Kilkoon, als seine Frau nach Hause kam.

»Du wirst es einfach nicht glauben, aber ich habe mich mit einem richtigen ollen Buren unterhalten. Keiner von deinen Bluffern, sondern die Originalware. Absolut noch aus der Arche. Du wirst es einfach nicht glauben, aber er hat mir zum Abschied tatsächlich die Hand geküßt.«

»Wie gräßlich«, sagte der Colonel und ging in den Garten hinaus, um nach seinen Azaleen zu sehen. Wenn es etwas gab, was er nach Termiten und dreisten Kaffern nicht leiden konnte, dann waren es Afrikaander. Im Wohnzimmer saß Major Bloxham und las *Country Life*.

»Sie können ja wohl nicht alle Schweine sein«, sagte er herablassend, als Mrs. Heathcote-Kilkoon ihm von dem Kommandanten erzählte, »bloß kann ich mich beim besten Willen nicht daran erinnern, jemals einem begegnet zu sein, der's nicht war. In Kenia kannte ich mal einen Kerl namens Botha. Wusch sich nie. Wäschte sich dein Freund?«

Mrs. Heathcote-Kilkoon schnaubte erbost und ging nach oben, um sich vor dem Abendessen noch etwas auszuruhen. Während sie dort in der Stille des Spätnachmittags lag und dem sanften Geplätscher des Rasensprengers lauschte, empfand sie vage Reue über das Leben, das sie einst geführt hatte. In Croydon geboren, war sie von der Selsdon Road über den Dienst bei der Weiblichen Hilfs-Air-Force nach Nairobi gekommen, wo sie sich aufgrund ihrer provinziellen Herkunft eine Stellung und einen Mann mit Geld angeln konnte. Seit jenen sorglosen Tagen war sie inzwischen langsam den schwarzen Kontinent

hinuntergewandert, war sie südwärts gespült worden auf der verebbenden Flut des Empire und hatte sich mit jedem neuen Breitengrad mehr von jenem feinen, anspruchsvollen Wesen zugelegt, das Kommandant van Heerden so bewunderte. Nun war sie müde. Das affektierte Geziere, das für jede Form von Gesellschaftsleben in Nairobi so notwendig gewesen war, war in Piemburg, dessen Atmosphäre im Vergleich dazu kleinbürgerlich war, fehl am Platze. Sie war immer noch gedrückter Stimmung, als sie sich zum Abendessen umzog.

»Was nutzt es, immer weiter so zu tun, als wären wir, was wir nicht sind, wenn kein Hahn danach kräht, daß wir's nicht sind?« fragte sie wehmütig. Colonel Heathcote-Kilkoon sah sie mißbilligend an.

»Müssen den Schein wahren!« bellte er.

»Ohren steif halten, altes Mädchen«, sagte Major Bloxham, dessen Großmutter in Brighton eine Schneckenbude besessen hatte. »Kannst die Truppe doch nicht im Stich lassen.«

Aber Mrs. Heathcote-Kilkoon wußte nicht mehr, zu welcher Truppe sie eigentlich gehörte. Die Welt, in die sie geboren war, war untergegangen und mit ihr die gesellschaftlichen Ambitionen, die das Leben erträglich gemacht hatten. Die Welt, die sie sich mit Heuchelei und Verstellung erschaffen hatte, verging. Nachdem sie den Zulu-Diener beschimpft hatte, weil er die Suppe von der falschen Seite serviert hatte, stand Mrs. Heathcote-Kilkoon vom Tisch auf und ging mit ihrem Kaffee in den Garten. Dort schritt sie unter dem leuchtenden Nachthimmel lautlos über den Rasen und dachte über den Kommandanten nach. »Er hat so was Wirkliches an sich«, murmelte sie leise. Bei ihrem Port debattierten Colonel Heathcote-Kilkoon und der Major über den Kampf um die Normandie. Sie hatten absolut nichts Wirkliches an sich. Sogar der Port war aus Australien.

## 5

Die nächsten Tage setzte Kommandant van Heerden, blind gegen das Interesse, das sowohl Luitenant Verkamp als auch Mrs. Heathcote-Kilkoon auf ihn richteten, seine literarische Pilgerreise mit erhöhtem Eifer fort. Von den Sicherheitsbeamten aufmerksam beschattet, die Verkamp zu seiner Beobachtung abkommandiert hatte, besuchte er jeden Morgen die Piemburger Stadtbücherei, um sich mit einem neuen Band Dornford Yates zu versorgen, und jeden Abend kehrte er in sein mit Abhörmikrofonen gespicktes Heim zurück, um sich seiner Lektüre zu widmen. Wenn er schließlich zu Bett ging, lag er im Dunkeln und wiederholte sich seine Fassung von Coués berühmter Formel: »Jeden Tag und in jeder Hinsicht werde ich Berrier und Berrier«, eine Art der Autosuggestion, die beim Kommandanten eine kaum wahrnehmbare Wirkung hinterließ, den horchenden Verkamp aber zum Wahnsinn trieb.

»Was zum Teufel soll das ganze bedeuten?« fragte er Sergeant Breitenbach, als sie sich die Tonbandaufnahmen dieser nächtlichen Bemühungen um die eigene Persönlichkeitsbildung anhörten.

»Eine Beere ist sowas wie ‘ne Frucht«, sagte der Sergeant nicht sehr überzeugt.

»Es kann aber auch irgendwas mit Beerdigen zu tun haben«, sagte Verkamp, dessen Geschmack mehr in Richtung Leiche ging, »aber warum zum Teufel wiederholt er es immer und immer wieder?«

»Hört sich wie ‘ne Art Gebet an«, sagte Sergeant Breitenbach, »ich hatte mal ‘ne Tante, die in religiöse Raserei verfiel. Die betete den ganzen Tag...«, aber Luitenant Verkamp hatte keine Lust, Geschichten von Sergeant Breitenbachs Tante zu hören.

»Ich verlange, daß er rund um die Uhr scharf beobachtet wird«, sagte er, »und sobald er mit irgendwas Verdächtigem

beginnt, wie zum Beispiel, daß er sich einen Spaten kauft, lassen Sie es mich wissen.«

»Warum fragen Sie denn nicht Ihre Hirnklemperin...«, fragte der Sergeant und war über die Heftigkeit der Antwort Verkamps erstaunt. Er verließ das Büro mit dem deutlichen Eindruck, wenn es etwas gäbe, das Lieutenant Verkamp nicht wollte, brauchte oder ersehnte, dann war es Frau Dr. von Blimenstein.

Als er wieder allein war, versuchte Verkamp sich auf das Problem namens Kommandant van Heerden zu konzentrieren, indem er die Berichte über dessen Tätigkeiten durchsah.

»Ging zur Bücherei. Ging ins Polizeibüro. Ging zum Golfclub. Ging nach Hause.« Die Regelmäßigkeit dieser unschuldigen Unternehmungen war niederschmetternd, und doch verbarg sich in diesem Trott das Geheimnis der schrecklichen Selbstsicherheit und des gräßlichen Lächelns des Kommandanten. Selbst die Mitteilung, daß die Kommunisten sein Haus mit Abhörmikrofonen verwanzt hätten, hatte ihn nur vorübergehend aus der Fassung gebracht, und soweit Verkamp die Sache beurteilen konnte, hatte der Kommandant die Angelegenheit bereits vollkommen vergessen. Sicher, er hatte Dr. von Blimenseins Fragebogen verboten, aber nun, da Verkamp aus erster Hand wußte, wie es um das Sexualverhalten der Doktorin stand, mußte er zugeben, daß die Entscheidung klug gewesen war. Mit einer sich geradezu als (wörtlich gesprochen) Hintereinsicht erweisenden Erkenntnis wurde Lieutenant Verkamp gewahr, daß er drauf und dran gewesen war, die sexuellen Gewohnheiten eines jeden Polizisten in Piemburg einer Frau zu offenbaren, die ein geballtes Interesse an diesem Thema hatte. Ihn schauderte es bei dem Gedanken, welchen Nutzen sie aus diesen Informationen hätte ziehen können, und wandte seine Aufmerksamkeit der Frage der rassenschänderischen Polizisten zu. Es war klar, daß er dieses Problem ohne Hilfe von außen angehen mußte, und nachdem er

überlegt hatte, was ihm Frau Dr. von Blimenstein über die Behandlung erzählt hatte, machte er sich auf den Weg zur Stadtbücherei, teils, weil er nachsehen wollte, ob es dort irgendwelche Bücher über die Aversionstherapie gebe, aber auch, weil die Bücherei auf Kommandant van Heerdens Spazierrouten so oft vorkam. Eine Stunde später kehrte er mit einem Exemplar von *Tatsache und Fiktion in der Psychologie* von H. J. Eysenck zur Polizeidienststelle zurück, zufrieden, daß er das wichtigste Werk über die Aversionstherapie ergattert hatte, aber er war immer noch keinen Schritt näher am Verständnis der Veränderungen, die mit dem Kommandanten vor sich gegangen waren. Seine Nachforschungen über die Lesegewohnheiten des Kommandanten, die er wenig überzeugend mit der Bemerkung eingeleitet hatte, er denke daran, ihm ein Buch zu Weihnachten zu schenken, hatte nicht mehr ans Licht gebracht, als daß Kommandant van Heerden für Liebesromane schwärme, was nicht sehr hilfreich war.

Dr. Eysenck andererseits war es. Durch geschickte Benutzung des Registers gelang es Luitenant Verkamp, den Teilen des Buches aus dem Weg zu gehen, die seine intellektuellen Kräfte überfordert hätten, statt dessen konzentrierte er sich auf Beschreibungen von Heilungen, die mit Apomorphin und Elektroschocks erzielt worden waren. Besonders interessierte ihn der Fall des transvestitischen Lkw-Fahrers und der Fall des auf Korsette erpichten Ingenieurs, die beide zur Einsicht in den Irrtum ihrer Handlungsweise gekommen waren, und zwar dank Injektionen von Apomorphin im Falle des ersten und Elektroschocks im Falle des letzteren. Die Behandlung war offenbar ganz einfach, und Verkamp hatte keinen Zweifel, daß er sie anzuwenden in der Lage sei, wenn man ihm nur die Möglichkeit dazu gäbe. Gar keine Schwierigkeiten bereiteten natürlich die Elektroschock-Apparaturen. In der Piemburger Polizeidienststelle lagen die Dinger massenweise herum, und Verkamp war überzeugt, daß der Polizeiarzt Apomorphin

beschaffen könne. Das Haupthindernis bestand in der Anwesenheit von Kommandant van Heerden, dessen Widerstand gegen alle Neuerungen sich in der Vergangenheit für Luitenant Verkamp als so enorme Behinderung erwiesen hatte. »Wenn der alte Trottel doch bloß mal Urlaub machte«, dachte Verkamp, als er sich dem Fall des impotenten Buchhalters zuwandte, um zu seiner Enttäuschung festzustellen, daß dieser Mann geheilt worden war, ohne daß man zu Apomorphin und Elektroschocks hatte greifen müssen. Der Fall mit den Kinderwagen und den Damenhandtaschen war da viel interessanter.

Während Verkamp versuchte, Frau Dr. von Blimenstein zu vergessen, indem er sich ins Studium der Psychologie des Abnormen vertiefte, versuchte die Doktorin, die sich der fatalen Auswirkungen ihrer Sexualität auf Verkramps Achtung für sie nicht im klaren war, sich verzweifelt die vollständigen Einzelheiten ihrer gemeinsam verbrachten Nacht ins Gedächtnis zurückzurufen. Das einzige, woran sie sich noch erinnern konnte, war, daß sie, nach Auskunft des Krankenwagenfahrers als Epileptikerin klassifiziert, in die Rettungsstation des Piemburger Krankenhauses eingeliefert worden war. Als dieses Mißverständnis aufgeklärt war, hatte man ihren Zustand als sternhagelblau diagnostiziert, worauf ihr, wie sie sich nebelhaft erinnerte, der Magen ausgepumpt wurde, ehe man sie in ein Taxi gesteckt und nach Fort Rapier zurückgeschickt hatte, wo ihr Erscheinen am nächsten Morgen zu einer unerfreulichen Unterredung mit dem Direktor des Sanatoriums führte. Seitdem hatte sie mehrere Male mit Verkamp zu telefonieren versucht, mußte jedoch feststellen, daß seine Leitung offenbar ununterbrochen besetzt war. Schließlich gab sie es auf, weil sie der Meinung war, es sei nicht damenhaft, ihm nachzulaufen. »Er wird schon zur rechten Zeit wieder zu mir zurückkommen«, sagte sie selbstgefällig. »Er kann gar nicht ohne mich auskommen.« Jeden Abend bewunderte sie nach dem Baden im

Spiegel den Abdruck von Verkramps Zähnen und legte sich als Zeichen der Zuneigung des Luitenant ihre zerrissenen roten Höschen zum Schlafen unter das Kopfkissen. »Starke orale Bedürfnisse«, dachte sie glücklich, und ihr Busen wogte im Vorgefühl auf Kommendes.

Mrs. Heathcote-Kilkoon war viel zu sehr Dame, um irgendwelche Zweifel an der Schicklichkeit des Verfolgens ihrer Bekanntschaft mit Kommandant van Heerden zu haben. Jeden Nachmittag rollte nun der altmodische Rolls geräuschlos die Auffahrt des Golfgeländes hinunter, und Mrs. Heathcote-Kilkoon spielte eine Runde sehr gepflegten Golf, bis der Kommandant eintraf. Dann ersparte sie ihm jedesmal die Peinlichkeit, seine Ungeschicklichkeit im Umgang mit einem Golfschläger aller Welt vor Augen zu führen, indem sie ihn in eine Unterhaltung zog.

»Sie müssen mich für absolut entsetzlich halten«, flötete sie eines Nachmittags, als sie auf der Veranda saßen.

Der Kommandant sagte, er denke gar nicht daran.

»Ich denke, es ist wohl, weil ich so wenig Erfahrung mit der Wirklichkeit habe«, fuhr sie fort, »daß ich es so faszinierend finde, einem Mann mit so *viel je ne sais quoi* zu begegnen.«

»Oh, davon weiß ich gar nichts«, sagte der Kommandant bescheiden. Mrs. Heathcote-Kilkoon drohte ihm mit einem behandschuhten Finger.

»Und amüsant obendrein«, sagte sie, obgleich der Kommandant sich nicht denken konnte, wovon sie eigentlich redete. »Irgendwie erwartet man nicht, daß ein Mann in einer so verantwortlichen Stellung Sinn für Humor hat, und Polizeikommandant einer Stadt von der Größe Piemburgs zu sein, muß eine ungeheuerliche Verantwortung bedeuten. Es muß doch Nächte geben, in denen Sie einfach vor Sorgen keinen Schlaf finden können.«

Dem Kommandanten fielen mehrere Nächte in der letzten Zeit ein, in denen er nicht schlafen konnte, aber er war nicht bereit, das zuzugeben.

»Wenn ich ins Bett gehe«, sagte er, »gehe ich schlafen. Ich mache mir keine Sorgen.« Mrs. Heathcote-Kilkoon sah ihn voll Bewunderung an.

»Wie ich Sie beneide«, sagte sie, »ich leide fürchterlich unter Schlaflosigkeit. Ich liege wach und denke darüber nach, wie die Dinge sich im Laufe meines Lebens verändert haben, und erinnere mich der guten alten Zeit in Kenia, ehe diese gräßliche Mau-Mau daherkam und alles kaputtmachte. Sehen Sie sich nur an, in was für ein grauenhaftes Chaos die Schwarzen das Land gestürzt haben. Sogar die Pferderennen in Thomson's Falls haben sie eingestellt.« Sie seufzte, und der Kommandant litt mit ihr.

»Sie sollten versuchen, im Bett zu lesen«, schlug er vor, »es gibt Leute, die meinen, das hilft.«

»Aber was?« fragte Mrs. Heathcote-Kilkoon in einem Ton, der vermuten ließ, sie habe bereits alles gelesen, was es zu lesen gibt.

»Dornford Yates«, sagte der Kommandant prompt und stellte erfreut fest, daß Mrs. Heathcote-Kilkoon ihn erstaunt anblickte. Genau auf diese Wirkung hatte er gehofft.

»Sie auch?« stieß sie hervor. »Sind Sie ein Verehrer von ihm?«

Der Kommandant nickte.

»Ist er nicht wunderbar?« fuhr Mrs. Heathcote-Kilkoon atemlos fort. »Ist er nicht absolut phantastisch? Mein Mann und ich sind ihm völlig ergeben. Absolut ergeben. Das ist einer der Gründe, weshalb wir nach Umtali gezogen sind. Nur, um ihm nahe zu sein. Nur, um dieselbe Luft wie er zu atmen und zu wissen, daß wir in derselben Stadt wohnen wie der große Mann. Es war eine wundervolle Erfahrung. Wirklich wundervoll.« Sie

unterbrach sich lange genug in ihrer Arie über die literarischen Vorzüge Umtalis, um dem Kommandanten Gelegenheit zu der Bemerkung zu geben, daß er erstaunt darüber sei, daß Dornford Yates in Rhodesien gelebt habe. »Ich habe ihn mir immer in England vorgestellt«, sagte er, wobei er bequemerweise vergaß, daß »immer« in diesem Fall »eine Woche« hieß.

»Er verließ England während des Krieges«, erklärte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »und danach kehrte er in das Haus in Eaux Bonnes in den Pyrenäen zurück, in ›das Haus, das Berry baute‹, nicht wahr, aber die Franzosen waren so scheußlich, und alles hatte sich so schrecklich verändert, daß er es nicht ertragen konnte und sich bis zu seinem Tode in Umtali niederließ.«

Der Kommandant sagte, es tue ihm leid, daß er tot sei, und daß er ihn gern kennengelernt hätte.

»Es war eine große Ehre«, stimmte ihm Mrs. Heathcote-Kilkoon traurig bei, »eine sehr große Ehre, einen Mann zu kennen, der die englische Sprache so bereichert hat.« Sie machte, ihren Erinnerungen nachhängend, eine Pause, ehe sie fortfuhr: »Wie merkwürdig, daß Sie ihn so herrlich finden. Ich meine, ich möchte nicht... ja also... ich dachte immer, er sagte nur Engländern zu, und nun einen richtigen Afrikaander zu finden, der ihn mag...« Sie ließ den Satz in der Luft hängen, offenbar fürchtete sie, ihn zu kränken.

Kommandant van Heerden versicherte ihr, Dornford Yates sei die Sorte Engländer, die die Afrikaander am meisten bewunderten.

»Wirklich«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »Sie erstaunen mich. Er hätte sich über Ihre Worte ungeheuer gefreut. Er hatte selber so einen Abscheu vor Ausländern.«

»Das begreife ich gut«, sagte der Kommandant. »Die sind ja auch nicht angenehm.«

Ehe sie sich voneinander verabschiedeten, hatte Mrs. Heathcote-Kilkoon gesagt, der Kommandant müsse unbedingt

ihren Mann kennenlernen, und der Kommandant hatte gesagt, das wäre eine Ehre für ihn.

»Sie müssen uns mal auf ›White Ladies‹ besuchen kommen«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, als der Kommandant ihr den Schlag des Rolls öffnete.

»Auf welchen weißen Ladies denn?« wollte der Kommandant wissen. Mrs. Heathcote streckte die behandschuhte Hand aus und zwickte ihn ins Ohr.

»Sie ungezogener kleiner Schelm Sie«, sagte sie entzückt und fuhr davon. Und der Kommandant stand da und überlegte, was er gesagt hatte, um so einen reizenden Rüffel zu verdienen.

»Du hast was getan?« fragte Colonel Heathcote-Kilkoon, einem Schlaganfall nahe, als sie ihm erzählte, daß sie den Kommandanten nach White Ladies eingeladen habe. »Nach White Ladies? Einen dreckigen Buren? Kommt gar nicht in Frage. Du lieber Gott, nächstens lädst du noch Inder oder Nigger ein. Es ist mir egal, was du sagst, dieses Schwein kommt mir jedenfalls nicht ins Haus.«

Mrs. Heathcote-Kilkoon wandte sich an Major Bloxham. »Erklär du's ihm, Boy, dir hört er sicher zu«, und damit zog sie sich mit einer Migräne in ihr Zimmer zurück.

Major Bloxham fand den Colonel bei seinen Azaleen, aber dessen dunkelrote Gesichtsfarbe nahm ihm allen Wind aus den Segeln.

»Du solltest die Sache nicht so schwer nehmen, alter Knabe«, sagte er. »Blutdruck und all das.«

»Was erwartest du denn, wenn das verdammte Frauenzimmer mir erzählt, daß sie irgendeinen blauärschigen Pavian für ein paar Tage nach White Ladies eingeladen hat?« knurrte der Colonel und gestikulierte angsterregend mit einer Gartenschere herum.

»Ist ein bißchen viel«, sagte der Major beschwichtigend.

»Ein bißchen? Verdammt viel zu viel, wenn du mich fragst. Aber das tut ja hier keiner. Alte Schmarotzersau.« Und er verschwand in einem Busch und ließ den Major ziemlich gekränkt über diese doppeldeutige Bemerkung stehen.

»Anscheinend ist er ein Verehrer des Meisters«, richtete der Major das Wort an eine große Blüte.

»Hm«, schnaubte der Colonel, der seine Aufmerksamkeit auf einen Rhododendronstrauch verlegt hatte. »Habe das Märchen schon mal gehört. Sagt das bloß, um einen Fuß in die Tür zu bekommen, und ehe du weißt, was eigentlich passiert ist, ist der ganze Club voll von der Sorte.«

Major Bloxham sagte, für diesen Standpunkt spreche einiges, aber der Kommandant höre sich ganz aufrichtig an. Der Colonel war anderer Meinung.

»Er hat mal ‘ne weiße Flagge gehißt und unsere Offiziere abgeknallt«, brüllte er. »Du kannst einem Buren nicht weiter trauen als du ihn siehst.«

»Aber...«, sagte der Major, der gleichzeitig versuchte, über den augenblicklichen Aufenthaltsort und über den Gedankengang des Colonels auf dem laufenden zu bleiben.

»Hier gibt es kein Aber«, schrie der Colonel aus einer Hortensie. »Der Kerl ist ein Lump. Hat außerdem farbiges Blut. Will keinen Nigger in meinem Haus.« Seine Stimme, die sich in dem Gebüsch sehr entfernt anhörte, polterte weiter zu dem beharrlichen Klicken der Gartenschere, und Major Bloxham drehte sich um und ging ins Haus zurück. Mrs. Heathcote-Kilkoon, die sich von ihrer Migräne wieder völlig erholt hatte, nahm auf der Terrasse einen Dämmertrunk zu sich.

»Intransigent, meine Liebe«, sagte der Major und drückte sich vorsichtig an dem Chihuahua vorbei, der zu ihren Füßen lag. »Absolut intransigent.« Stolz auf sein so diplomatisch vielsilbiges Communiqué goß sich der Major einen doppelten Whisky ein. Das würde wieder ein langer, anstrengender Abend

werden.

»Zeit zur Fuchsjagd«, sagte der Colonel beim Abendessen über seine Avocado hinweg. »Kannst dich drauf freuen.«

»Fox in guter Form?« fragte der Major.

»Forebode hält ihn ausgezeichnet«, sagte der Colonel, »unternimmt mit ihm jeden Morgen einen Zehn-Meilen-Trab. Guter Mann, Forebode, versteht seinen Job.«

»Verdammt guter Pikör«, sagte der Major, »Forebode.«

Am entfernten unteren Ende des polierten Mahagonitisches löffelte Mrs. Heathcote-Kilkoon nachdenklich an ihrer Avocado.

»Forebode ist ein Zuchthäusler«, sagte sie plötzlich. »Du hast ihn doch aus dem Gefängnis in Weezen.«

»Ein zum Förster gewandelter Wilderer«, sagte der Colonel, der die neue Angewohnheit seiner Frau verabscheute, seiner Welt beruhigender Kniffe und Tricks ständig einen Sinn für Realität aufzuzwingen. »Sind die besten Leute, verstehst du. Auch gut mit Hunden.«

»Mit der Meute«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon mißbilligend, »mit der Meute, mein Lieber. Mit Hunden nie.«

Ihr gegenüber nahm der Colonel eine dunklere Rottönung an.

»Schließlich«, fuhr Mrs. Heathcote-Kilkoon fort, ehe dem Colonel eine geeignete Antwort einfiel, »wenn wir vorgeben, wir seien adlig und ritten schon seit unzähligen Generationen hinter Jagdmeuten her, dann könnten wir es doch ebensogut richtig tun.«

Colonel Heathcote-Kilkoon warf seiner Gattin einen giftigen Blick zu. »Du vergißt dich, meine Liebe«, sagte er schließlich.

»Wie recht du hast«, erwiderte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »ich habe mich vergessen. Ich denke, das haben wir alle.« Sie stand vom Tisch auf und verließ das Zimmer.

»Merkwürdiges Benehmen«, sagte der Colonel. »Kann mir nicht denken, was über die Frau gekommen ist. War doch immer

vollkommen normal.«

»Vielleicht ist es die Hitze«, schlug der Major vor.

»Ihre Hitze?«

»Das Wetter«, erklärte Major Bloxham eilig. »Heißes Wetter macht die Leute reizbar, verstehst du?«

»Heiß wie die Hölle in Nairobi. Hat sie dort nie gestört. Verstehe nicht, warum sie hier davon überschnappt.«

Sie beendeten schweigend ihr Mahl, und der Colonel nahm seinen Kaffee mit in sein Arbeitszimmer, wo er sich im Radio den Börsenbericht anhörte. Die Goldanteile hatten angezogen, stellte er befriedigt fest. Am nächsten Morgen würde er seinen Börsenmakler anrufen und ihm sagen, daß er West Driefontein verkaufen solle. Dann drehte er das Radio ab, ging zum Bücherregal, nahm *Berry & Co.* heraus und machte sich's bequem, um das Buch zum achtunddreißigsten Mal zu lesen. Wenig später legte er es, außerstande, sich zu konzentrieren, wieder beiseite und ging auf die Terrasse hinaus, wo Major Bloxham im Dunkeln mit einem Glas Whisky saß und auf die Lichter der Stadt unten in der Ferne blickte.

»Was machst du denn hier, Boy?« fragte der Colonel in einem Ton, der fast einer Zuneigung ähnelte.

»Versuche mich zu erinnern, wie Schnecken schmecken«, sagte der Major. »Ist schon lange her, seit ich das letzte Mal welche hatte.«

»Ziehe selbst Austern vor«, sagte der Colonel. Sie saßen eine Weile schweigend da. In der Ferne sangen ein paar Zulus.

»Ekelhafte Sache«, brach der Colonel das Schweigen. »Kann's nicht leiden, wenn Daphne verstimmt ist. Kann diesen verdammten Kerl aber auch nicht leiden. Weiß nicht, was tun.«

»Sicherlich können wir ihn nicht leiden«, stimmte der Major zu. »Schade, daß wir ihn nicht irgendwie verschieben können.«

»Ihn verschieben?«

»Sag ihm, wir hätten Maul- und Klauenseuche oder was weiß ich«, sagte der Major, dessen Lebensweg mit dubiosen Entschuldigungen gepflastert war. Colonel Heathcote-Kilkoon dachte über den Vorschlag nach und verwarf ihn.

»Würde nicht putzen«, sagte er schließlich.

»Tun das nie, die Buren«, sagte der Major.

»Maul- und Klauenseuche.«

»Ach so.«

Es entstand eine lange Pause, während sie in die Nacht blickten.

»Ekelhafte Sache«, sagte der Colonel schließlich, stand auf und ging zu Bett. Major Bloxham blieb sitzen und dachte über Schalentiere nach.

In ihrem Zimmer lag Mrs. Heathcote-Kilkoon unter einem Laken, konnte nicht schlafen und hörte den singenden Zulus und dem gelegentlichen Gemurmel auf der Terrasse mit wachsender Erbitterung zu. »Sie demütigen ihn, wenn er kommt«, dachte sie und rief sich die Nöte ihrer Jugend in Erinnerung, als Mundtücher noch keine Servietten waren und Lunch kein Diner. Und der Gedanke an die Demütigung, die sie stellvertretend empfinden würde, wenn der Kommandant zum Fleischgang nach der Fischgabel griffe, brachte Mrs. Heathcote-Kilkoon endlich zu einem Entschluß. Sie knipste das Licht an, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb auf zartlila Büttengeschenk ein paar Zeilen an den Kommandanten.

»Du fährst doch in die Stadt, Boy?« fragte sie den Major am nächsten Morgen beim Frühstück. »Dann bring das hier bitte rasch ins Polizeibüro, ja?« Sie schob ihm das Kuvert über den Tisch.

»Hast recht«, sagte Major Bloxham. Er hatte zwar nicht vorgehabt, nach Piemburg zu fahren, aber seine Stellung im Haus erforderte einfach solche Opfer. »Verschiebst du ihn?«

»Natürlich nicht«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon und streifte ihren Gatten mit einem kalten Blick. »Ein Kompromiß. Die feine englische Art, jedenfalls hat man mich das glauben machen. Ich habe geschrieben, das Haus wäre voll, und...«

»Verdammte gute Ausrede, meine Liebe«, unterbrach sie der Colonel.

»... habe ihn gefragt, ob es ihm etwas ausmache, sich statt dessen im Hotel einzuquartieren. Er kann mit uns zu Mittag und zu Abend essen, und ich hoffe, ihr besitzt den Anstand, ihn gebührend zu behandeln, wenn er zusagt.«

»Scheint mir eine faire Maßnahme zu sein«, sagte der Colonel.

»Sehr fair«, pflichtete der Major bei.

»Es ist das mindeste«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »was ich unter diesen Umständen tun kann. Ich habe ihm gesagt, die Rechnung bezahlst du.«

Sie stand auf und ging in die Küche, um ihren Ärger am schwarzen Hauspersonal auszulassen.

Im Piemburger Polizeibüro war Kommandant van Heerden emsig damit beschäftigt, Vorbereitungen für seinen Urlaub zu treffen. Er hatte sich eine Landkarte von der Umgebung von Weezen gekauft, eine Forellenangel und künstliche Fliegen, ein Paar feste Marschstiefel, einen Jägerhut, eine Schrotflinte Kaliber zwölf, ein Paar hohe Gummistiefel und ein Taschenbuch mit dem Titel *Etikette für jedermann*. So ausstaffiert war er überzeugt, daß sein Aufenthalt bei den Heathcote-Kilkoons ihm wertvolle Erkenntnisse in der Kunst, sich wie ein englischer Gentleman zu benehmen, vermitteln würde.

Er hatte sich sogar die Mühe gemacht, zwei Pyjamas und ein paar neue Socken zu kaufen, weil die alten gestopfte Löcher hatten. Nach dem Erwerb der äußersten Zeichen des Englischseins

hatte der Kommandant geübt, in einer, wie er hoffte, korrekten Aussprache »Frightfully« und »Absolutely« zu sagen. Als es dunkel war, ging er mit der Forellenangel in seinen Garten und übte, künstliche Fliegen in einen Eimer Wasser auf dem Rasen zu schleudern, ohne daß es ihm auch nur einmal gelang, eine Fliege in den Eimer zu kriegen, statt dessen köpfte er bei dem Versuch mehrere Dutzend Dahlien.

»Er übt was?« fragte Luitenant Verkamp ungläubig, als ihm seine Leute von dieser neuen Tätigkeit berichteten.

»Aus einem Eimer zu angeln«, erzählten ihm die Sicherheitsmänner.

»Der hat doch nicht alle Tassen im Schrank«, sagte Verkamp.

»Murmelt auch ständig vor sich hin. Sagt immer wieder ›Faszinierend‹ und ›Erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir.‹«

»Das weiß ich«, sagte Verkamp, der den Monologen des Kommandanten in seinem Radio gelauscht hatte.

»Hier ist eine Aufstellung aller Sachen, die er gekauft hat«, sagte ein anderer Sicherheitsbeamter. Verkamp sah sich verblüfft die Liste mit den Gummistiefeln, dem Jägerhut und den Wanderschuhen an.

»Was hat denn das alles mit den Treffen mit dieser Frau im Golfclub zu tun?« fragte er. Er hatte seine ursprüngliche Idee, daß der Kommandant in irgendeine unerlaubte Liebesbeziehung verstrickt sei, nie aufgegeben.

»Sülzt ihr jeden Tag die Ohren voll«, berichteten ihm die Sicherheitsbeamten. »Dralles kleines Ding von ungefähr fünfundfünfzig mit gefärbten Haaren. Fährt einen alten Rolls.«

Verkamp gab seinen Leuten die Anweisung, alles, was sie nur könnten, über Mrs. Heathcote-Kilkoon herauszufinden, dann machte er sich wieder an das Studium von *Tatsache und Fiktion*

*in der Psychologie.* Er hatte kaum damit begonnen, als das Telefon klingelte und ihm mitgeteilt wurde, daß der Kommandant ihn zu sehen wünsche. Verkamp legte das Buch weg und ging durch den Korridor zum Büro des Kommandanten.

»Ah, Verkamp«, sagte der Kommandant, »ich nehme von Freitag an vierzehn Tage Urlaub und beauftrage Sie für die Zeit mit der Leitung.« Lieutenant Verkamp war entzückt.

»Das höre ich ungern«, sagte er diplomatisch. »Wir werden Sie vermissen.« Der Kommandant blickte unwirsch auf. Nicht einen Augenblick lang glaubte er, daß Verkamp ihn vermißte, besonders nicht, wenn er mit der Leitung betraut wurde.

»Wie kommen Sie denn weiter bei der Suche nach diesen Kommunisten?« fragte er.

»Kommunisten?« fragte Verkamp, einen Moment verwirrt. »Oh, naja, das ist ‘ne langwierige Angelegenheit, Sir. Ergebnisse brauchen viel Zeit.«

»Das müssen sie wohl«, sagte der Kommandant, der das Gefühl hatte, Verkramps aufreibende Selbstgefälligkeit ein bißchen angepiekst zu haben. »Na schön, während ich weg bin, erwarte ich von Ihnen, daß sie sich auf Routineverbrechen und die Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung konzentrieren. Ich will nicht feststellen, daß Vergewaltigungen, Einbrüche und Morde in meiner Abwesenheit zugenommen haben. Verstanden?«

»Ja, Sir«, sagte Verkamp. Der Kommandant entließ ihn, und Verkamp ging bester Laune in sein Büro zurück. Die Gelegenheit, auf die er so lange gewartet hatte, war endlich da. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und faßte die vielfältigen Möglichkeiten ins Auge, die ihm sein neues Amt bot.

»Vierzehn Tage«, dachte er. »Vierzehn Tage, in denen ich zeigen kann, wozu ich wirklich imstande bin.« Es war nicht viel Zeit, aber Lieutenant Verkamp hatte nicht die Absicht, Zeit zu

vergeuden. Es gab zwei Dinge, an die er besonders dachte. Ohne den Kommandanten im Weg würde er den Plan »Rotes Fiasko« in Gang setzen. Er trat an seinen Safe und nahm den Aktendeckel heraus, der alle Einzelheiten der Unternehmung enthielt. Monate zuvor hatte er den Plan insgeheim aufgestellt. Es war Zeit, ihn in die Tat umzusetzen. Bis Kommandant van Heerden von seinem Urlaub zurückkehrte, würde Lieutenant Verkamp mit Sicherheit die Verschwörung der Saboteure aufgedeckt haben, von deren Umtrieben in Piemburg er überzeugt war.

Im Verlauf des Morgens erledigte Verkamp eine Reihe von Telefongesprächen, und in verschiedenen Firmen in der ganzen Stadt wurden Angestellte ans Telefon geholt, die normalerweise während der Arbeitsstunden nicht angerufen wurden. In jedem einzelnen Fall war die Prozedur dieselbe.

»Die Mamba schlägt zu«, sagte Verkamp.

»Die Kobra hat zugeschlagen«, sagte der Geheimagent. Diese Methode, die er sich als unfehlbares Mittel ausgedacht hatte, um seinen Agenten den Befehl zu übermitteln, sich mit ihm an einem vorher bestimmten Ort zu treffen, hatte ihre Nachteile.

»Was sollte denn das alles?« fragte das Mädchen im Büro von Agent 745396, als er den Hörer nach einem Gespräch auflegte, das man kaum eine längere Unterhaltung hätte nennen können.

»Nichts«, erwiederte Agent 745396 eilig.

»Sie sagten: ›Die Kobra hat zugeschlagen‹«, sagte das Mädchen, »ich hab's genau gehört. Welche Kobra hat zugeschlagen? Das möchte ich mal wissen.«

In ganz Piemburg erregte Verkramps Codewörter-System in den Büros, in denen seine Agenten arbeiteten, großes Interesse und Rätselraten.

Am Nachmittag verließ Lieutenant Verkamp, als Autoschlosser verkleidet und am Steuer eines Abschleppwagens, die Stadt zum ersten seiner Treffen, und eine

halbe Stunde später beugte er sich zehn Meilen außerhalb von Piemburg auf der Straße nach Vlockfontein über den Motor des Wagens von 745396 und tat so, als repariere er einen defekten Zündverteiler, um seine Verkleidung wahrscheinlich wirken zu lassen, während er 745396 seine Instruktionen gab.

»Sieh zu, daß du gefeuert wirst«, sagte Verkamp zu dem Agenten.

»Schon geschehen«, sagte 745396, der sich den Nachmittag ohne Erlaubnis frei genommen hatte.

»Gut«, sagte Verkamp und überlegte, wie zum Kuckuck er den Verteiler wieder zusammenkriegen sollte. »Ich möchte, daß du von jetzt an hauptamtlich für mich arbeitest.«

»Um was zu tun?«

»Um in die revolutionären Zellen in Zululand einzusickern.«

»Wo fange ich an?« fragte 745396.

»Fang damit an, daß du im Café Florian und in der Colonial Bar rumhängst, 'ne Menge Studenten und Kommies gehen da hin. Die Universitätsmensa ist eine andere Stelle, wo sich Subversive treffen«, erklärte Verkamp.

»Das weiß ich doch alles«, sagte 745396. »Als ich das letzte Mal da war, wurde ich an den Ohren an die Luft gesetzt.«

»Das letzte Mal hattest du noch nichts in die Luft gesprengt«, sagte Verkamp. »Diesmal wirst du nicht bloß sagen, du wärst ein Saboteur, diesmal kannst du es beweisen.«

»Und wie?«

Verkamp ging dem Mann voran zur Fahrerkabine seines Abschleppfahrzeugs und händigte ihm ein Päckchen aus. »Nitrogelatine und Zünder«, erläuterte er. »Samstagabend läßt du den Transformator an der Straße nach Durban hochgehen. Leg's da um elf hin und sieh zu, daß du wieder in der Stadt bist, ehe es explodiert. Es hat einen Fünfzehn-Minuten-Zünder.«

745396 sah ihn erstaunt an. »Du meine Güte«, sagte er,

»meinst du das wirklich?«

»Natürlich«, schnappte Verkrampt. »Ich habe mir die Sache reiflich überlegt. Das hier ist offenbar der einzige Weg, um in die Sabotageorganisation einzudringen. Niemand wird bezweifeln, daß ein Mensch der Kommunistischen Partei mit Haut und Haar anhängt, der einen Transformator in die Luft gesprengt hat.«

»Das wird man sicher nicht«, räumte 745396 nervös ein.  
»Was geschieht, wenn ich geschnappt werde?«

»Das wirst du nicht«, sagte Verkrampt.

»Das hast du mir auch gesagt, als ich in der Herrentoilette am Market Square Botschaften weitergeben sollte«, sagte 745396.  
»Da wurde ich wegen unsittlicher Anträge verhaftet.«

»Das war was anderes. Damals haben dich die Uniformierten gekascht.«

»Die Uniformierten könnten mich auch diesmal kaschen«, sagte 745396. »Man weiß doch nie.«

»Ich bin von jetzt an mit der Leitung der Uniformierten beauftragt. Von Freitag an bin ich Kommandant«, erklärte Verkrampt. »Und mal ganz davon abgesehen, wer hat denn deine Geldstrafe bezahlt?«

»Du«, gab 745396 zu, »aber in aller Munde war ich. Versuch du mal in einem Büro zu arbeiten, wo jedermann glaubt, man hätte die Angewohnheit, in öffentlichen Klos alte Männer anzumachen. Ich brauchte Monate, um darüber wegzukommen, und mußte fünfmal umziehen.«

»Für ein weißes Südafrika haben wir alle unsere Opfer zu bringen«, sagte Verkrampt, »was mich auf etwas bringt. Ich möchte, daß du alle paar Tage die Bude wechselst. Genau das machen nämlich echte Saboteure, und diesmal mußt du wirklich überzeugend sein.«

»Okay, ich jage also den Transformator in die Luft. Was

dann?«

»Mach, was ich sage. Misch dich unter die Studenten und Linken und laß durchsickern, daß du Saboteur bist. Du wirst dann bald feststellen, daß die Saubande dich in ihre Pläne einweihst.«

745396 war immer noch nicht überzeugt. »Wie beweise ich denn, daß ich den Transformator in die Luft gesprengt habe?« fragte er. Verkamp dachte über das Problem nach.

»Du schneidest da einen wichtigen Punkt an«, räumte er ein. »Ich nehme an, wenn du ihnen ein bißchen Nitrogelatine zeigen könntest, würde es den Zweck erreichen.«

»Sehr schön«, sagte 745396 sarkastisch, »und wo kriege ich den Pudding her? Den habe ich doch nicht gleich so greifbar.«

»Das Polizeiarsenal«, sagte Verkamp. »Ich lasse einen Schlüssel machen, und du nimmst dir was raus, wenn du's brauchst.«

»Und was mache ich, wenn ich die wahren Saboteure gefunden habe?« fragte 745396.

»Überrede sie, irgendwas in die Luft zu jagen, und sag mir Bescheid, bevor sie das tun, damit ich die Scheißkerle verhaften kann«, sagte Verkamp, und nachdem sie abgemacht hatten, daß er den Schlüssel zum Polizeiarsenal an einem verabredeten Ort hinterlegen werde, händigte ihm Verkamp aus dem Spesenetat der Sicherheitsabteilung 500 Rand aus und überließ es 745396, den Verteiler wieder zusammenzusetzen, den er auseinandergenommen hatte.

»Denk dran, daß du sie dazu kriegst, irgendwas zu sprengen, bevor wir sie verhaften«, sagte Verkamp zu dem Agenten, ehe er davonfuhr. »Es ist wichtig, daß wir einen Sabotagebeweis haben, damit wir die Saubande hängen können. Diesmal will ich keine Prozesse wegen Verschwörung. Ich will den klaren Terrorismusbeweis.«

Er fuhr zu seinem nächsten Treff davon, und im Laufe der nächsten zwei Tage hatten zwölf Geheimagenten ihre Arbeit aufgegeben und statt dessen rund um Piemburg Ziele erhalten, die sie zerstören sollten. Zwölf Nachschlüssel zur Waffenkammer der Polizei waren angefertigt worden, und Verkamp war felsenfest davon überzeugt, daß er binnen kurzem für die Freiheit und die abendländische Kultur in Piemburg mit einem Knalleffekt in die Bresche springen werde, der seine Karriere bedeutend fördern würde.

In seinem Büro überprüfte Verkamp den Plan nochmal und prägte sich alle Einzelheiten sorgfältig ein, ehe er als zusätzliche Sicherheitsvorkehrung gegen ein Leck in der Deckung die Akte »Rotes Fiasko« verbrannte. Er war auf die Organisation seiner Geheimagenten besonders stolz, die er im Laufe der Jahre einzeln angeworben und aus dem Etat bezahlt hatte, der ihm von BOSS für Denunzianten zugeteilt war. Jeder Agent benutzte einen *nom de guerre* und war Verkamp nur unter seiner Nummer bekannt, so daß es nichts gab, was ihn mit BOSS in Verbindung brachte. Das Verfahren, wonach die Agenten ihm Bericht erstatteten, war ähnlich raffiniert und bestand aus verschlüsselten Botschaften, die in »toten Briefkästen« hinterlegt und dort von Verkramps Sicherheitsbeamten eingesammelt wurden. Für jeden Wochentag gab es einen anderen Code und einen anderen toten Briefkasten, was sicherstellte, daß Verkramps Leute seinen Agenten nie begegneten, von deren Existenz sie nur vage Kenntnis hatten. Der Umstand, daß das System sehr kompliziert war, daß es sieben Codes und sieben Verstecke für jeden Agenten gab und daß zwölf Agenten in der Gegend herumliefen, würde bedeutet haben, daß irrsinnig viel Arbeit zu erledigen gewesen wäre, wenn im Hinblick auf zu meldende Kommunisten und subversive Tätigkeiten in Piemburg nicht totale Fehlanzeige bestanden hätte. Früher hatte Verkamp schon Glück, wenn er pro Woche mehr als eine verschlüsselte Nachricht erhielt, und

die unweigerlich ohne jeden Wert. Das würde nun anders werden, und er sah dem Zustrom von Mitteilungen gespannt entgegen.

Nachdem Luitenant Verkamp die Operation »Rotes Fiasko« in Gang gesetzt hatte, faßte er seine zweite Kampagne ins Auge, nämlich die gegen die rassenschänderischen Polizeibeamten, der er die Codebezeichnung »Mohrenwäsche« gegeben hatte. Zur Rechtfertigung von Dr. Eysenck war er zu dem Schluß gelangt, sowohl Apomorphin-Injektionen als auch Elektroschocks zu verabreichen, und hatte Sergeant Breitenbach zu einem Apothekengroßhändler mit einer Bestellung von einhundert Injektionsspritzen und zehn Litern Apomorphin geschickt.

»Zehn Liter?« fragte der Apotheker ungläubig. »Sind Sie sicher, daß Sie das richtig verstanden haben?«

»Völlig sicher«, sagte Sergeant Breitenbach.

»Und hundert Spritzen?« fragte der Apotheker, der seinen Ohren noch immer nicht traute.

»Genau das habe ich gesagt«, beharrte der Sergeant.

»Ich weiß, daß Sie das gesagt haben, aber das ist doch wohl nicht möglich«, erklärte ihm der Apotheker. »Was um Himmels willen wollen Sie denn mit zehn Litern?«

Sergeant Breitenbach war von Verkamp instruiert worden.

»Es ist für die Behandlung von Alkoholikern«, sagte er.

»Du lieber Gott«, sagte der Apotheker, »ich wußte gar nicht, daß es in diesem Land so viele Alkoholiker gibt.«

»Es soll sie gründlich anwidern«, erläuterte der Sergeant.

»Das können Sie laut sagen«, murmelte der Apotheker. »Mit zehn Litern könnten Sie wahrscheinlich alle auch einfach um die Ecke bringen. Und obendrein möglicherweise noch das ganze Abwassersystem lahmlegen. Aber ich kann es Ihnen sowieso nicht liefern.«

»Warum nicht?«

»Tja, erstens habe ich nicht zehn Liter und wüßte auch nicht, wo ich die herkriegen sollte, und zweitens brauchen Sie dafür ein Rezept, und ich bezweifle, ob Ihnen ein Arzt, der seinen Verstand beisammen hat, überhaupt zehn Liter Apomorphin verschreiben würde.«

Sergeant Breitenbach meldete die Weigerung an Luitenant Verkamp.

»Brauche ein Rezept«, sagte er.

»Das können Sie doch vom Polizeiarzt bekommen«, sagte ihm Verkamp, und der Sergeant ging ins Leichenschauhaus der Polizei, wo der Arzt eine Autopsie an einem Afrikaner vornahm, der während eines Verhörs zu Tode geprügelt worden war.

»Natürliche Todesursachen«, schrieb er auf den Totenschein, ehe er sich Sergeant Breitenbach zuwandte.

»Was ich zu tun bereit bin, hat seine Grenze«, sagte der Arzt, der sich plötzlich an seine Berufsehre erinnerte. »Ich habe den hippokratischen Eid geschworen und schreibe keine Rezepte über zehn Liter aus. Tausend Kubikzentimeter ist das höchste der Gefühle, und wenn Verkamp mehr aus den Leuten rauskriegen will, muß er ihnen eben den Rachen mit einer Feder kitzeln.«

»Reicht das denn?«

»Bei 3 Kubikzentimetern pro Dosis sollte man 330 Injektionen rauskriegen«, sagte der Arzt. »Aber nicht übertreiben. Ich habe sowieso schon mehr als genug mit dem Unterschreiben von Totenscheinen zu tun.«

»Dieser knausrige alte Knochen«, sagte Verkamp, als Sergeant Breitenbach mit zwanzig Spritzen und einem Liter Apomorphin von der Apotheke zurückkam. »Als nächstes brauchen wir Dias von nackten Kaffernmädchen. Sobald der Kommandant am Freitag weg ist, nehmen Sie sich den Polizeifotografen dafür.«

Während Kommandant van Heerdens Stellvertreter diese Vorbereitungen für dessen Urlaub traf, stellte sich der Kommandant auf die Änderung seiner Pläne ein, die Mrs. Heathcote-Kilkoons Brief zur Folge hatte. Er ging in der Polizeidienststelle gerade am Schreibtisch des Diensthabenden vorbei, als Major Bloxham ankam.

»Ein Brief für Kommandant van Heerden«, sagte der Major.

Kommandant van Heerden kehrte um. »Das bin ich«, sagte er. »Sehr erfreut, ihre Bekanntschaft zu machen«, und er schüttelte dem Major kräftig die Hand.

»Bloxham, Major«, sagte der Major nervös. Polizeidienststellen hatten stets diese Wirkung auf ihn.

Der Kommandant öffnete das zartlila Kuvert und warf einen Blick auf den Brief.

»Jagdsaison. Immer dasselbe«, sagte der Major als Erläuterung und von der Röte beunruhigt, die das Gesicht des Kommandanten überzog. »Verdammte unangenehm. ‘Schuldigung.«

Kommandant van Heerden stopfte den Brief eilig in die Tasche.

»Ja. Also. Hm«, sagte er verlegen.

»Irgendeine Nachricht?«

»Nein. Ja. Ich steige im Hotel ab«, sagte der Kommandant und wollte eben wieder dem Major die Hand schütteln. Aber der hatte die Polizeidienststelle bereits wieder verlassen und holte auf der Straße tief Luft. Der Kommandant ging hinauf in sein Büro und las den Brief im Zustand ziemlicher Erregung noch einmal. Dies war kaum ein Brief, den er von Mrs. Heathcote-Kilkoon erwartet hätte.

»Liebster Van«, las er, »ich komme mir so schrecklich vor, daß ich so einen Brief an Sie schreiben muß, aber ich bin

überzeugt, Sie werden ihn verstehen. Sind Ehemänner nicht entsetzliche Langweiler? Es ist halt so, daß. Henry ganz unausstehlich ist, und dabei hätte ich Sie so gerne hier gehabt, aber ich denke, es wäre um unser aller willen besser, wenn Sie im Hotel abstiegen. Er hat diesen fürchterlichen Club-Spleen und ist so störrisch, und überhaupt bin ich sicher, daß Sie es dort behaglicher haben, und zum Essen kommen Sie zu uns.

Bitte, sagen Sie ja und seien Sie nicht böse. Ihre Sie liebende Daphne.« Der Brief war stark parfümiert.

Nicht daran gewöhnt, von anderer Männer Ehefrauen parfümierte Briefe auf zartlila Büttelpapier zu erhalten, fand der Kommandant den Inhalt erst recht verwirrend. Was Mrs. Heathcote-Kilkoon veranlaßt hatte, ihn mit »Liebster Van« anzureden und ihren Mann als entsetzlichen Langweiler zu bezeichnen, konnte er nur vermuten, aber er war kaum überrascht darüber, daß Henry unausstehlich war. Wenn der auch nur dunkel ahnte, daß seine Frau Briefe wie diesen schrieb, hatte der Colonel jedes Recht, unausstehlich zu sein, und der Kommandant, der sich an des Majors rätselhafte Bemerkung über die Jagdsaison erinnerte, die immer dasselbe sei, erschauerte.

Andererseits appellierte der Gedanke, daß er vor Mrs. Heathcote-Kilkooms Augen Gnade gefunden habe - und wenn der Brief etwas war, wonach man gehen konnte, gab's da nicht viele Zweifel -, an die ritterlichen Instinkte des Kommandanten. Natürlich würde er nicht böse sein. Vorsichtig sicher, aber nicht böse. Nachdem er in *Etikette für jedermann* nachgesehen hatte, was dort über die Beantwortung von Liebesbriefen verheirateter Frauen gesagt wurde, und es wenig nützlich gefunden hatte, machte der Kommandant sich daran, eine Antwort zu formulieren. Und da er sich zehn Minuten lang nicht entscheiden konnte, ob er »Liebste«, »Meine liebe« oder bloß »Liebe« schreiben solle, dauerte es ziemlich lange, bis der Brief geschrieben war, dessen endgültige Form lautete: »Liebste

Daphne, Kommandant van Heerden nimmt Colonel und Mrs. Heathcote-Kilkoons freundliche Einladung, im Hotel abzusteigen, mit großem Vergnügen an. Er nimmt auch mit dem größten Vergnügen Ihre Einladung zum Abendessen an. Ihr ergebenster Van«, was der Kommandant für eine angenehme Mischung aus förmlich und zwanglos hielt, die ihm nicht dazu angetan schien, irgend jemanden zu kränken. Er schickte den Brief mit einem Polizeiboten zum Haus der Heathcote-Kilkoons nach Piltdown hinauf. Dann wandte er sich der Landkarte zu und suchte den Weg nach Weezen heraus. Am Fuße der Aardvark-Berge gelegen, besaß die kleine Stadt einen gewissen Ruf als Kurort, ja sie war tatsächlich mal so etwas wie ein Heilbad gewesen, aber in den letzten Jahren war sie wie Piemburg vergessen und als Ferienzentrum von den Wolkenkratzern und Motels an der Küste verdrängt worden.

## 6

Am Freitagmorgen war der Kommandant früh wach und auf der Straße nach Weezen. Er hatte seine Angel und alles Drum und Dran, das er sich für die Ferien gekauft hatte, schon am Abend zuvor in den Kofferraum seines Autos gepackt und trug nun seine Norfolk-Jacke und die braunen Lochmusterschuhe. Während er die lange Steigung aus Piemburg hinauffuhr, sah er ohne Bedauern auf die roten Blechdächer hinunter. Es war lange her, seit er sich das letzte Mal Ferien gegönnt hatte, und er freute sich darauf, aus erster Hand zu erfahren, wie die britische Aristokratie auf ihren Landsitzen wirklich lebte. Als die Sonne aufging, bog der Kommandant am Leopard's River von der Nationalstraße ab und rumpelte wenig später über die Huckel einer unbefestigten Straße auf die Berge zu. Um ihn herum veränderte sich das Land entsprechend der Rasse seiner Bewohner: er sah sanft welliges Weideland in den weißen Gebieten, und den Voetsak River hinab, der zu Pondoland gehörte und also schwarzes Gebiet war, völlig ausgebrannte Steppe, wo Ziegen auf die unteren Äste der Bäume kletterten, um von den Blättern zu fressen. Der Kommandant übte, englisch zu sein, indem er die Afrikaner am Straßenrand anlächelte, stieß aber kaum auf Gegenliebe und gab es nach einer Weile auf. In Sjambok hielt er, um seinen Morgenkaffee zu trinken, den er auf englisch statt seines üblichen Afrikaans bestellte, und er freute sich, als der indische Kellner ihn taktvoll fragte, ob er ein Besucher aus Übersee sei.

Er verließ Sjambok in sprühender Laune, und eine Stunde später schlängelte er sich die Paßstraße zum Rooi Nek hinauf. Oben stieg er aus dem Wagen und besah sich das Land, das in letzter Zeit seine Phantasie so stark beschäftigt hatte. Die Wirklichkeit übertraf alle seine Erwartungen. Weezen lag auf einem welligen Hochland mit sanften Hügeln und Wiesen, durch

das sich Bäche zu einem trägen Fluß wanden, der in der Ferne glitzerte. Hier und da verdunkelte ein Wald eine Berglehne oder säumte den Fluß, um der Landschaft ein dunkleres Grün einzuweben, oder ein Gehölz nahm ein Bauernhaus in seinen Schutz. Über dem Plateau erhoben sich in der Ferne die Berge in einer gewaltigen Halbmondform, und über ihnen dunkelte zum Zenith hin wiederum ein Himmel von makelloser Bläue. Für Kommandant van Heerden, der aus der staubigen Dürre des Rooi-Nek-Passes kam, sprach das Land vor seinen Augen von den Grafschaften Englands. »Genau wie das Bild auf einer Keksdose«, murmelte er hingerissen, »nur wirklicher«, ehe er wieder auf seinen heißen Autositz kletterte und weiterfuhr, die kurvige Schotterstraße hinunter nach Weezen.

Auch hier wurden seine Hoffnungen mehr als erfüllt. Die kleine Stadt, kaum größer als ein Dorf, war in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten. Eine aus Stein erbaute Kirche mit einem überdachten Friedhofstor, ein prachtvolles Rathaus im Kolonialstil mit rostenden eisernen Wasserspeichern und eine Reihe von Läden unter einem Laubengang blickten auf einen Platz, in dessen Mitte Königin Victoria rundlich saß und mit deutlichem Widerwillen über einen Kaffer wegsah, der schlafend auf einer Bank in dem Garten zu ihren Füßen lag. Was sich auch sonst seit ihrem Diamantenen Krönungsjubiläum in Südafrika verändert haben mochte, klar war, daß Weezen das nicht getan hatte, und der Kommandant, für den das Britische Empire noch immer all seinen Zauber besaß, erfreute sich an dieser Tatsache. »Hier lungern keine Marijuana rauchenden Langhaarigen um Musicboxen rum«, dachte er glücklich, hielt an und betrat einen Laden, in dem es nach Säcken und Bohnerwachs roch. Er fragte einen langen, hageren Mann nach dem Weg zum Hotel.

»Bar oder Bett?« fragte der Mann mit einer Wortkargheit, die dem Kommandanten durch und durch echt vorkam.

»Bett«, sagte der Kommandant.

»Dann ist es Willow Waten«, sagte der Mann zu ihm. »‘ne halbe Meile weiter. Da ist ‘n Schild.«

Der Kommandant verließ den Laden und fuhr weiter. »Willow Water - Gasthof« stand auf einem Schild, und der Kommandant bog in eine enge, von blauen Gummibäumen gesäumte Auffahrt ein, die zu einem niedrigen, stuckverzierten Gebäude führte, das weniger wie ein Hotel, sondern eher wie eine verlassene Pumpstation eines stillgelegten Wasserwerks aussah. Der Kommandant hielt zögernd auf dem moosbewachsenen Vorplatz an und sah ohne jede Begeisterung auf das Haus. Was es auch war, es war nicht das, was er erwartet hatte. Über der Eingangstür konnte er die verblichenen Inschriften »Kurhaus Weezen« und »Philosophische Gesellschaft« erkennen, die von den Schößlingen einer längst verfaulten Kletterpflanze mit Punkten überzogen waren. Er stieg aus, ging die Stufen zu der kleinen Terrasse hoch und spähte durch die Drehtür ins Innere, wobei er nur vage wahrnahm, daß mehrere große Fliegen, die sich in der Tür gefangen hatten, eindringlich summten. Weder ihre Gegenwart noch das, was er vom Foyer sehen konnte, ließen vermuten, daß das Haus gut besucht war. Der Kommandant schob sich durch die Drehtür, so daß die Fliegen nun auf der anderen Seite eingeschlossen waren, blieb stehen und betrachtete sich die weißgekachelte Diele. Licht, das aus einer Glaskuppel im Dach fiel, beleuchtete etwas in einer Nische am anderen Ende, das die Rezeption zu sein schien, und der Kommandant ging hinüber und leutete die Messingglocke, die dort auf der Marmorplatte stand. »Hier bin ich nicht richtig«, dachte er und sah beunruhigt auf ein Emailleschild über einer Tür, auf dem »Thermal dusche Nr. 1« stand. Er wollte sich gerade wieder auf den Weg zurück in die Stadt machen, als irgendwo in der Ferne eine Tür zufiel, worauf das Geräusch von Pantoffeln zu hören war, die über den Korridor schlurften, und ein alter Mann erschien.

»Ist das hier das Hotel von Weezen?« fragte der

Kommandant.

»Hier gibt's nichts zu trinken«, sagte der alte Mann.

»Ich möchte gar nichts trinken«, sagte der Kommandant. »Ich werde im Hotel von Weezen erwartet. Ein Zimmer ist für mich von Mrs. Heathcote-Kilkoon bestellt worden, wenn ich hier richtig bin.«

Der Alte schlurfte um das marmorgedeckte Pult herum und wühlte darunter nach einem Buch.

»Unterschreiben Sie hier«, sagte er und schob das Buch dem Kommandanten rüber. »Name, Adresse, Alter, Beruf und Krankheit.« Kommandant van Heerden sah mit wachsender Unruhe auf das Register.

»Ich bin sicher, daß ich hier falsch bin«, sagte er.

»Einziges Hotel in Weezen, in dem man wohnen kann«, sagte der alte Mann zu ihm. »Wenn Sie 'n Drink wollen, müssen Sie in die Stadt rein. Wir haben keine Lizenz.«

Der Kommandant seufzte und unterschrieb.

»Mit mir ist alles in Ordnung«, sagte er, als er zu »Krankheit« kam.

»Schreiben Sie >Fettleibigkeit<«, sagte der Alte. »Irgendwas muß da stehen. Irgendwelche nahen Verwandten?«

»In Wakkerstrom habe ich eine Kusine zweiten Grades«, sagte der Kommandant niedergeschlagen.

»Das genügt«, sagte der alte Mann. »Sie können >Dickdarmspülung Nr. 6< haben.«

»Um Gottes willen«, sagte der Kommandant, »ich brauche keine Dickdarmspülung. Mit mir ist wirklich alles absolut in Ordnung.«

»Hals und Nase Nr. 4 ist auch leer, man hat aber nicht dieselbe Aussicht«, sagte der Alte und schlurfte den Korridor hinunter. Widerstrebend folgte ihm der Kommandant, vorbei an Zimmern, deren Emailleschilder von »Galvanische Therapie Nr.

8« bis zu »Inhalation Nr. 12« reichten. Am Ende des Korridors blieb der Alte vor »Dickdarmspülung Nr. 6« stehen und schloß die Tür auf.

»Vorsicht mit dem kalten Hahn«, sagte er, »er ist ein bißchen heiß.«

Der Kommandant folgte ihm in das Zimmer und sah sich um. Ein weißgestrichenes Bett von der Art, wie er sie zuletzt im Krankenhaus gesehen hatte, stand in der einen Ecke neben einem Kleiderschrank, dessen Spiegel fleckig und schmutzig war. Auffallender und voll und ganz bestätigend, was auf dem Türschild stand, waren mehrere Wannen, Bottiche und Becken aus Keramik, die auf der anderen Seite des Zimmers neben einem Labyrinth aus Messinghähnen und Schläuchen standen, deren Zweck zu erkunden der Kommandant nicht das geringste Verlangen verspürte. Um die klinische Ungastlichkeit des Zimmers vollzumachen, waren die Wände mit weißen Fliesen gekachelt.

»Morgens kriegt es Sonne«, sagte der Alte, »und der Blick ist herrlich.«

»Das glaube ich«, sagte der Kommandant mit einem Blick auf die milchigen Scheiben. »Wonach riecht es hier eigentlich so?«

»Der Schwefel im Wasser«, sagte der Alte. »Wollen Sie einen Blick in ›Hals und Nase‹ werfen?«

»Das wäre mir sehr recht«, sagte der Kommandant. Sie gingen auf den Korridor und einen Seitengang entlang.

»Besser, Sie nehmen die ›Dickdarmspülung‹«, sagte der Alte zu dem Kommandanten und führte ihn in ein kleines, dunkles Zimmer, das zwar weniger unheimliche Geräte enthielt, dafür aber noch strenger nach Schwefel roch. Kommandant van Heerden schüttelte den Kopf.

»Ich nehme das andere Zimmer«, sagte er, außerstande, sich dazu zu überwinden, Wörter zu benutzen, die zu Mißverständnissen führen konnten. »Ich bleibe ja nur kurz«,

erklärte er, als sie zurückgingen. »Besuche die Gegend.«

»Gut, wenn ich irgendwas für sie tun kann, sagen Sie's mir«, sagte der alte Mann. »Mittagessen gibt's in 'ner halben Stunde in der Brunnenhalle«, und damit schlurfte er davon und ließ den Kommandanten allein auf der Kante seines Bettessitzes sitzen und sich sein Zimmer mit dem Gefühl tiefer Enttäuschung besehen. Kurz darauf erhob er sich und ging hinaus, um nach jemandem zu suchen, der seine Sachen reinschaffen könnte. Schließlich mußte er es selber tun und verteilte seine Taschen und Angelruten so gut es ging, um die Wasserhähne und Schläuche zu verdecken, die ihn so störten. Dann machte er das Fenster auf und blickte, auf einem der Becken stehend, hinaus. Wie der Alte gesagt hatte, war die Aussicht herrlich. Unter ihm führten von Unkraut überwucherte Wege neben etwas, was wohl mal ein Rasen gewesen war, zum Fluß hinunter, dessen Ufer nicht, wie das Hinweisschild vermuten ließ, von Weiden gesäumt waren, sondern von irgendwelchen Bäumen, die der Kommandant nicht kannte. Aber es war nicht die unmittelbare Nähe, die seine Aufmerksamkeit gefangen hielt, nicht einmal das riesige Abflußrohr, das, teilweise als Steingarten getarnt, zweifellos hektoliterweise ekelhafte Abwasser zum Fluß hinunter transportierte, sondern die Berge. Von der Spitze des Rooi Nek aus gesehen, waren sie eindrucksvoll gewesen. Aber von »Dickdarmspülung Nr. 6« aus wirkten sie majestatisch. Ihre unteren Hänge prangten in Kleidern aus Gestrüpp und Dornen und Gummibäumen, und ihre Gipfel erhoben sich gebieterisch über Wiesen, auf denen Ziegen zwischen Felsblöcken, Geröll, Steilklippen und dem unbewohnten Himmel waghalsig wiederhäuteten.

»Muß affig da oben sein«, dachte der Kommandant poetisch, kletterte von seiner eigenen Erhöhung wieder herunter, die, wie er bemerkte, von Fisons & Sons in Hartlepool, Fabrikanten keramischer Sanitärwaren, hergestellt war, und machte sich auf die Suche nach Speisesaal und Mittagessen.

Er fand es in der Brunnenhalle, einem großen Raum mit einem mamornen Miniaturbrunnen in der Mitte, der unaufhörlich gurgelte und dem der Geruch entströmte, den der Kommandant in seinem Zimmer so ungewöhnlich gefunden hatte.

Hier, wo er sich mit dem Duft gekochten Kohls aus der Küche verband, roch es weniger mineralisch als vegetabil, und der Kommandant setzte sich in die Nähe eines Fensters das die Terrasse überblickte. Noch drei Tische waren besetzt in diesem Raum, der zweifellos mal für hundert Tische gedacht war. Zwei ältere Damen mit verdächtig kurzem Haar unterhielten sich flüsternd in der einen Ecke, während ein Mann, den der Kommandant für einen Geschäftsreisenden hielt, an einem Tisch neben dem Brunnen saß.

Niemand sagte etwas zu ihm, und als der Kommandant sein Mittagessen bei einer farbigen Kellnerin bestellt hatte, versuchte er, mit dem Vertreter eine Unterhaltung anzuknüpfen.

»Kommen Sie oft hierher?« fragte er über das Gurgeln des Brunnens hinweg.

»Flatulenzen. Die da haben Steine«, sagte der junge Mann und zeigte auf die beiden Damen in der Ecke.

»Tatsächlich«, sagte der Kommandant.

»Sind Sie das erste Mal hier?« fragte der Mann.

Der Kommandant nickte.

»Werden sich dran gewöhnen«, sagte der Mann. Der Kommandant, der davon nichts hören wollte, beendete seine Mahlzeit schweigend und ging ins Foyer hinaus, um nach dem Telefon zu suchen.

»Dafür müssen Sie schon ins Dorf fahren«, sagte ihm der Alte.

»Wo wohnen denn die Heathcote-Kilkons?«

»Ach die«, sagte der alte Mann und rümpfte die Nase.

»Können Sie nicht anrufen. Sind zu großkotzig dafür. Kriegten einen Sammelanschluß angeboten und haben abgelehnt. Teilen einen Anschluß mit niemandem, nicht wahr. Wollen ihre Ruhe haben, nicht wahr. Und wenn's stimmt, was man so sagt, brauchen sie sie auch.« Er verschwand in ein Zimmer, an dem »Behandlung« stand und ließ den Kommandanten keine andere Wahl, als in die Stadt zu fahren und dort nach dem Weg zu Heathcote-Kilkoons zu fragen.

In Piemburg hatte Kommandant van Heerdens Abwesenheit bereits Veränderungen mit sich gebracht. Luitenant Verkamp erschien zeitig und machte es sich im Büro des Kommandanten bequem.

»Die folgenden Leute sofort zu mir zum Rapport«, sagte er zu Sergeant Breitenbach und händigte ihm eine Liste mit den Namen von zehn Beamten aus, deren moralische Pflichtvergessenheit in Sachen Rassenmischung nur allzu bekannt war. »Und lassen sie die Zellen im obersten Stockwerk leerräumen. Ein Bett in jede, und die Wand weiß getüncht.«

Als die Männer sich bei Verkamp meldeten, befragte er sie einzeln nacheinander.

»Wachtmeister van Heynigen«, sagte er zu dem ersten, »Sie haben mit schwarzen Frauen geschlafen. Leugnen Sie nicht. Sie haben's getan.«

Wachtmeister van Heynigen machte ein verblüfftes Gesicht.

»Naja, Sir...«, begann er, aber Verkamp schnitt ihm das Wort ab.

»Gut«, keifte er, »es freut mich, daß sie es offen eingestehen. Sie werden sich nun einer Kur unterziehen, die Sie von dieser Krankheit heilen wird.«

Wachtmeister van Heynigen hatte die Vergewaltigung von schwarzen Frauen noch nie als Krankheit angesehen. Er hatte sie

in einem unterbezahlten Job immer für eine zusätzliche Sozialleistung gehalten.

»Stimmen Sie mir zu, daß diese Behandlung Ihnen nützen wird?« fragte Verkamp mit einer Strenge, die jede Möglichkeit der Widerrede ausschloß. »Gut. Dann unterschreiben Sie hier«, und er schob dem verdatterten Wachtmeister ein maschinegeschriebenes Formular rüber und drückte ihm einen Kugelschreiber in die Hand. Wachtmeister van Heynigen unterschrieb.

»Danke. Der nächste bitte«, sagte Verkamp.

Im Verlauf einer Stunde hatte der Luitenant mit allen zehn Wachtmeistern denselben kurzen Prozeß gemacht und besaß zehn unterschriebene Erklärungen, in denen sich die Leute mit der Aversionstherapie als Behandlung des Leidens der Rassenmischung einverstanden erklärt hatten.

»Das ging ja wie geschmiert«, sagte Verkamp zu Sergeant Breitenbach, »da könnten wir gleich alle Mann eine unterschreiben lassen.« Der Sergeant stimmte dem bedingt zu.

»Ich denke, die Sergeants sollten wir da rauslassen, meinen Sie nicht auch, Sir?« sagte er.

Verkamp dachte darüber nach. »Sie haben wahrscheinlich recht«, stimmte er zähneknirschend zu. »Wir brauchen ja auch jemanden, der die Spritzen und Elektroschocks verabreicht.«

Während der Sergeant die Anweisung gab, daß alle Wachtmeister die Einwilligungserklärung zu unterschreiben hätten, sobald sie zum Dienst erschienen, ging Verkamp nach oben, um die Zellen zu inspizieren, die für die Behandlung ausgeräumt worden waren.

In jeder Zelle stand ein Bett mit Blick zur Wand, die weiß getüncht war, und neben dem Bett stand auf einem Tisch ein Diaprojektor. Das einzige, was noch fehlte, waren die Dias. Verkamp ging in sein Büro zurück und schickte nach Sergeant Breitenbach.

»Fahren Sie mit ein paar Lkw's in die Vorstadt raus und schaffen Sie hundert Niggermädchen her«, befahl er. »Versuchen Sie, hübsche zu erwischen. Bringen Sie sie her, und dann soll der Fotograf sie nackt fotografieren.«

Sergeant Breitenbach ging nach unten und fuhr nach Adamville hinaus, dem schwarzen Vorort außerhalb Piemburgs, um den Befehl auszuführen, der oberflächlich besehen ziemlich einfach zu sein schien. In der Praxis jedoch erwies er sich als ziemlich schwierig. Als seine Leute ein Dutzend junger schwarzer Frauen aus ihren Hütten gezerrt und in den Polizeiwagen gesperrt hatten, hatte sich eine wütende Menge angesammelt, und die ganze Gemeinde war im Aufruhr.

»Wir wollen unsere Frauen wiederhaben«, schrie die Menge.

»Laßt uns raus«, schrien die Mädchen in dem Polizeiwagen. Sergeant Breitenbach versuchte zu erklären.

»Wir wollen sie doch bloß ohne ihre Kleider fotografieren«, sagte er. »Damit sollen weiße Polizisten davon abgehalten werden, mit Bantu-Frauen zu schlafen.«

Als Erklärung war das offensichtlich wenig überzeugend. Die Menge war zweifellos der Meinung, daß schwarze Frauen nackt zu fotografieren die entgegengesetzte Wirkung habe.

»Stoppt die Vergewaltigung unserer Frauen«, schrien die Afrikaner.

»Das versuchen wir ja gerade«, sagte der Sergeant durch einen Lautsprecher, aber seine Worte hatten keine Wirkung. Die Nachricht, daß die Polizei die Absicht habe, die Mädchen zu vergewaltigen, verbreitete sich in der Gemeinde wie ein Lauffeuer. Als die ersten Steine um die Polizeifahrzeuge herunterkamen, befahl Sergeant Breitenbach seinen Leuten, ihre Maschinenpistolen zu entsichern und sich langsam zurückzuziehen.

»Typisch«, sagte Verkamp, als der Sergeant ihm den Vorfall berichtete. »Da versucht man, ihnen zu helfen, und was machen

sie? Einen gottverdammten Aufruhr. Ich sage Ihnen, Kaffern sind bescheuert. Total plempem.«

»Möchten Sie, daß ich noch ein paar mehr zu kriegen versuche?« fragte der Sergeant.

»Natürlich. Zehn reichen doch nicht«, sagte Verkramp. »Lassen Sie die Sippschaft fotografieren und bringen Sie sie wieder zurück. Wenn die sehen, daß die Mädchen nicht vergewaltigt wurden, wird sich die Menge auch wieder beruhigen.«

»Ja, Sir«, sagte der Sergeant skeptisch.

Er ging in den Keller und guckte dem Polizeifotografen zu, der einige Mühe hatte, die Mädchen dazu zu bekommen, stillzustehen. Schließlich mußte der Sergeant den Revolver ziehen und drohen, die Mädchen zu erschießen, wenn sie nicht nachgeben wollten.

Sein zweiter Besuch in der Gemeinde war noch erfolgloser als der erste. Obwohl er die Polizeitransporter vorsichtshalber von vier Schützenpanzern und mehreren Lastkraftwagenladungen bewaffneter Polizeibeamter begleiten ließ, kam er dennoch in die Bredouille.

Während er das Wort an die erregte Menge richtete, gab er den Befehl, die Mädchen freizulassen.

»Wie ihr sehen könnt, ist ihnen nichts passiert«, schrie er. Nackt und zerschunden strömten die Mädchen aus den Wagen.

»Er hat gesagt, er würde uns erschießen«, schrie eine von ihnen.

In dem Getümmel, das dieser Mitteilung folgte, und beim Versuch, weitere neunzig Mädchen für die gleiche Behandlung zu verhaften, erschoß die Polizei vier Afrikaner und verwundete ein weiteres Dutzend. Sergeant Breitenbach verließ den Schauplatz des Gemetzels mit fünfundzwanzig Mädchen und einer häßlichen Platzwunde über dem linken Auge, wo ihn ein

Stein getroffen hatte.

»Zerbumste Scheißbande«, sagte er, als der Konvoi abfuhr, eine Bemerkung, die sich für die fünfundzwanzig Mädchen in den Lkw's verhängnisvoll auswirkte, denn sie wurden fotografiert und nach der Devise »Zerbumst die Scheißbande« befehlsgemäß durchgevögelt, ehe sie freigelassen wurden und sich zu Fuß auf den Heimweg machen durften. Am Abend gab der amtierende Kommandant Verkamp der Presse bekannt, daß vier Afrikaner bei einer Stammesfehde in der Vorstadt umgekommen seien.

Sobald die Farbdias fertig waren, stiegen Verkamp und Sergeant Breitenbach ins oberste Stockwerk hinauf, wo die zehn Polizeiwachtmeister mit ziemlichem Bangen darauf warteten, daß die Behandlung anfangen sollte. Die Ankunft der Injektionspritzen und Elektroschockapparate hatte nicht zur Besserung ihrer Verfassung beigetragen.

»Männer«, sagte Verkamp, als sie auf dem Korridor standen, »in wenigen Minuten werdet ihr an einem Experiment teilnehmen, das den Lauf der Geschichte verändern könnte. Wie ihr wißt, werden die Weißen in Südafrika von Millionen von Schwarzen bedroht, und wenn wir überleben und uns die Reinheit unserer Rasse erhalten wollen, wie es Gottes Wille ist, müssen wir lernen, nicht nur mit Gewehren und Geschossen zu kämpfen, sondern auch eine moralische Schlacht schlagen. Wir müssen unsere Herzen und Seelen von unreinen Gedanken befreien. Das ist es, was diese Kur erreichen soll. Nun, wir alle haben eine natürliche Abneigung gegen Kaffern. Es gehört zu unserer Natur, daß wir uns vor ihnen ekeln. Die Behandlung, zu der ihr euch freiwillig bereit erklärt habt, wird dieses Ekelgefühl verstärken. Deshalb trägt sie auch die Bezeichnung Aversionstherapie. Am Schluß der Behandlung wird euch der Anblick schwarzer Frauen Übelkeit erregen, und ihr werdet in der Lage sein, jeden Kontakt mit ihnen zu meiden. Ihr werdet mit ihnen nicht mehr schlafen wollen. Ihr werdet sie nicht

berühren wollen. Ihr werdet sie in euren Häusern nicht als Personal haben wollen. Ihr werdet nicht wollen, daß sie euch die Sachen waschen. Ihr werdet sie nicht auf den Straßen haben wollen. Ihr werdet sie nirgendwo in Südafrika haben wollen...«

Als sich Luitenant Verkramps Stimme in dem Katalog der Dinge, die die Wachtmeister nicht mehr wollen würden, immer höher und höher schraubte, hustelte Sergeant Breitenbach nervös. Er hatte einen schweren Tag gehabt, in der Wunde auf der Stirn pochte es schmerhaft, und er wußte nur, wenn er eines nicht wollte, dann war es ein wahnsinniger und hysterischer amtierender Kommandant.

»Wär's nicht an der Zeit anzufangen, Sir?« sagte er und gab Verkamp einen leichten Rippenstoß. Der Luitenant schloß seine Rede.

»Ja«, sagte er, »lassen Sie das Experiment beginnen.«

Die Freiwilligen gingen in ihre Zellen, wo sie ihre Sachen ablegen und in die Zwangsjacken schlüpfen mußten, die wie Schlafanzüge auf den Betten ausgebreitet lagen. Es gab ein bißchen Aufregung deswegen, und es erforderte die Hilfe mehrerer Sergeants, um den einen oder anderen von den größeren Männern in sie hineinzubekommen. Schließlich aber waren die zehn Wachtmeister festgeschnallt, und Verkamp füllte die erste Spritze mit Apomorphin.

Sergeant Breitenbach beobachtete ihn mit wachsender Unruhe.

»Der Doktor hat gesagt, nicht übertreiben«, flüsterte er. »Er hat gesagt, man könnte damit jemanden umbringen. Nur 3 Kubikzentimeter.«

»Sie bekommen doch nicht etwa kalte Füße, Sergeant?« fragte Verkamp. Der Freiwillige auf dem Bett starrte mit hervorquellenden Augen auf die Nadel.

»Ich hab's mir anders überlegt«, schrie er verzweifelt.

»Nein, das haben Sie nicht«, sagte Verkamp. »Wir tun's ja schließlich für Sie.«

»Sollten wir es nicht vielleicht erst mal an einem Kaffer ausprobieren?« fragte Sergeant Breitenbach. »Ich meine, es macht vielleicht nicht gerade guten Eindruck, wenn einer der Männer stirbt, oder?«

Verkamp überlegte einen Augenblick. »Vermutlich haben Sie recht«, räumte er schließlich ein. Sie stiegen zu den Zellen im Erdgeschoß hinunter und spritzten mehreren afrikanischen Untersuchungshäftlingen verschieden große Dosen Apomorphin. Die Ergebnisse bestätigten Sergeant Breitenbachs schlimmste Befürchtungen vollkommen. Als der dritte Schwarze im Koma lag, machte Verkamp ein verlegenes Gesicht.

»Verdammst stark, das Zeug«, sagte er.

»Wäre es nicht besser, wenn wir uns auf die Elektroschockapparate beschränkten?« fragte der Sergeant.

»Wahrscheinlich«, sagte Verkamp niedergeschlagen. Er hatte sich so darauf gefreut, Nadeln in die Freiwilligen pieken zu können. Er gab dem Sergeant die Anweisung, nach dem Polizeiarzt zu schicken, damit der die Totenscheine unterschreiben könne, dann stieg er wieder ins oberste Stockwerk hinauf und versicherte den fünf Freiwilligen, die für die Ampomorphinbehandlung ausersehen waren, daß sie nichts zu fürchten brauchten.

»Sie bekommen statt dessen Elektroschocks«, sagte er und schaltete den Projektor ein. Auf der anderen Seite der Zelle erschien an der Wand eine nackte schwarze Frau. Als jeder der Freiwilligen eine Erektion hatte, schüttelte Verkamp den Kopf.

»Ekelhaft«, murmelte er, während er den Pol des Schockapparats dem ersten Freiwilligen mit etwas Heftpflaster an der Glans Penis befestigte. »Also«, sagte er zu dem Sergeant, der neben dem Bett saß, »jedesmal, wenn Sie das Dia wechseln, verabreichen Sie ihm einen Elektroschock. So!« Verkamp

drehte den Knopf am Generator kräftig herum, und der Polizeiwachtmeister auf dem Bett zuckte krampfhaft und schrie. Verkamp untersuchte den Pénis des Mannes und war beeindruckt. »Man sieht schon, daß es wirkt«, sagte er und wechselte das Dia.

Luitenant Verkamp ging von Zelle zu Zelle, erläuterte das Verfahren und überwachte das Experiment. Und während Erektionen auf Fotos folgten und Kontraktionen auf Schocks, um von neuen Fotos, neuen Erektionen, neuen Schocks und neuen Kontraktionen abgelöst zu werden, wuchs beim Luitenant die Begeisterung.

Als Sergeant Breitenbach aus der Leichenhalle zurückkam, war er weniger optimistisch.

»Man hört sie bis auf die Straße brüllen«, schrie er Verkamp ins Ohr, während der Korridor von dem Geheul der Freiwilligen widerhallte.

»Na und?« sagte Verkamp. »Wir machen hier Geschichte.«

»Wir machen auch ein höllisches Getöse«, sagte der Sergeant.

Für Verkamp waren die Schreie wie Musik. Ihm war, als dirigiere er eine gewaltige Symphonie, in der die vier Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, in einem Gewirr aus Schreien, Schocks und Bildern, Erektionen und Kontraktionen gefeiert wurden, von denen er jede, ganz wie er wollte, hervorheben oder dämpfen konnte.

Aber wenig später ließ er im Korridor ein Feldbett aufstellen und legte sich darauf, um sich etwas auszuruhen. »Ich treibe hier den Teufel aus«, dachte er, und während er noch von einer Welt träumte, die von sexuellen Begierden gereinigt sei, schlief er ein. Als er wieder aufwachte, war er erstaunt, wie still es war. Er stand auf und stellte fest, daß die Freiwilligen schliefen und die Sergeants in der Toilette rauchten.

»Was zum Teufel denken Sie sich eigentlich, die Behandlung einfach zu unterbrechen?« schrie er. »Sie muß ohne

Unterbrechung weitergehen, wenn sie überhaupt funktionieren soll. Das nennt sich Verstärkung.«

»Sie werden vielleicht Verstärkung nötig haben, wenn sie weitermachen wollen«, sagte einer der Sergeants renitent.

»Was ist denn mit Ihnen los?« fragte Verkamp wütend.

Die Sergeants machten verschämte Gesichter.

»Es ist ‘ne kitzlige Angelegenheit«, sagte schließlich Sergeant de Haen.

»Worum geht’s?«

»Naja, wir sind da schon die ganze Nacht drin und sehen andauernd nackte Damen...«

»Niggermädchen, keine Damen«, schnauzte Verkamp.

»Und...« Der Sergeant zögerte.

»Und was?«

»Uns sind die Eier geschwollen«, sagte der Sergeant unverblümmt.

Luitenant Verkamp war entsetzt.

»Die Eier geschwollen?« schrie er. »Ihnen sind die Eier geschwollen, weil sie nackte Niggergören gesehen haben? Sie stehen da und geben zu...« Verkamp verschlug es vor Abscheu die Sprache.

»Das ist doch ganz natürlich«, sagte der Sergeant.

»Natürlich?« kreischte Verkamp. »Das ist vollkommen unnatürlich. Wo zum Teufel soll denn dieses Land hinkommen, wenn Männer in Ihrer Autoritätsstellung ihren Sexualtrieb nicht unter Kontrolle haben? Jetzt hören Sie mir mal gut zu. Als Kommandant dieser Dienststelle befehle ich Ihnen, mit der Behandlung weiterzumachen. Jeder, der sich weigert, seine Pflicht zu tun, wird auf die Liste des nächsten Schubs Freiwilliger gesetzt.«

Die Sergeants zogen ihre Uniformen gerade und trotteten in

die Zellen zurück, und einen Augenblick später setzten die Schreie wieder ein, die ihren Eifer in der Pflichterfüllung unter Beweis stellten. Am Morgen wechselte die Schicht, und neue Sergeants nahmen ihre Plätze ein. Den ganzen Tag ging Lieutenant Verkamp immer wieder mal nach oben, um nachzusehen, wie sie vorankämen.

Er hatte einer Zelle seinen Besuch abgestattet und wollte gerade wieder hinausgehen, als er bemerkte, daß mit dem Bild, das an die Wand geworfen wurde, irgendwas nicht stimmte. Er blickte genauer hin und sah, daß es eine Ansicht des Krüger-Nationalparks war.

»Gefällt's Ihnen?« fragte der Sergeant. Lieutenant Verkamp starnte sprachlos auf das Dia. »Das nächste ist noch besser.«

Der Sergeant drückte auf den Schalter, und als nächstes erschien die Nahaufnahme einer Giraffe. Der Freiwillige auf dem Bett zuckte krampfhaft von dem Elektroschock. Lieutenant Verkamp wollte seinen Augen nicht trauen.

»Wo zum Teufel haben Sie denn diese Dias her?« wollte er wissen. Der Sergeant sah strahlend auf.

»Das sind meine Urlaubsfotos vom letzten Sommer. Wir waren im Nationalpark.« Er wechselte das Dia, und an der Wand erschien eine Herde Zebras. Der Patient zappelte auch bei ihrem Anblick.

»Sie sollen hier doch Dias von nackten schwarzen Weibern zeigen«, brüllte Verkamp, »und keine Scheiß Tiere im Wildreservat!«

Der Sergeant ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Ich dachte halt, sie bringen 'n bißchen Abwechslung rein«, erklärte er, »und außerdem ist es das erstemal, das ich in

Gelegenheit habe, sie zu zeigen. Zu Hause haben wir nämlich keinen Projektor.«

Der Patient auf dem Bett schrie, er halte es nicht mehr aus.

»Bitte keine Nilpferde mehr«, stöhnte er. »Lieber Gott, keine Nilpferde mehr. Ich schwöre, daß ich nie wieder ein Nilpferd anrühre.«

»Sehen Sie, was Sie da angerichtet haben?« sagte Verkamp außer sich zu dem Sergeant. »Sind Sie sich klar, was Sie da gemacht haben? Sie haben ihn so weit gebracht, daß er keine Tiere mehr mag. Er wird mit seinen Kindern nicht mehr in den Zoo gehen können, ohne ein Nervenwrack zu werden.«

»Ach, du meine Güte«, sagte der Sergeant, »das tut mir leid. In dem Fall muß er ja auch das Angeln aufgeben.«

Verkamp konfiszierte alle Dias aus dem Nationalpark und dem Aquarium in Durban und sagte zu dem Sergeant, er solle nur Dias von nackten schwarzen Frauen zeigen. Darauf kontrollierte er in jeder Zelle eingehend die Dias und stieß auf noch eine Verfehlung. Sergeant Bischoff hatte das Dia einer häßlichen Weißen im Badeanzug unter die nackten Schwarzen geschmuggelt.

»Wer zum Teufel ist denn die alte Scharteke?« fragte Verkamp, als er auf das Dia stieß.

»Das hätten Sie nicht sagen sollen«, sagte Sergeant Bischoff und machte ein gekränktes Gesicht.

»Warum denn nicht?« schrie Verkamp.

»Das ist meine Frau«, sagte der Sergeant. Verkamp war klar, daß er einen Fehler gemacht hatte.

»Hören Sie zu«, sagte er, »es ist nicht nett, sie unter die ganze Sippschaft von Kaffernflittchen zu mischen.«

»Das weiß ich ja«, sagte der Sergeant, »ich dachte halt, es würde vielleicht nützen.«

»Nützen?«

»Meiner Ehe nützen«, erklärte der Sergeant. »Meine Frau ist ein bißchen... naja, ein bißchen flatterhaft, und ich dachte halt, ich könnte damit erreichen, daß wenigstens einer sie nicht mehr

ansieht.«

Verkamp betrachtete sich das Dia. »Hätte nicht gedacht, daß Sie sich da Sorgen zu machen brauchten«, sagte er und gab die Anweisung, Mrs. Bischoff zu keiner Geselligkeit mit Damen mehr einzuladen.

Als er sich schließlich vergewissert hatte, daß alles nach Plan verlief, ging er in das Büro des Kommandanten hinunter und versuchte, darüber nachzudenken, was er sonst noch tun könne, um seine Amtsperiode unvergeßlich zu gestalten. Der nächste Schritt, soweit er sehen konnte, würde sich am Abend ereignen, wenn seine Agenten mit der Feldarbeit begannen.

Als Kommandant van Heerden nach dem Mittagessen nach Weezen hineingefahren war und hatte feststellen müssen, daß an dem Tag die Läden nachmittags zu hatten, kam ihm allmählich der Gedanke, daß er das Haus der Heathcote-Kilkoons wohl nie finden werde. Sein früherer Eindruck, daß die Zeit in der kleinen Stadt still stehe, wurde dadurch, daß am Nachmittag keine Menschenseele auf den Straßen zu sehen war, deutlich unterstrichen. Er spazierte herum und suchte nach dem Postamt, nur um endlich festzustellen, daß es geschlossen war; er versuchte es bei dem Laden, in dem er am Morgen gewesen war - mit dem gleichen Erfolg, und schließlich setzte er sich in den Schatten von Queen Victoria und starrte auf die staubige Canna in der kleinen Gartenanlage. Ein magerer gelber Hund, der auf der Veranda des Ladens saß, kratzte sich träge und erinnerte den Kommandanten an seine neue Rolle. »Britische Leute und tolle Hunde machen in der Mittagssonne die Runde«, dachte er, um seine Laune zu heben, und fragte sich, was ein echter Brite, der sich zu dieser Tageszeit in einer fremden Stadt befände, wohl getan hätte. »Er wäre angeln gegangen«, kam ihm in den Sinn, und mit dem unangenehmen Gefühl, er werde ziemlich kritisch beobachtet, was unbewußt von der großen Königin über ihm herrührte, erhob er sich und fuhr zum Hotel zurück.

Auch dort war jetzt das Gefühl der Lähmung, von dem das alte Gebäude so erfüllt war, noch deutlicher spürbar. Die beiden Fliegen waren immer noch in der Drehtür gefangen, aber sie summten nicht mehr. Kommandant van Heerden ging den Gang entlang zu seinem Zimmer und holte sich seine Angel. Nach einem Gerangel in der Drehtür, die sich sträubte, die Angel und den Korb gleichzeitig aufzunehmen, war er dann schließlich draußen und kämpfte sich die von Unkraut überwucherten Wege hinunter zum Fluß durch. Am Ende des gewaltigen Abflußrohrs

zögerte er, guckte erst, in welche Richtung der Fluß strömte, und marschierte dann flußaufwärts, weil er keine Fische fangen wollte, die sich an der edlen Gölle fettgefressen hatten. Er hatte einige Schwierigkeiten, eine Stelle zu finden, die nicht von Ästen versperrt war, aber wenig später machte er sich daran, seine ihm am verheißungsvollsten erscheinende Fliege, ein großes, rotflügeliges Ding, ins Wasser zu praktizieren. Nichts rührte sich unter der Wasseroberfläche, aber der Kommandant war es absolut zufrieden. Er tat, was ein englischer Gentleman an einem heißen Sommernachmittag tun würde, und da er wußte, wie erfolglos Engländer in anderen Dingen waren, bezweifelte er, daß sie etwas fingen, wenn sie angelten. Während die Zeit langsam weiterschlich, sann der Kommandant, der in der Hitze etwas schlafbrig wurde, still nach. Mit etwas, das entfernt innerer Einsicht ähnelte, sah er sich, einen fetten Mann mittleren Alters, in ungewohnten Kleidern am Ufer eines unbekannten Flusses stehen und nach nichts Besonderem fischen. Daß er das tat, schien sonderbar, doch war es beruhigend und auf merkwürdige Weise befriedigend. Piemburg und die Polizeidienststelle schienen weit weg und bedeutungslos. Es kümmerte ihn nicht mehr, was dort geschah. Er war weit weg von allem, weg in den Bergen, und war, wenn nicht er selber, so doch zumindest etwas Gleichwertiges, und er dachte gerade darüber nach, was diese Bewunderung für alles Britische eigentlich bedeute, als ihn eine Stimme unterbrach.

»Oh, einen Haken verbirgt die Fliege nie!« sagte die Stimme, und der Kommandant drehte sich um und sah, daß der Vertreter mit den Flatulenzen hinter ihm stand und ihm zusah.

»Sie tut das aber doch«, sagte der Kommandant, der die Bemerkung ziemlich dämlich fand.

»Ein Zitat, ein Zitat«, sagte der Mann. »Tut mir leid, aber ich bin furchtbar versessen auf solche Dinge. Das ist keine besonders gesellige Angewohnheit, aber eine, die sich aus meiner Profession ergibt.«

»Tatsächlich«, sagte der Kommandant kurz angebunden, denn er war nicht ganz sicher, was ein Zitat überhaupt war. Er holte seine Leine ein und stellte mit Bestürzung fest, daß seine Fliege verschwunden war.

»Ich sehe, ich hatte also doch recht«, sagte der Mann.  
»Schuppig, omnipotent und nett.«

»Wie bitte?« sagte der Kommandant.

»Bloß noch ein Zitat«, sagte der Mann. »Vielleicht sollte ich mich vorstellen. Mulpurgo. Ich unterrichte Englisch an der Universität von Zululand.«

»Van Heerden, Kommandant der Südafrikanischen Polizei Piemburg«, sagte der Kommandant und war von der Wirkung seiner Mitteilung auf Mr. Mulpurgo überrascht. Der war kreideweiß geworden und wirkte ausgesprochen beunruhigt.

»Stimmt irgendwas nicht?« fragte der Kommandant.

»Nein«, sagte Mr. Mulpurgo schwach. »Ganz und gar nicht. Es ist halt nur, daß... naja, ich hatte keine Ahnung, daß Sie... naja... daß Sie Kommandant van Heerden sind.«

»Sie haben also schon von mir gehört?« fragte der Kommandant.

Mr. Mulpurgo nickte. Es war nur zu deutlich, daß er schon von ihm gehört hatte. Der Kommandant baute seine Angel ab.

»Ich glaube nicht, daß ich jetzt noch was fange«, sagte er. »Ist zu spät.«

»Abends ist die beste Zeit«, sagte Mr. Mulpurgo und sah den Kommandanten neugierig an.

»Ach ja? Das ist interessant«, sagte der Kommandant, als sie das Flußufer entlang zurückschlenderten. »Das ist mein erster Angelversuch. Sind Sie ein erfahrener Angler? Sie wissen anscheinend eine Menge darüber.«

»Mein Verhältnis dazu ist rein literarisch«, gestand Mr. Mulpurgo, »ich schreibe eine Dissertation über den ›Himmel‹

Kommandant van Heerden war erstaunt.

»Ist das nicht ein sehr schweres Thema?« fragte er.

Mr. Mulpurgo lächelte. »Es ist ein Gedicht über Fische von Rupert Brooke«, erklärte er.

»Ach ja?« sagte der Kommandant, der zwar noch nie etwas von Rupert Brooke gehört hatte, aber immer daran interessiert war, von englischer Literatur zu hören. »Dieser Brooke ist ein englischer Dichter?«

Mr. Mulpurgo bestätigte das.

»Er fiel im ersten Weltkrieg«, erläuterte er, und der Kommandant sagte, das täte ihm leid. »Die Sache ist die«, fuhr der Englischdozent fort, »ich glaube, daß es einerseits möglich ist, das Gedicht ganz einfach als eine Allegorie auf die menschliche Situation, *la condition humaine*, zu deuten, wenn Sie verstehen, was ich meine, daß es aber auch eine tiefere Bedeutung im Sinne des psychoalchemistischen Transformationsprozesses besitzt, wie er von Jung entdeckt wurde.«

Der Kommandant nickte. Er verstand nicht ein Wort von dem, was Mr. Mulpurgo sagte, aber er fühlte sich dennoch dadurch geehrt, daß er es zu hören bekam. Durch diese geduldige Ergebung ermutigt, steigerte sich der Dozent in sein Thema hinein.

»Zum Beispiel die Verse ›Man zweifelt nicht, was allen frommt, aus Sumpf und Wasser oftmals kommt‹ deuten zweifellos an, daß der Dichter die Absicht hat, den Begriff des Steins der Weisen und seine Herkunft aus *der prima materia* einzuführen, ohne die Aufmerksamkeit des Lesers auch nur im geringsten von dem, oberflächlich gesehen, humorvollen Ton des Gedichts abzulenken.«

Sie gelangten an das kolossale Abwasserrohr, und Mr. Mulpurgo half dem Kommandanten mit seinem Korb hinüber. Der offensichtliche Schreck, mit dem er auf den Namen des

Kommandanten reagiert hatte, war angesichts des freundlichen, wenn auchverständnislosen Interesses einer nervösen Schwatzhaftigkeit gewichen.

»Es handelt sich ohne jeden Zweifel um das Individuationsmotiv«, fuhr er fort, als sie den Pfad zum Hotel hinaufspazierten. »Paradiesische Maden, ›Unvergängliche Mottens‹, ›Und der Wurm, der niemals stirbt‹ - alle deuten sie zweifellos darauf hin.«

»Da haben Sie sicher recht«, sagte der Kommandant, als sie sich im Foyer voneinander trennten. Er ging den Korridor entlang zu »Dickdarmspülung Nr. 6« und fühlte sich irgendwie erhoben. Er hatte den Nachmittag auf echt englische Art mit Angeln und einem intellektuellen Gespräch verbracht. Das war ein glückverheißender Beginn seines Urlaubs und machte in gewisser Weise die Enttäuschung wieder wett, die er bei seiner Ankunft im Hotel empfunden hatte. Um das Ereignis zu feiern, beschloß er, vor dem Abendessen ein Bad zu nehmen, und verbrachte einige Zeit mit der Suche nach einem Badezimmer, ehe er wieder in sein Zimmer zurückging und sich von oben bis unten in einem Bottich wusch, der zu diesem Zweck höchst geeignet erschien und höchstwahrscheinlich zu keinem anderen benutzt worden war. Wie der Alte ihn gewarnt hatte, war das kalte Wasser heiß. Der Kommandant probierte den Heißwasserhahn, aber der war genauso heiß, und schließlich besprengte er sich mit warmem Wasser aus einem Schlauch, der eindeutig zu dick war, um als Klistier gedient zu haben, ihm aber gleichzeitig einen ausgesprochen merkwürdigen Geruch anhängte. Dann setzte er sich auf das Bett und las vor dem Abendessen noch ein Kapitel aus *Berry & Co.* Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren, denn ganz egal, wie er sich auch setzte, immer saß ihm sein geflecktes Spiegelbild im Kleiderschrankspiegel gegenüber, was ihm das Gefühl gab, es sei die ganze Zeit jemand bei ihm im Zimmer. Um diese unfreiwillige Selbstbeobachtung zu umgehen, legte er sich

zurück und versuchte, dahinterzukommen, wovon Mr. Mulpurgo eigentlich geredet hatte. Es hatte ihm vorhin nichts gesagt, und jetzt noch weniger, aber der Satz »Und der Wurm, der niemals stirbt« saß ihm hartnäckig im Gedächtnis. Irgendwie erschien ihm der Satz unwahrscheinlich, aber wenn er sich überlegte, daß Würmer in zwei Teile gerissen werden konnten und trotzdem in getrennten Leben weiterleben, dann, stellte er sich vor, sei es auch möglich, daß, wenn das eine Wurmende todkrank wäre, das andere Ende sich vom Tode seines Kompagnons trennen und weiterleben könne. Vielleicht war es das, was mit »Endlösung« gemeint war. Das war ein Wort, das er nie verstanden hatte. Er mußte Mr. Mulpurgo danach fragen, der offensichtlich ein hochgebildeter Mann war.

Aber als er zum Abendessen in die Brunnenhalle ging, war Mr. Mulpurgo nicht da. Die beiden Damen auf der anderen Seite des Raumes waren die einzige Gesellschaft, und da ihre geflüsterte Unterhaltung durch das Gurgeln des Marmorbrunnens nicht zu verstehen war, aß der Kommandant sein Abendbrot notgedrungen schweigend und sah zu, wie hinter dem Aardvarkberg der Himmel dunkel wurde. Morgen würde er die Adresse der Heathcote-Kilkoons finden und sie wissen lassen, daß er angekommen war.

Siebzig Meilen entfernt in Piemburg kam der Abend, der so ereignislos begonnen hatte, gegen Mitternacht zu neuem Leben. Die zwölf gewaltigen Detonationen, die die Stadt um halb zwölf im Minutenabstand erschütterten, waren taktisch so geschickt plaziert, daß sie Luitenant Verkramps Behauptung, es gebe einen gut organisierten Sabotage- und Umsturzkomplott, voll und ganz bestätigten. Nachdem die letzte Bombe den Horizont in helles Licht getaucht hatte, versank Piemburg noch tiefer in jene Finsternis, für die es so berühmt war. Ohne Strom, Telefon und Sendemast, ohne Straßen- und Eisenbahnverbindungen zur Außenwelt, die durch die Sprengwut von Verkramps

Geheimagenten unterbrochen waren, zerbröselten die zarten Bande, mit denen die winzige Metropole ans zwanzigste Jahrhundert gekoppelt war.

Vom Dach des Polizeibüros aus, wo Verkamp frische Luft schnappte, kam ihm die Veränderung ziemlich aufregend vor. Eben war Piemburg noch ein duftiges Gewebe aus Straßenlampen und Neonreklamen gewesen, und im nächsten Moment verschmolz es ununterscheidbar mit den welligen Hügeln von Zululand. Als das ferne Donnern vom Kaiserblick verkündete, daß der Sendemast nicht länger so ein riesiger Schandfleck in der Landschaft war, verließ Verkamp das Dach und eilte die Treppe hinunter zu den Zellen, wo die einzigen Leute in der Stadt, die sich energisch für Stromsperren eingesetzt hätten, von den handbetriebenen Generatoren im Dunkeln noch immer ihre Elektroschocks erhielten. Der einzige Trost für die Freiwilligen war, daß die nackten schwarzen Frauen verschwunden waren, als die Projektoren ausgingen.

In dem ganzen Durcheinander blieb Lieutenant Verkamp erschreckend ruhig.

»Alles in Ordnung«, rief er. »Kein Grund zur Besorgnis, setzen Sie das Experiment einfach mit normalen Fotos fort.« Er ging von Zelle zu Zelle und verteilte Taschenlampen, die er für einen Fall wie eben diesen bereithalten hatte. Wie üblich war Sergeant Breitenbach weniger gelassen.

»Meinen Sie nicht, daß es wichtiger wäre, dem Grund für den Stromausfall auf die Spur zu kommen?« fragte er. »Es hörte sich so an, als hätte es eine ganze Menge Explosionen gegeben.«

»Zwölf«, sagte Verkamp mit Nachdruck, »ich habe sie gezählt.«

»Zwölf verdammt heftige Explosionen mitten in der Nacht, und Sie machen sich keine Gedanken darüber?« fragte der Sergeant erstaunt. Lieutenant Verkamp ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Ich habe sie schon eine ganze Weile erwartet«, sagte er wahrheitsgemäß.

»Erwartet?«

»Die Sabotageakte haben wieder angefangen«, sagte er, während er nach unten in das Büro ging. Sergeant Breitenbach, der wörtlich und im übertragenen Sinne immer noch im Dustern tappte, versuchte, ihm zu folgen. Als er endlich im Büro des Kommandanten ankam, sah er, wie Verkamp beim Schein einer Notlampe eine Namensliste überprüfte. Dem Sergeant kam vorübergehend der Gedanke, daß Verkamp auf den Krisenfall bemerkenswert gut vorbereitet war, den der Rest der Stadt offenbar völlig überraschend getroffen hatte.

»Ich möchte, daß diese Leute hier sofort verhaftet werden«, sagte Verkamp zu ihm.

»Wollen Sie nicht erst mal nachprüfen, was überhaupt passiert ist?« fragte Sergeant Breitenbach. »Ich meine, Sie wissen nicht mal genau, daß diese Explosionen von Bomben herrührten.«

Luitenant Verkamp sah ihn ernst an.

»Ich habe genügend Erfahrung mit Sabotageakten, um eine Bombe zu erkennen, wenn ich eine höre«, sagte er. Sergeant Breitenbach beschloß, sich nicht zu streiten. Statt dessen besah er sich die Namensliste, die ihm Verkamp übergeben hatte, und war entsetzt von dem, was er sah. Wenn Verkamp recht hatte und die Stadt durch eine Reihe von Bombenanschlägen erschüttert worden war - die Folgen für das öffentliche Leben in Piemburg wären glimpflich im Vergleich zu dem Chaos, das folgen würde, wenn man die Leute auf der Liste verhaftete. Geistliche, Stadträte, Bankdirektoren, Rechtsanwälte, ja der Bürgermeister selbst schienen Ziel der Verdächtigungen Verkamps zu sein. Sergeant Breitenbach legte die Liste eilig wieder hin. Damit wollte er absolut nichts zu tun haben.

»Glauben Sie nicht, Sie sind ein bißchen voreilig?« fragte er nervös.

Der Meinung war Lieutenant Verkamp offenbar absolut nicht. »Wenn ich mich nicht täusche, und das tue ich nicht, dann wurde die Stadt einer vorsätzlichen Sabotagekampagne ausgesetzt. Alle diese Leute sind weithin bekannte...«

»Das kann man wohl sagen«, murmelte der Sergeant.

»... Gegner der Regierung«, fuhr der amtierende Kommandant fort. »Viele von ihnen waren Gartenbaukünstler.«

»Gartenbaukünstler?« fragte der Sergeant, der keinen Fehler daran entdecken konnte, ein Gartenbaukünstler zu sein. Auf seine bescheidene Weise war er selber einer.

»Die Gartenbaukünstler«, erklärte Verkamp, »waren eine Geheimorganisation reicher Farmer und Geschäftsleute, die planten, Zululand zur Zeit des Republik-Referendums aus der Union auszugliedern. Sie waren bereit, Gewalt anzuwenden. Es gehörten Offiziere von den Piemburger Reitergrenadiere dazu, die Waffen aus dem Militärarsenal benutzen wollten.«

»Aber das ist doch zehn Jahre her«, wandte Sergeant Breitenbach ein.

»Leute wie die ändern ihre Meinung nie«, stellte Verkamp apodiktisch fest. »Wollen Sie etwa den Briten verzeihen, was sie unseren Frauen und Kindern in den Konzentrationslagern angetan haben?«

»Nein«, sagte der Sergeant, der zwar weder Frauen noch Kinder während des Burenkriegs in Konzentrationslagern gehabt hatte, der aber die richtige Antwort kannte.

»Na, sehen Sie«, sagte Verkamp. »Also, diese Saubande ist kein bißchen anders, und sie werden es uns nie verzeihen, daß wir Zululand aus dem Britischen Empire herausgelöst haben. Sie hassen uns. Begreifen Sie denn nicht, wie uns die Briten hassen?«

»Doch«, sagte der Sergeant hastig. Er merkte, daß Verkamp sich schon wieder in Rage redete, und wollte lieber nicht mehr

da sein, wenn's soweit war. »Sie haben wahrscheinlich recht.«

»Wahrscheinlich?« schrie Verkamp. »Ich habe immer recht.«

»Klar«, sagte der Sergeant noch hastiger.

»Und was machen sie also, diese Gartenbaukünstler? Sie tauchen eine Zeitlang unter, und dann rotten sie sich mit den Kommunisten und Liberalen zusammen, um unsere herrliche Afrikaander-Republik zu stürzen. Diese Bombenanschläge sind das erste Anzeichen dafür, daß ihr Feldzug begonnen hat. Na, und ich werde nicht unbeteiligt zusehen und sie ungestraft davonkommen lassen. Ich will diese Mistkerle im Gefängnis haben und die Wahrheit aus ihnen rausquetschen, ehe sie wirklich Schaden anrichten können.«

Sergeant Breitenbach wartete, bis der Anfall vorüber war, ehe er nochmal Bedenken äußerte.

»Meinen Sie nicht, es wäre sicherer, erst mal Kommandant van Heerden zu unterrichten. Dann kann der doch den Kopf hinhalten, falls es Scherereien gibt.«

Luitenant Verkamp wollte nichts davon hören. »Die Hälfte der Probleme in dieser Stadt kommt daher, wie der alte Dummkopf die Engländer behandelt«, schimpfte er. »Er geht verdammt nochmal viel zu sanft mit ihnen um. Manchmal denke ich, er mag sie viel lieber als seine eigenen Leute.«

Sergeant Breitenbach sagte, davon sei ihm nichts bekannt. Er wußte nur, daß der Großvater des Kommandanten nach der Schlacht von Paardeberg von den Briten erschossen worden war, und das war mehr, als man von Verkamps Großvater sagen konnte. Der hatte an das britische Heer Pferde verkauft und war praktisch ein »Khaki-Bure« gewesen, aber der Sergeant war zu diskret, um diesen Umstand jetzt zu erwähnen. Statt dessen griff er wieder zu der Liste.

»Wo stecken wir die alle denn bloß hin?« fragte er. »Die Zellen im Obergeschoß werden für Ihre Kaffernboetje-Kur gebraucht, und die im Keller sind auch alle voll.«

»Bringen Sie sie runter ins Gefängnis«, sagte Verkamp, »und sehen Sie zu, daß sie schön voneinander getrennt bleiben. Ich will nicht, daß sie sich irgendwelche Geschichten zurechtlegen.«

Eine halbe Stunde später hatte in den Häusern von sechszehnzig der einflußreichsten Bürger Piemburgs bewaffnete Polizei eine Razzia veranstaltet, und wütende und verängstigte Männer waren im Schlafanzug in Polizeifahrzeuge geschleppt worden. Der eine oder andere leistete verzweifelt Widerstand, im falschen Glauben, die Zulus hätten sich erhoben und wollten sie in ihren Betten massakrieren, ein Mißverständnis, an dem die totale Finsternis schuld war, in die Verkamps Agenten die Stadt gestürzt hatten. Vier Polizisten wurden bei diesen Auseinandersetzungen verwundet, und ein Kohlenhändler erschoß seine Frau, um sie davor zu bewahren, von den schwarzen Horden vergewaltigt zu werden, ehe die Situation geklärt werden konnte.

Bis zum Morgengrauen waren alle Verhaftungen durchgeführt, obwohl ein oder zwei Versehen noch richtiggestellt werden mußten. Der Mann, den man aus den Armen der Frau des Bürgermeisters gerissen hatte, erwies sich schließlich nicht als der städtische Würdenträger selber, sondern als ein Nachbar, den jener gebeten hatte, ihm bei seiner Wahl zu helfen. Als der Bürgermeister endlich gefaßt wurde, hatte er die Vermutung, er werde wegen Bestechung hochgestellter Leute verhaftet. »Eine Schande«, brüllte er, als er in den Polizeiwagen gestopft wurde. »Sie haben kein Recht, ihre Nase in mein Privatleben zu stecken. Ich bin ihr gemehlter Repräsentant«, ein Protest, der nichts für seine Freilassung tat, sondern in gewisser Weise die Anwesenheit des Nachbarn im Bett seiner Ehefrau erklärte.

Am nächsten Morgen unternahmen Luitenant Verkamp und Sergeant Breitenbach nach ein paar Stunden Schlaf eine Besichtigung aller Einrichtungen, die von den Saboteuren zerstört worden waren. Wieder war Sergeant Breitenbach

verblüfft, wie spontan der amtierende Kommandant die Lage erfaßte. Verkamp schien genau zu wissen, wohin sie fahren mußten, ohne daß man es ihm gesagt hatte. Als sie sich die Überreste des Transformators an der Straße nach Durban besahen, fragte der Sergeant den Luitenant, was er nun zu tun gedenke.

»Nichts«, sagte Verkamp zu seiner Verwunderung. »In ein paar Tagen werden wir in der Lage sein, die ganze kommunistische Sippschaft in Zululand zu verhaften.«

»Und was ist mit all den Leuten, die wir gestern abend verhaftet haben?«

»Sie werden vernommen, und ihre Aussagen werden uns helfen, ihre Komplizen zu finden«, erklärte Verkamp.

Sergeant Breitenbach schüttelte verdutzt den Kopf.

»Ich hoffe bei Gott, daß Sie wissen, was Sie tun«, war alles, was er sagte. Auf dem Rückweg fuhren sie beim Gefängnis vorbei, wo Verkamp den Sicherheitsbeamten, die rund um die Uhr die Vernehmungen durchführen sollten, Instruktionen gab.

»Schema F, wie üblich«, sagte er zu ihnen. »Nicht hinsetzen lassen. Kein Schlaf. Machen Sie ihnen am Anfang ein bißchen Dampf. Erklären Sie ihnen, sie kämen nach dem Terroristengesetz vor Gericht und hätten ihre Unschuld zu beweisen. Kein Recht auf einen Anwalt. Und sie können unbefristet und in Einzelhaft eingesperrt bleiben. Irgendwelche Fragen.«

»Irgendwelche, Sir?« sagte einer von den Männern.

»Sie haben doch gehört, was ich gesagt habe«, schnauzte Verkamp. »Ich sagte: Irgendwelche Fragen.« Die Männer sahen ihn stumm an, und Verkamp entließ sie, und sie marschierten ab, um ihren anstrengenden Dienst zu beginnen. Luitenant Verkamp machte Gefängnisdirektor Schnapps einen Besuch, um sich für die vorübergehenden Mißlichkeiten zu entschuldigen, die er im Gefängnis verursache. Als er in den

Teil des Gebäudes zurückkam, in dem die Häftlinge vernommen wurden, stellte Luitenant Verkamp fest, daß seine Anweisungen wortwörtlich befolgt wurden.

»Wer gewann 1948 die Kicket-Weltmeisterschaft?« brüllte Sergeant Scheepers den Direktor der Barclays-Bank an.

»Das weiß ich nicht«, schrie der Direktor, den man schon zweimal in die Hoden getreten hatte, weil er nichts von Kicket verstand.

Verkamp bat den Sergeant, mit ihm mal raus auf den Korridor zu gehen.

»Warum wollen Sie denn das wissen?« fragte er.

»Scheint mir 'ne ziemlich leichte Frage zu sein«, sagte der Sergeant.

»Da haben Sie sicher recht«, sagte Verkamp. Er ging zur nächsten Zelle, wo der Dechant von Piemburg einem ähnlichen Schicksal entronnen war, weil er gewußt hatte, wie weit Johannesburg und Kapstadt in Straßenkilometern voneinander entfernt sind, wie alt der Premierminister sei und was die Buchstaben USA bedeuten.

»Sie sagten doch irgendwelche Fragen«, erklärte der Sicherheitsbeamte, als Verkamp den Grund für dieses Frage- und Antwortspiel wissen wollte.

»Ihr bescheuerten Arschlöcher«, kreischte Verkamp, »ich habe ›irgendwelche Fragen? gesagt, nicht ›irgendwelche Fragen‹. Was muß ich denn noch tun? Es euch Buchstabe für Buchstabe erklären?«

»Ja, Sir«, sagte der Mann. Verkamp rief die Leute nochmal zusammen und gab ihnen klarere Anweisungen.

»Was wir brauchen, ist die Bestätigung dafür, daß diese Männer ein Komplott geschmiedet haben, um die Regierung mit Gewalt zu stürzen«, erläuterte er und ließ die Sicherheitsbeamten das aufschreiben. »Zweitens, daß sie die

Schwarzen aktiv zur Rebellion aufgewiegt haben.« Die Männer schrieben auch das auf. »Drittens, daß sie aus Übersee Geld bekommen haben. Viertens, daß sie alle Kommunisten sind oder mit dem Kommunismus sympathisieren. Ist das vollkommen klar?«

Sergeant Scheepers fragte, ob er dem Bürgermeister erzählen dürfe, daß einer der Stadträte gesagt habe, er sei ein Hahnrei.

»Natürlich«, sagte Verkamp. »Sagen Sie ihm, der Stadtrat sei bereit, ihm entsprechende Beweise zu liefern. Bringen Sie sie soweit, daß sie sich gegenseitig belasten, und wir kommen dieser ganzen Angelegenheit sehr bald auf den Grund.«

Die Männer gingen mit ihren Fragenlisten in die Zellen zurück, und die Verhöre begannen von neuem. Und nachdem Luitenant Verkamp sich überzeugt hatte, daß seine Leute bei der Sache blieben, kehrte er zur Polizeidienststelle zurück, um nachzusehen, ob es irgendwelche Nachrichten von seinen Geheimagenten gäbe. Recht enttäuscht stellte er fest, daß nichts eingetroffen war, aber er vermutete, daß es wohl noch zu früh sei, irgendwelche konkreten Ergebnisse zu erwarten.

Statt dessen beschloß er, die Wirksamkeit der Aversionstherapie auf die freiwilligen Versuchskaninchen im Obergeschoß zu überprüfen, die noch immer in regelmäßigen Abständen schrien. Er schickte nach Sergeant Breitenbach und befahl ihm, ein Kaffernmädchen aus den Zellen hochzubringen.

Der Sergeant ging und kehrte mit etwas zurück, was er wohl für das geeignete Objekt hielt. Sie war mindestens achtundfünfzig und auch, als sie halb so alt war, keine Schönheit gewesen. Luitenant Verkamp war empört.

»Ich habe ›Mädchen‹ gesagt und nicht ›Alter Besen‹«, schrie er. »Nehmen Sie sie wieder mit und bringen Sie ein richtiges Mädchen her.«

Sergeant Breitenbach ging mit der alten Frau wieder nach unten und fragte sich, woran das wohl lag, daß man einen

Schwarzen von siebzig oder achtzig Jahren »Boy« nannte, aber eine gleichaltrige Frau nicht »Mädchen«. Das schien ihm nicht logisch. Schließlich fand er ein sehr hochgewachsenes schwarzes Mädchen, dem er sagte, es solle mit ihm in die obere Etage kommen. Zehn Minuten und acht Polizeiwachtmeister später, von denen einer ein gebrochenes Nasenbein hatte und ein anderer jammerte, er könne seine Testikel nicht wiederfinden, gelang es ihnen, das Mädchen ins Obergeschoß zu schaffen, um lediglich festzustellen, daß Verkamp immer noch nicht zufrieden war.

»Meinen Sie denn wirklich, ein Mann, der noch alle Tassen im Schrank hat, findet das attraktiv?« fragte er und zeigte auf den bewußtlosen und zerschlagenen Körper, den die Beamten auf den Beinen und sich selber von den Füßen zu halten versuchten. »Was ich möchte, ist ‘ne hübsche Kaffernmieze, die jeder Mann attraktiv finden würde.«

»Na, dann gehen Sie doch und holen sich eine«, sagte Sergeant Breitenbach zu ihm. »Gehen Sie einfach runter in die Zellen und sagen Sie einem hübschen, attraktiven schwarzen Mädchen, die Polizisten in der letzten Etage hätten nach ihr geschickt, und dann sehen Sie, was passiert.«

»Der Kummer mit Ihnen ist, Sergeant«, sagte Verkamp, als sie das dritte Mal nach unten gingen, »daß Sie nichts von Psychologie verstehen. Wenn man will, daß Leute etwas für einen tun, darf man sie nicht ängstigen. Das trifft besonders auf Schwarze zu. Man muß Überredungskünste anwenden.« Er blieb vor der Zellentür stehen. Der Sergeant schloß sie auf, und das lange, schwarze Mädchen wurde in die Zelle gestoßen. Verkamp stieg über ihren Körper weg und besah sich die Frauen, die sich gegen die Wand drängten.

»Na, was denn, es gibt doch keinen Grund, Angst zu haben«, sagte er zu ihnen. »Wer von euch Mädchen hätte Lust, mit nach oben zu kommen und sich ein paar Bilder anzusehen. Es sind hübsche Bilder.« Es entstand alles andere als ein spontaner

Andrang. Verkramp versuchte es nochmal.

»Niemand wird euch was antun. Ihr braucht keine Angst zu haben.«

Immer noch keine Antwort, vom Stöhnen des Mädchens am Boden mal abgesehen. Verkramps schwaches Lächeln erlosch.

»Packt die Hure da«, schrie er die Wachtmeister an, und im nächsten Augenblick wurde ein mageres schwarzes Mädchen die Treppe hinauf gestoßen.

»Da sehen Sie, was ich mit Psychologie meine«, sagte Luitenant Verkramp zu dem Sergeant, während sie nach oben folgten. Sergeant Breitenbach hatte noch immer seine Zweifel.

»Ich habe bemerkt, daß Sie sich keine große und starke Frau ausgesucht haben«, sagte er.

Im obersten Stockwerk wurden dem Mädchen von mehreren bereitwilligen Beamten, die Verkramp sofort auf seine Behandlungsliste setzte, die Kleider vom Leibe gerissen, worauf es nackt an den Freiwilligen vorbeigeführt wurde. Luitenant Verkramp stellte erfreut fest, daß positive Reaktionen bei ihnen ausblieben.

»Nicht eine Erektion bei auch nur einem von ihnen«, sagte er.  
»Das ist der wissenschaftliche Beweis, daß die Behandlung anschlägt.«

Sergeant Breitenbach war, wie üblich, skeptischer.

»Die Männer haben schon seit zwei Tagen kein Auge mehr zugetan«, sagte er. »Und wenn Sie Marilyn Monroe im Evaskostüm hier reinbrächten, sie würde wahrscheinlich auch keinen großen Eindruck machen.«

Verkramp sah ihn verächtlich an. »Sie Lustmolch«, sagte er.

»Ich versteh nicht, was das damit zu tun hat«, sagte der Sergeant. Ich will damit bloß sagen, wenn Sie wirklich wissenschaftlich sein wollen, dann sollten Sie ein weißes Mädchen hier raufbringen und an den Leuten ausprobieren.«

Luitenant Verkamp war außer sich.

»Was für ein widerlicher Vorschlag«, sagte er. »Nicht im Traum würde ich ein weißes Mädchen einer so empörenden Prozedur unterziehen.«

Er gab Anweisungen, mit der Behandlung mindestens noch zwei Tage weiterzumachen.

»Noch zwei Tage wie die, und ich bin tot«, stöhnte einer von den Freiwilligen.

»Besser vergammeln als n'ne Schwarze rammeln«, sagte Verkamp und ging runter in sein Büro, um die Pläne für die Massenbehandlung der restlichen fünfhundertneunzig Mann aufzustellen, die er gegenwärtig unter seinem Kommando hatte.

Im Café Florian machten Verkramps Geheimagenten auf ihrer Suche nach Mitgliedern der Sabotageorganisationen bemerkenswerte Fortschritte. Nach Jahren der Enttäuschung, in denen sie sich in liberale Kreise eingeschlichen hatten, aber außerstande gewesen waren, jemanden zu finden, der auch nur entfernt etwas mit der Kommunistischen Partei zu tun hatte oder zuzugeben bereit war, daß er Gewalt guthieß, waren sie plötzlich auf eine ganze Menge solcher Leute gestoßen. 745396 hatte 628461 entdeckt, der etwas über die Explosion am Fernsprechamt zu wissen schien, und 628461 hatte den sehr bestimmten Eindruck gewonnen, daß 745396 nicht ganz unbeteiligt an der Zerstörung des Transformators an der Straße nach Durban sei. Genauso war 885974 in der Universitätsmensa auf 378550 gestoßen und horchte ihn nun über seine Rolle bei der Beseitigung des Sendemastes aus, während er die Andeutung machte, daß er 378550 etwas über die Bombe sagen könne, die die Eisenbahnbrücke zerstört hatte. Überall in Piemburg hatten Verkramps Agenten Fortschritte zu melden und waren damit beschäftigt, wie befohlen Botschaften zu verschlüsseln und die Wohnungen zu wechseln. Die Überzeugung, die jeder der Agenten hatte, daß er nämlich einen

ganz dicken Fisch an der Angel habe, wuchs noch am nächsten Tag, als 745396 und 628461, die einen Treff in der Mensa vereinbart hatten, plötzlich entdeckten, daß sie in 885974 und 378550, die dort am Tag zuvor so erfolgreich gewesen waren, daß sie wiederzukommen beschlossen, verständnisvolle Zuhörer hatten. Während die Vereinigung der Verschwörer immer weitere Kreise zog, war Verkamp eifrig mit dem Versuch beschäftigt, die Botschaften zu dechiffrieren. Die komplizierte Angelegenheit wurde dadurch erschwert, daß er keine Ahnung hatte, an welchem Tag die Botschaften abgeschickt waren. Die Nachricht von 378550 war am Fuß eines Baumes im Park deponiert worden, was der richtige »Briefkasten« für den Sonntag war, aber nachdem Verkamp sich daran zwei Stunden lang mit dem Code für diesen Tag abgemüht hatte, war es ihm schließlich gelungen, »hdfpkymwrqazxtivbnkon«, was absichtlich schwer zu verstehen war, in »Wagen Hund Wurmsei Senke selten banal aus Kopfsprung Korb« zu übersetzen, was gar nicht zu verstehen war. Er probierte es mit dem Samstags-Code und bekam »Dahlie Chrysantheme Dünger dekorativer Fingerhut Gartenzwerg Herbst Blütenpracht schattig« heraus. Er verfluchte den beschränkten Wortschatz von Seite 33 des Piemburger Blumenzwiebelkatalogs, den er wegen seiner leichten Zugänglichkeit als Codebuch für den Sonnabend genommen hatte, wandte sich erschöpft dem Freitags-Codebuch zu und erhielt endlich die entschlüsselte Nachricht, daß Agent 378550 Instruktionen ausgeführt habe und sich zu neuer Unterkunft begebe. Nach sechs Stunden harter Arbeit hatte Verkamp das Gefühl, daß seine Bemühungen etwas Energiebigeres als das verdient hätten. Er versuchte es mit der Botschaft von 885974 und stellte mit Befriedigung fest, daß sie gleich beim ersten Mal richtig aufging und die beruhigende Mitteilung enthielt, daß der Agent mit mehreren mutmaßlichen Saboteuren in Kontakt getreten sei, aber Schwierigkeiten habe, den toten Briefkasten zu erreichen, weil er verfolgt werde. Diese

Erfahrung beschränkte sich nicht auf 885974 allein. Bei ihren Versuchen, herauszufinden, wo die anderen Saboteure wohnten, liefen Verkramps Geheimagenten durch ganz Piemburg hinter einander her. Das führte dazu, daß sie jeden Tag gewaltige Strecken zurücklegten und, wenn sie schließlich nach Hause kamen, zu müde waren, um sich noch hinzusetzen und die Botschaften, die er erwartete, zu chiffrieren. Dann hatten sie auf seine Anweisung hin wiederum jeden Tag die Wohnung zu wechseln, und das zwang sie, immer neue zu finden, so daß im Laufe der Zeit das Gefühl der Desorientierung, das sie wegen der vielfachen Identitäten, die ihre Arbeit erforderte, sowieso schon hatten, sich noch weiter verstärkte. Am Montag wußte 628461 nicht mehr genau, wer er war oder wo er wohnte oder auch nur, welchen Wochentag man habe. Noch weniger genau wußte er, wo 745396 wohnte. Nachdem er ihm die Nebenstraßen Piemburgs rauf und runter dreißig Kilometer erfolgreich auf den Fersen geblieben war, überraschte es ihn durchaus nicht, als 745396 den Versuch, ihn abzuschütteln, aufgab und zu einer Pension in der Bishoff Avenue zurückkehrte, aus der er, wie er festgestellt hatte, bereits vor zwei Tagen ausgezogen war. Am Ende legte sich 745396 zum Schlafen auf eine Parkbank, und 628461, der von dem ganzen Herumgerenne mehrere große Blasen an den Füßen hatte, wollte gerade umkehren und zu seiner Bleibe zurückgehen, als er bemerkte, daß ihm jemand folgte. Er legte humpelnd einen Schritt zu, und die Schritte hinter ihm taten dasselbe. 628461 gab den Kampf auf. Es machte ihm nichts mehr aus, ob er nach Hause verfolgt wurde oder nicht. »Morgen früh ziehe ich ja sowieso um«, dachte er und stieg die Treppe zu seinem Zimmer in der Pension Landsdowne hoch. Hinter ihm machte sich 378550 auf den Weg zu seiner Bude und brachte die Nacht damit zu, eine Botschaft an Lieutenant Verkamp zu verschlüsseln, in der er ihm die Adresse eines mutmaßlichen Saboteurs mitteilte. Da er damit am Montagabend um halb elf

anfang und am Dienstag um 2 Uhr morgens fertig war, hatte Verkamp noch größere Schwierigkeiten als sonst dahinterzukommen, was die Nachricht eigentlich besagte. Nach dem Montags-Codebuch lautete sie: »Rate zu Razzia in Überschwemmungswald aber verschmutze in der«, während der Dienstag »Triumphwagen Pharao außerdem Pension Lansdowne wegen Frederick Smith« ergab. Als Luitenant Verkamp zum Schluß gekommen war, »daß Triumphwagen Pharao außerdem Überschwemmungswald aber verschmutze in der« keinen Sinn ergebe, hatte es auch keinen Zweck mehr, eine Razzia in der Pension Lansdowne durchzuführen, denn Frederick Smith hatte inzwischen im YMCA unter dem Namen Piet Retief ein Zimmer gemietet.

Wenn Luitenant Verkamp Schwierigkeiten auf dem Verständigungssektor hatte, so konnte man von Mrs. Heathcote-Kilkoon und Kommandant van Heerden genau dasselbe sagen.

»Bist du sicher, daß er nicht dort ist«, fragte Mrs. Heathcote-Kilkoon den Major, den sie zu seinem täglichen Ausflug nach Weezen geschickt hatte, um dem Kommandanten zu sagen, daß sie ihn zum Mittagessen erwarteten.

»Absolut sicher«, sagte Major Bloxham. »Ich habe fast eine Stunde in der Bar rumgesessen, aber von dem Kerl keine Spur. Fragte den Barkeeper, ob er ihn gesehen hätte. Hatte er nicht.«

»Ich finde das höchst sonderbar«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon. »Auf seiner Karte stand ausdrücklich, daß er im Hotel absteigt.«

»Verdammter merkwürdige Karte, wenn du mich fragst«, sagte der Colonel. »Liebste Daphne, Kommandant van Heerden hat das Vergnügen...«

»Meiner Meinung nach war das eine sehr amüsante Karte«, unterbrach ihn Mrs. Heathcote-Kilkoon. »Sie beweist, welchen Sinn für Humor der Kommandant hat.«

»Kam mir nicht so vor, als hätte er Sinn für Humor«, sagte der Major, der seine Begegnung mit dem Kommandanten nicht vergessen konnte.

»Ich persönlich meine, wir sollten zufrieden sein, wie sich die Sache entwickelt hat«, sagte der Colonel. »Schließlich sieht's nicht so aus, als wenn der Mistkerl käme.« Er ging auf den Hof hinaus, der auf der Rückseite des Hauses lag. Dort war Forebode damit beschäftigt, ein gewaltiges schwarzes Pferd zu striegeln. »Alles bereit für morgen, Forebode? Fox fit?«

»Hab ihn heute morgen in der Gegend rumgescheucht«, sagte Forebode, ein magerer Mann mit dicht zusammenstehenden Augen und kurzen Haaren. »Lief ziemlich schnell.«

»Schön, schön«, sagte der Colonel. »Na, wir brechen früh auf.« Drinnen wußte Mrs. Heathcote-Kilkoon immer noch nicht, was sie von der Geschichte halten sollte.

»Bist du sicher, daß du ins richtige Hotel gegangen bist?« fragte sie den Major.

»Ich bin in den Laden gegangen und habe nach dem Hotel gefragt«, versicherte der Major. »Der Kerl versuchte, mir ein Bett zu verkaufen. Dachte wohl, das war's, was ich wollte.«

»Das klingt ja höchst sonderbar«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon.

»Ich sagte, ich wollte kein Bett«, sagte der Major. »Und er schickte mich schließlich über die Straße zu dem Hotel.«

»Und die hatten nichts von ihm gehört?«

»Wußten nichts von irgendeinem Kommandanten van Heerden.«

»Vielleicht kommt er morgen zum Vorschein«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon nachdenklich.

Ohne jede Ahnung von den ungeheuerlichen Ereignissen in Piemburg verbrachte Kommandant van Heerden dennoch eine unruhige erste Nacht in seinem Zimmer im Kurhaus Weezen. Zum einen reizte der starke Schwefelgeruch seine Geruchsnerven, und zum anderen ließ sich einer der vielen Wasserhähne in seinem Zimmer nicht davon abhalten, unregelmäßig zu tropfen. Der Kommandant versuchte, den schwefligen Gestank loszuwerden, indem er das Zimmer mit dem Deodorant aussprühte, das er sich gekauft hatte, um bei Mrs. Heathcote-Kilkoon keinen körperlichen Anstoß zu erregen. Das sich daraus ergebende Potpourri war eigentlich noch schauerlicher als der Schwefel alleine, jedenfalls brachte es seine Augen zum Tränen. Er stand auf und öffnete das Fenster, um den Geruch rauszulassen, stellte aber lediglich fest, daß er einen Moskito reingelassen hatte. Er machte das Fenster wieder zu, knipste das Licht an und brachte den Moskito mit einem Pantoffel zur Strecke. Er stieg wieder ins Bett, und der Wasserhahn tropfte. Er kletterte wieder raus, drehte alle sechs Hähne fest zu und ging wieder ins Bett. Diesmal war er kurz vorm Einschlafen, als ein dumpfes Rumpeln in den Rohren sich so anhörte, als platzten sie gleich. In der höheren Klempnerei gab es nichts, wozu er imstande gewesen wäre, also lag er da und lauschte dem Rumpeln, während er durch die milchigen Scheiben beobachtete, wie der Mond verschwommen aufging. Früh am Morgen schlief er endlich ein, wurde aber um halb acht schon wieder von einem farbigen Mädchen geweckt, das ihm eine Tasse Tee brachte. Der Kommandant setzte sich auf und trank etwas Tee. Er hatte schon ein bißchen geschluckt, als er bemerkte, wie gräßlich er schmeckte. Einen Moment lang ging ihm der Gedanke durch den Kopf, er sei Opfer eines Giftanschlags geworden, ehe ihm klar wurde, daß der Geschmack auf den allgegenwärtigen Schwefel zurückzuführen

war. Er kletterte aus dem Bett und begann, sich mit Wasser, das abscheulich schmeckte, die Zähne zu putzen. Gründlich angewidert wusch er sich, zog sich an und ging in die Brunnenhalle zum Frühstück.

»Obstsaft«, bestellte er, als ihn die Kellnerin fragte, was er wünsche. Er ließ gleich noch einen zweiten kommen, als sie ihm den ersten brachte, und den Grapefruitsaft im Mund herumspülend gelang es ihm, etwas von dem Schwefelgeschmack loszuwerden.

»Die Eier gekocht oder gebraten?« fragte die Kellnerin. Der Kommandant sagte gebraten, weil es nicht ganz so wahrscheinlich war, daß sie verhunzt würden. Als der Alte kam und fragte, ob alles in Ordnung sei, ergriff der Kommandant die Gelegenheit und fragte ihn, ob es möglich sei, etwas frisches Wasser zu bekommen.

»Frisch?« fragte der Alte. »Das Wasser hier ist so frisch wie Mutter Natur es nur machen kann. Haben heiße Quellen hier drunter. Kommen direkt aus den Eingeweiden der Erde.«

»Das glaube ich gerne«, sagte der Kommandant.

Wenig später kam Mr. Mulpurgo herein, der sich wie üblich an den Tisch neben dem Brunnen setzte.

»Guten Morgen«, sagte der Kommandant heiter und fühlte sich durch das ziemlich kühle »Morgen«, mit dem ihm gedankt wurde, etwas gekränkt. Der Kommandant versuchte es nochmal.

»Wie geht's den Flatulenzen heute morgen?« fragte er mitfühlend.

Mr. Mulpurgo bestellte Cornflakes, Eier mit Schinken, Toast und Orangenmarmelade, ehe er antwortete.

»Flatulenzen?«

»Sie sagten gestern, sie seien wegen Flatulenzen hier«, sagte der Kommandant.

»Oh«, sagte Mr. Mulpurgo im Ton von jemandem, der nicht

daran erinnert werden möchte, was er gestern gesagt hat. »Viel besser, danke.«

Der Kommandant wies das Angebot der Kellnerin, ihm Kaffee zu bringen, zurück und bestellte sich einen dritten Obstsaft.

»Ich habe über den Wurm nachgedacht, von dem Sie gestern sprachen, über den, der niemals stirbt«, sagte er, während Mr. Mulpurgo versuchte, die Schwarte von einem zähen Stück Schinken abzukriegen. »Stimmt es, daß Würmer nicht sterben?«

Mr. Mulpurgo sah ihn mißtrauisch an. »Mein persönlicher Eindruck ist, daß Würmer gegen die Auswirkungen der Sterblichkeit nicht immun sind«, sagte er schließlich, »und daß sie in ihrer eigenen Entsprechung von siebenzig Jahren diese fleischliche Pelle von sich schütteln.« Er konzentrierte sich auf seine Eier mit Schinken und überließ es dem Kommandanten, darüber nachzudenken, ob Würmer irgendwas abschütteln könnten. Er fragte sich, was wohl eine fleischliche Pelle sei. Es hörte sich ein bißchen nach Speckschwarte an.

»Aber Sie erwähnten einen, der das nicht tat«, sagte er, nachdem er über die Angelegenheit ein wenig nachgedacht hatte.

»Der was nicht tat?«

»Sterben.«

»Ich habe das metaphorisch gemeint«, sagte Mr. Mulpurgo. »Ich sprach von der Wiedergeburt.« Wie ein widerspenstiger alter Seebär, der durch die hartnäckige Neugier des Kommandanten zum Handeln angespornt wird, befand sich Mr. Mulpurgo mit einemmal in der Situation, daß er zu einer so ausführlichen Rede die Segel setzte, wie sie nicht zu seinen Plänen für diesen Morgen gehört hatte. Er hatte vorgehabt, in seinem Zimmer friedlich an seiner Dissertation zu arbeiten. Statt dessen mußte er eine Stunde später feststellen, daß er am Fluß entlangschlenderte und seine Ansicht erläuterte, das Studium der

Literatur verleihe dem Leben des Lesers eine neue Dimension. Kommandant van Heerden, der neben ihm dahertrottete, erkannte gelegentlich eine ihm nicht gänzlich fremde Wendung wieder, war aber ansonsten ausschließlich in Bewunderung für die intellektuelle Großartigkeit seines Begleiters erstarrt. Er hatte keine Ahnung, was »ästhetisches Bewußtsein« oder »gesteigerte Sensibilität« waren, nur »emotionale Anämie« ließ ihn irgendwie an Eisenmangel denken, aber das waren alles kleinere Probleme neben dem größeren, daß Mr. Mulpurgo ungeachtet aller seiner Abschweifungen ihm offenbar mitzuteilen schien, daß ein Mensch durch das Studium der Literatur wiedergeboren werden könne. Das zumindest bekam der Kommandant spitz, und da die Botschaft aus einer offensichtlich so wohlinformierten Quelle kam, schöpfte er neue Hoffnung, daß er eines Tages die von ihm so sehr ersehnte Wandlung erlangen werde.

»Sie halten also Herzverpflanzungen für gar nicht gut?« fragte er, als Mr. Mulpurgo innehielt, um Atem zu schöpfen. Der Verehrer Rupert Brookes sah ihn argwöhnisch an. Nicht zum ersten Mal hatte Mr. Mulpurgo das Gefühl, daß er zum Narren gehalten werde, aber Kommandant van Heerdens Gesicht strahlte eine groteske Unschuld aus, die absolut entwaffnend war.

Mr. Mulpurgo nahm also lieber an, der Kommandant wärme auf seine schrullige Art die Argumente zugunsten der Naturwissenschaft wieder auf, die C. P. Snow in seinem berühmten Streitgespräch mit F. R. Leavis vorgebracht hatte. Wenn nicht, dann hatte Mr. Mulpurgo keine Idee, wovon der Kommandant redete.

»Die Naturwissenschaften geben sich nur mit äußereren Dingen ab«, sagte er. »Was wir brauchen, ist die Veränderung der Natur des Menschen von innen.«

»Ich hatte immer angenommen, Herzverpflanzungen täten das ganz gut«, sagte der Kommandant.

»Herzverpflanzungen verändern die Natur des Menschen nicht im geringsten«, sagte Mr. Mulpurgo, der den Gedankengang des Kommandanten nicht weniger unverständlich fand als der Kommandant seinen. Was Organverpflanzungen mit gesteigerter Sensibilität zu tun hatten, konnte er sich einfach nicht denken. Er beschloß, das Thema zu wechseln, ehe es zu wirr wurde.

»Kennen Sie die Berge hier gut?« fragte er.

Der Kommandant sagte, er persönlich kenne sie gar nicht, aber sein Ururgroßvater habe sie im Großen Treck überquert.

»Ließ er sich in Zululand nieder?« fragte Mr. Mulpurgo.

»Er wurde dort ermordet«, sagte der Kommandant. Mr. Mulpurgo hörte das mit Bedauern.

»Von Dingaan«, fuhr der Kommandant fort. »Meine Ururgroßmutter war eine der wenigen Frauen, die das Blutbad am Blaauwkrans River überlebten. Die Zulutruppen fielen ohne Warnung über sie her und hackten alles zu Tode.«

»Eine gräßliche Sache«, murmelte Mr. Mulpurgo. Seine eigene Familiengeschichte war nicht so bunt. An seine Ururgroßmutter konnte er sich nicht erinnern, aber er hatte das ziemlich sichere Gefühl, daß sie von niemandem massakriert worden war.

»Das ist der eine Grund, warum wir den Kaffern nicht trauen«, fuhr der Kommandant fort.

»Es, besteht keine Gefahr, daß das wieder passiert«, sagte Mr. Mulpurgo.

»Bei Kaffern weiß man das nie«, sagte der Kommandant. »Der Leopard kann nicht aus seinem Fell.«

Seine liberalen Ansichten zwangen Mr. Mulpurgo zu widersprechen.

»Aber ich bitte Sie, Sie wollen damit doch wohl nicht sagen, daß Sie die Afrikaner von heute für Wilde halten«, sagte er

milde. »Ich kenne ein paar, die sind hochgebildet.«

»Schwarze sind Wilde«, beharrte der Kommandant hitzig, »und je gebildeter sie sind, desto gefährlicher werden sie.«

Mr. Mulpurgo seufzte.

»So ein wunderschönes Land«, sagte er. »Ich finde es so schade, daß Menschen verschiedener Rasse darin nicht friedlich zusammenleben können.«

Kommandant van Heerden warf ihm einen sonderbaren Blick zu.

»Es gehört zu meiner Aufgabe, dafür zu sorgen, daß Menschen verschiedener Rasse nicht zusammenleben«, sagte er im Ton einer Warnung. »Folgen Sie meinem Rat und schlagen Sie sich diese Idee aus dem Kopf. Ich sähe einen so netten jungen Burschen wie Sie nicht gerne ins Gefängnis wandern.«

Mr. Mulpurgo verstummte und bekam einen Schluckauf. »Ich wollte damit nicht sagen«, begann er, aber der Kommandant unterbrach ihn.

»Ich wollte damit nicht sagen, daß das passieren muß«, sagte er freundlich. »Wir alle haben hin und wieder solche Ideen, aber es ist besser, man vergißt sie. Wenn Sie 'ne schwarze Möse brauchen, gehen Sie rauf nach Lourenço Marques. Bei den Portugiesen kriegen Sie sowas völlig legal, verstehen Sie? Sogar hübsche Mädchen, das kann ich Ihnen sagen.« Mr. Mulpurgo hörte mit seinem Schluckuck auf, aber er sah den Kommandanten immer noch sehr ängstlich an. Das Leben an der Universität von Zululand hatte ihn auf eine Begegnung wie diese einfach nicht vorbereitet.

»Sie sehen«, fuhr der Kommandant fort, während sie ihren Spaziergang wieder aufnahmen, »wir wissen alles über euch Intellektuelle und euer Gerede von Bildung für die Kaffern und Gleichberechtigung. O ja, wir haben ein Auge auf euch, keine Sorge.«

Mr. Mulpurgo beruhigte das nicht. Er wußte ganz genau, daß die Polizei ein Auge auf die Universität hatte. Es hatte zu viele Razzien gegeben, um was anderes zu denken. So allmählich fragte er sich, ob der Kommandant ihn absichtlich aufs Korn genommen habe, um ihn auszuquetschen. Der Gedanke führte zu einem neuen Schluckauf.

»In diesem Lande gibt es nur eine echte Frage«, fuhr der Kommandant fort, dem die Wirkung, die er auf seinen Begleiter hatte, überhaupt nicht zu Bewußtsein kam, »und die lautet: Wer arbeitet für wen? Arbeitet ich für einen Kaffern oder arbeitet er für mich? Was sagen Sie dazu?«

Mr. Mulpurgo versuchte zu sagen, daß es schade sei, daß die Menschen nicht brüderlich zusammenarbeiten könnten, aber sein Schluckauf war zu heftig, als daß er sich hätte richtig verständlich machen können.

»Also, ich arbeite doch nicht unten in irgendeiner Goldmine, um ein schwarzes Arschloch reich zu machen«, sagte der Kommandant, indem er das ignorierte, was er für einen akuten Flatulenzanfall hielt, »und ich will mir von keinem Kaffer sagen lassen, ich solle ihm seinen Wagen waschen. Hund frißt Hund, aber ich bin der dickere Hund. Das ist es, was ihr Intellektuellen manchmal vergeßt.«

Nach dieser simplen Darstellung seiner Lebensphilosophie beschloß der Kommandant, daß es Zeit sei zurückzukehren.

»Ich muß gehen und rausfinden, wo meine Freunde wohnen«, sagte er.

Eine Weile spazierten sie schweigend weiter. Mr. Mulpurgo grübelte über des Kommandanten spencerianische Ansichten über die Gesellschaft nach, während der Kommandant ignorierte, was er eben über den Leoparden und sein Fell gesagt hatte, und darüber nachdachte, ob er durch die Lektüre von Büchern ein Engländer werden könne.

»Wie gehen Sie eigentlich an das Studium ihres Gedichts

heran?« fragte er wenig später.

Mr. Mulpurgo kehrte mit einiger Erleichterung zum Thema seiner Dissertation zurück.

»Das Wichtigste ist, sich Aufzeichnungen zu machen«, erklärte er. »Ich mache Verweise und Kreuzverweise und ordne sie. Zum Beispiel benutzt Brooke häufig den Geruch als Metapher. Wir finden ihn in ›Wollust‹, im ›Zweitbesten‹ und natürlich in ›Morgendämmerung‹.«

»Er ist ständig da«, sagte der Kommandant. »Es liegt am Wasser, da ist Schwefel drin.«

»Schwefel?« sagte Mr. Mulpurgo geistesabwesend. »Ja, der kommt in ›Die letzte Seligkeit‹ vor: ›Und neuen Schwefel schleud're auf die Sünd' in Fleischesfarben.‹«

»Davon weiß ich nichts«, sagte der Kommandant beunruhigt, »aber heute morgen haben sie mir sicher welchen in den Tee getan.«

Als sie am Hotel ankamen, war Mr. Mulpurgo zu dem Schluß gelangt, daß der Kommandant an ihm doch kein berufliches Interesse habe. Er hatte ihm zweimal den »Himmel« vorgetragen und erklärt, was »Fische, fliegenvoll« bedeutet, und war allmählich der Meinung, der Kommandant sei ein recht netter Mann, trotz seiner Äußerungen vorhin.

»Ich muß sagen, für einen Polizisten haben Sie ungewöhnliche Interessen«, sagte er leutselig, als sie die Stufen zur Terrasse hochstiegen. »Aus den Zeitungen hatte ich einen ganz anderen Eindruck bekommen.«

Kommandant van Heerden lächelte hintergründig.

»In den Zeitungen stehen eine Menge Lügen über mich«, sagte er. »Sie dürfen nicht alles glauben, was Sie lesen.«

»Sind nicht so schwarz, wie Sie gezeichnet werden, was?« sagte Mr. Mulpurgo.

Der Kommandant blieb wie angewurzelt stehen.

»Wer hat irgendwas davon gesagt, daß ich schwarz wäre?« fragte er leichenblaß.

»Niemand. Niemand«, sagte Mr. Mulpurgo, der über seinen *fauxpas* erschrak. »Es handelte sich lediglich um eine Redewendung.«

Aber Kommandant van Heerden hörte gar nicht mehr zu. »Ich bin so weiß wie der nächstbeste Mensch«, schrie er, »und wenn ich irgendein Schwein was anderes sagen höre, reiße ich ihm die Eier ab. Haben Sie gehört? Ich kastriere den Scheißkerl. Ich will von Ihnen nicht nochmal sowas hören«, und er warf sich mit solcher Wucht in die Drehtür, daß die beiden Fliegen völlig unabsichtlich ins Freie befördert wurden. Mr. Mulpurgo lehnte sich gegen die Balustrade und versuchte, seinen Schluckauf unter Kontrolle zu bekommen. Als die Tür sich schließlich nicht mehr drehte, riß er sich zusammen und ging zitternd den Gang entlang zu seinem Zimmer.

Kommandant van Heerden holte die Autoschlüssel aus seinem Zimmer und ging hinaus zu seinem Wagen. Innerlich wütete er noch immer über diese Beleidigung seiner Vorfahren.

»Ich bin so weiß wie der nächstbeste Mensch«, murmelte er und schob sich blind an einem Zulugärtner vorbei, der ein Blumenbeet jätete. Er stieg in seinen Wagen und fuhr wütend nach Weezen hinein. Er war noch immer schlechter Laune, als er auf dem staubigen Platz parkte und die Treppe zu dem Laden hochstieg. Don warteten ein paar Bauern darauf, bedient zu werden. Der Kommandant scherte sich nicht um sie und redete den dünnen Mann hinter dem Ladentisch an.

»Wissen Sie, wo die Heathcote-Kilkoons wohnen?« fragte er.

Der Dürre überhörte seine Frage und bediente seinen Kunden weiter.

»Ich sagte, wissen Sie, wo die Heathcote-Kilkoons wohnen?« sagte der Kommandant noch einmal.

»Hab's schon das erste Mal verstanden«, sagte der Mann zu

ihm und schwieg.

»Na und?«

»Ich bediene gerade«, sagte der dürre Mann. Von den Bauern war ein Gemurmel zu hören, aber der Kommandant war viel zu gereizt, um darauf zu achten.

»Ich habe eine höfliche Frage gestellt«, beharrte er.

»Auf unhöfliche Art und Weise«, sagte ihm der Mann. »Wenn Sie eine Antwort wollen, warten Sie, bis Sie an der Reihe sind, und fragen, wie es sich gehört«

»Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?« fragte wütend der Kommandant.

»Nein«, sagte der Mann, »und es interessiert mich auch nicht. Aber ich weiß, wo Sie sind. Auf meinem Grund und Boden, und davon können Sie zum Teufel nochmal verschwinden.«

Der Kommandant sah sich wutschraubend um. Alle Männer im Laden starrten ihn unfreundlich an. Er drehte sich um und rannte polternd auf die Veranda hinaus. Hinter ihm lachte jemand, und er meinte, die Worte »Blöder Burenarsch« zu hören. Schon lange hatte ihn niemand mehr Burenarsch genannt. Erst einen Nigger und jetzt einen Burenarsch. Er blieb einen Moment stehen, bis er sich wieder mühselig beherrschte, dann ging er wieder in den Laden.

Er stand in der Tür, eine kompakte Silhouette, den sonnenbeschienenen Platz hinter sich. Die Männer drinnen starrten ihn an.

»Mein Name ist van Heerden«, sagte der Kommandant mit leiser, furchtbarer Stimme, »ich bin Polizeikommandant in Piemburg. Sie werden noch an mich denken.« Das war ein Wort, das überall sonst in Zululand Furcht und Schrecken hervorgerufen hätte. Hier versagte es hoffnungslos.

»Wir sind hier in Klein-England«, sagte der dürre Mann.  
»Raus!«

Der Kommandant drehte sich um und ging. Er war weggejagt worden wie ein Hund. Das war eine Beleidigung, die er niemals vergessen würde. Ohne etwas zu sehen, stieg er die Stufen zur Straße hinunter, blieb mit zusammengebissenen Zähnen stehen und blickte feindselig zu der großen Königin hinüber, deren schlichte Arroganz im Augenblick gar keinen Reiz mehr für ihn hatte. Er, Kommandant van Heerden, dessen Vorfahren ihre Wagen aus eigener Kraft über die Aardvarkberge geschoben hatten, der gegen die Zulus am Blood River gekämpft hatte und gegen die Briten am Spionskop, er war weggejagt worden wie ein Kaffernkötter von Männern, deren Familien beim ersten Anzeichen von Schwierigkeiten aus Indien und Ägypten und Kenia abgehauen waren.

»Dämliche alte Kuh«, sagte der Kommandant zu der Statue und drehte ihr den Rücken, um sich auf die Suche nach dem Postamt zu machen. Beim Laufen legte sich sein Zorn langsam und machte einem verdutzten Staunen über die Arroganz der Engländer Platz. »Klein-England«, hatte der Dürre gesagt, als sei er stolz darauf, daß es so klein ist. Für Kommandant van Heerden lag da kein Sinn drin. Er stampfte den Bürgersteig entlang und grübelte über die Ungerechtigkeit eines Schicksals nach, das ihm die Macht zu herrschen gegeben hatte, aber kein Selbstvertrauen, das der natürliche Verbündete der Macht ist. Auf irgendwie seltsame Weise erkannte er das Recht des Ladenbesitzers an, ihn wie einen Hund zu behandeln, egal, was für ehrfurchtgebietende Ausweise er vorzeigte. »Ich bin halt ein Burenmensch«, dachte er mit plötzlichem Selbstmitleid und sah sich allein in einer fremden Welt, ohne Verbindung zu jeder wahren Gemeinschaft, vielmehr zuweilen einsam und verlassen unter lauter fremden, feindlichen Stämmen. Die Engländer hatten ihr »Home«, jenes kalte, doch gastliche Eiland im Norden, auf das sie jederzeit zurückkehren konnten. Die Schwarzen hatten Afrika, den riesigen Erdteil, von dem kein Recht oder Gesetz sie jemals vollständig vertreiben konnte. Er

aber, ein Afrikaander, hatte nur Willen und Macht und Verschlagenheit zwischen sich und dem Vergessen. Keine Heimat außer der hier. Keine Zeit außer der jetzt. Mit einer ihm bisher unbekannten Angst angesichts seiner eigenen Belanglosigkeit bog der Kommandant in eine Seitenstraße zum Postamt ein.

Auf White Ladies bat Mrs. Heathcote-Kilkoon, die in dem vergeblichen Versuch, ihrer Langeweile zu entfliehen, träge in einer Monate alten *Illustrated London News* blätterte Major Bloxham, ihr einen Dry Martini zu mixen.

»Man sollte doch denken, er ließe es uns wissen, wenn er nicht kommt«, sagte sie schmollend. »Ich meine, es ist doch nur das Gebot normaler Höflichkeit, eine Postkarte zu schicken.«

»Was erwartest du von einer Sau anderes als ein Grunzen?« sagte der Major. »Aus Schweineohren kann man eben keine Seidentäschchen machen.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, murmelte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »ich sehe gerade, daß Prinzessin Anne zur Sportlerin des Jahres gewählt wurde.«

»Mich wundert, daß sie's angenommen hat«, sagte der Major. »Scheint mir was recht Ordinäres zu sein.«

»Ach, ich weiß nicht«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon. »Heutzutage adelt man ja auch Jockeys.«

Nach dem Mittagessen bestand Mrs. Heathcote-Kilkoon darauf auszufahren, und der Colonel, der von seinem Börsenmakler ein Telegramm erwartete, fuhr sie nach Weezen und dann zum Tee hinüber ins Sani Pass Hotel.

Der Kommandant, der im Postamt endlich ihre Adresse erfahren hatte, fand das Haus leer, als er es am Nachmittag aufsuchte. Er hatte seine gute Laune wiedererlangt, wenn auch nicht sein Selbstvertrauen, und so war er durchaus nicht überrascht vom Ausbleiben eines Willkommensgrußes, den ihm weder das leere Haus noch der alte Zulu-Butler darboten, der an

der Tür erschien, als er klingelte.

»Master ausgegangen«, sagte der Butler, und der Kommandant kehrte mit dem Gefühl zu seinem Wagen zurück, daß dieser Tag für ihn kein Glückstag sei. Er warf noch einen Blick auf Haus und Garten, ehe er wieder in seinen Wagen stieg, und versuchte, etwas von dem Selbstgefühl in sich aufzunehmen, das die ganze Atmosphäre so deutlich ausstrahlte.

Kurzgeschorene Rasenflächen und akkurate Blumenrabatten, sorgfältig etikettierte Rosenbüsche und ein Strauch, der zur Figur eines Huhns zurechtgestutzt war, alles war gefällig angeordnet. Sogar die Obstbäume im Garten sahen aus, als habe ihnen ein Regimentsbarbier einen Militärhaarschnitt verpaßt. An einer Mauer wuchs ein Weinstock symmetrisch in die Höhe, während das Haus mit seinen Quaderwänden und den mit Läden verschlossenen Fenstern in seiner Mischung aus georgianischer Garnison und Art nouveau auf behaglichen Luxus schließen ließ. An einem Fahnenmast hing der Union Jack schlaff in der heißen Sommerluft, und der Kommandant, der seine Wut vom Vormittag vergaß, war froh, ihn dort zu sehen. Und, dachte er, weil die Heathcote-Kilkooms echte Briten waren, keine Abkömmlinge von Siedlern, war hier alles so schmuck und atmete so ein an Disziplin gewöhntes Selbstbewußtsein. Er stieg in seinen Wagen und fuhr zum Hotel. Er verbrachte den Rest des Nachmittags damit, am Fluß zu angeln, mit keinem größeren Glück, als er es vorher gehabt hatte, aber er erholte sich damit von den Aufregungen des Vormittags. Wieder stellte sich dieses seltsame Gefühl der Selbstbeobachtung ein, in dem er sich selbst von weitem sah, und damit kam das Gefühl gelassener Billigung seiner selbst über ihn, nicht so, wie er war, sondern so, wie er in ferner Zukunft unter anderen, besseren Umständen vielleicht einmal wäre. Als die Sonne hinter den Aardvarkbergen versank, nahm er seine Angel auseinander und spazierte durch die rasch einfallende Dämmerung zum Hotel zurück. Irgendwo in seiner Nähe hatte jemand einen Schluckauf, aber der Kommandant

überhörte das Gesprächsangebot. Für diesen Tag hatte er genug von Mr. Mulpurgo. Er aß zu Abend und ging zeitig mit einem neuen Roman von Dornford Yates zu Bett. Er hatte den Titel *Leicht verderbliche Waren*.

In Piemburg stand die Operation »Mohrenwäsche« kurz vor einer neuen Phase. Luitenant Verkamp hatte seine zehn Freiwilligen noch einmal in einer lebensnahen Situation getestet und war zufrieden, weil das Experiment absolut erfolgreich gewesen war. Schwarzen Frauen gegenübergestellt, hatten die freiwilligen Versuchspersonen allesamt eine durch und durch überzeugende Abneigung gegen sie an den Tag gelegt, und Verkamp war soweit, mit Phase zwei zu beginnen. Sergeant Breitenbachs Begeisterung über das Projekt war wie immer weniger glühend.

»Zweihundert auf einen Schlag in der Exerzierhalle?« fragte er ungläubig. »Zweihundert Polizisten auf Stühle gefesselt und verkabelt in der Exerzierhalle?«

»Und ein Sergeant, der den Projektor bedient und die Elektroschocks verabreicht«, sagte Verkamp. »Was soll denn daran schwierig sein?«

»Zum einen wird es verdammt schwierig werden, zweihundert stinknormale Polizeiwachtmeister dazu zu kriegen, sich dort hinzusetzen«, sagte der Sergeant, »und außerdem ist es sowieso nicht möglich. Die Generatoren sind nicht stark genug, um zweihundert Mann einen elektrischen Schlag zu versetzen.«

»Wir nehmen das Hauptkabel«, sagte Verkamp.

Sergeant Breitenbach sah ihn mit hervorquellenden Augen an.

»Sie nehmen was?«

»Das Hauptkabel«, sagte Verkamp. »Natürlich mit einem Transformator.«

»Natürlich«, sagte der Sergeant und lachte etwas irre, »ein

Transformator an der Hauptleitung. Und was passiert, wenn was schiefgeht?«

»Nichts wird schiefgehen«, sagte Verkamp, aber Sergeant Breitenbach hörte nicht mehr zu. Er sah im Geist eine Exerzierhalle vor sich, die mit den Leichen von zweihundert Polizisten angefüllt war, die einen tödlichen Stromschlag erlitten hatten, während ihnen Dias von nackten Negerfrauen gezeigt wurden. Ganz abgesehen von dem öffentlichen Entrüstungsschrei würde er so gut wie sicher von den Witwen gelyncht werden.

»Damit will ich nichts zu tun haben«, sagte er mit Nachdruck. »Da können Sie machen, was Sie wollen.« Er drehte sich um und wollte das Büro verlassen, aber der amtierende Kommandant rief ihn zurück.

»Sergeant Breitenbach, was wir hier machen, dient dem höchsten Wohle der weißen Rasse in Südafrika«, sagte Verkamp feierlich. »Sind Sie bereit, die Zukunft Ihres Landes zu opfern, bloß weil Sie Angst haben, ein Risiko einzugehen?«

»Ja«, sagte Sergeant Breitenbach, der nicht einzusehen vermochte, wie die Hinrichtung von zweihundert Polizisten Südafrika nützen sollte.

Luitenant Verkamp griff zu wesentlich praktischeren Argumenten.

»Auf jeden Fall werden Sicherungen verwendet, um eventuelle Überbelastungen zu vermeiden«, sagte er.

»15 Ampère, nehme ich an«, sagte der Sergeant sarkastisch.

»Sowas in der Richtung«, sagte Verkamp munter, »die Einzelheiten überlasse ich dem Polizeielektriker.«

»Besser dem Leichenbestatter«, sagte der Sergeant, dessen Kenntnisse in Sachen Starkstrom ein bißchen weniger begrenzt waren. »Auf jeden Fall bekommen Sie die Leute nie dazu, sich dieser Prozedur zu unterziehen. Ich möchte keinen Menschen

dazu zwingen, die Gefahr einzugehen, durch einen elektrischen Schlag getötet zu werden.«

Luitenant Verkamp lächelte.

»Zwang ist gar nicht nötig«, sagte er. »Sie haben alle die notwendigen Formulare unterschrieben.«

»Ein Formular zu unterschreiben, ist eine Sache. Es ist aber was anderes, jemandem zu gestatten, einem Elektroschocks zu verabreichen. Und wie steht's mit dem elektrischen Strom? Wo wollen Sie den denn herkriegen. Seit der Sabotageakte sind doch alle Leitungen tot.«

Luitenant Verkamp wählte die Nummer des Direktors des Elektrizitätswerks. Während er wartete, zeigte er Sergeant Breitenbach die Formulare, die die Männer unterschrieben hatten. »Lesen Sie das Kleingedruckte unten«, sagte er zu ihm.

»Kann ich nicht ohne Brille«, sagte der Sergeant. Verkamp schnappte sich das Formular und las es laut vor.

»Ich gestehe frei und aus eigenem Willen, daß ich mit Bantufrauen Geschlechtsverkehr hatte und dringend eine Behandlung benötige«, sagte er, ehe er von einem empörten Aufschrei aus dem Telefonhörer unterbrochen wurde. Der Direktor des Elektrizitätswerks war dran.

»Sie tun was?« schrie der Direktor, entsetzt über das Geständnis, dessen Zeuge er soeben geworden war.

»Ich doch nicht«, versuchte Verkamp zu erklären.

»Ich habe Sie aber ganz deutlich gehört«, brüllte der Direktor zurück. »Sie sagten: ›Ich gestehe frei und aus eigenem Willen, daß ich mit Bantufrauen Geschlechtsverkehr hatte.‹ Leugnen Sie, wenn Sie können.«

»Na schön, ich hab's gesagt...«, begann Verkamp, aber der Direktor war zu aufgebracht, um ihn weiterreden zu lassen.

»Was habe ich gesagt? Sie können's nicht leugnen. Es ist eine Unerhörtheit. Sie rufen mich an, um mir mitzuteilen, daß Sie mit

Kaffernmädchen schlafen. Ich hätte nicht übel Lust, die Polizei anzurufen.«

»Hier ist die Polizei«, sagte Verkamp.

»Du lieber Gott, die ganze Welt ist verrückt geworden«, schrie der Direktor.

»Ich habe bloß das Geständnis eines Häftlings laut vorgelesen«, erklärte Verkamp.

»Durchs Telefon?« fragte der Direktor. »Und warum ausgerechnet mir? Ich habe schon ohne solchen Mist genug Scherereien auf dem Hals.«

Sergeant Breitenbach verließ Verkamp, damit der allein die Sache mit dem Elektrizitätswerk geradebiegen konnte. Seit Verkamp das Kommando übernommen hatte, war das Tempo der Ereignisse so schnell geworden, daß es dem Sergeant allmählich ganz wirbling im Kopf war.

Genau dasselbe konnte man vom Geisteszustand von Verkramps Geheimagenten sagen. Schlafmangel, die dauernden Wohnungswechsel, das unablässige Verfolgen und Verfolgtwerden, die einen so großen Teil ihrer Pflichten einnahmen, hatten sie aufs äußerste erschöpft und das bißchen Beziehung zur Wirklichkeit, das sie sowieso nur gehabt hatten, schrecklich beeinträchtigt. Das einzige, was sie alle sicher wußten, war, daß sie den Befehl erhalten hatten, die wahren Saboteure zu veranlassen, etwas in die Luft zu sprengen. Im Café Florian saßen sie um einen Tisch herum und arbeiteten darauf hin.

745396 schlug das Treibstofflager auf dem Rangierbahnhof als geeignetes Ziel vor. 628461 empfahl das Gaswerk. 885974, der sich nicht ausstechen lassen wollte, riet zu der Abwasserbeseitigungsanlage, weil die nachfolgende Epidemie der Sache des Weltkommunismus außerordentlich nützen würde, und auch alle anderen hatten ihre bevorzugten Ziele. Als sie endlich die Pros und Kontras aller Vorschläge diskutiert

hatten, wußte keiner mehr genau, auf welches Ziel man sich schließlich geeinigt hatte, und die Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens war von 885974 aufgeheizt worden, der 745396 beschuldigt hatte, ein Polizeispitzel zu sein, weil er annahm, das werde die Glaubwürdigkeit seiner Behauptung, er sei ein echter Saboteur, steigern. Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen flogen hin und her, und als die Gruppe das Café Florian endlich verließ, um ihrer nicht allzu getrennten Wege zu gehen, war jeder Agent entschlossen, sich gegenüber den anderen mit einer Demonstration des eigenen Sabotageeifers zu beweisen. In jener Nacht erlebte Piemburg eine zweite Attentatswelle.

Um zehn explodierte das Treibstofflager und setzte einen Güterzug im Rangierbahnhof in Brand. Um halb elf flog der Gasometer mit einem Donnergetöse in die Luft, das die Fenster in mehreren Nachbarstraßen aus den Rahmen fetzte. Als die Feuerwehr in die verschiedenen Richtungen eilte, ging die Abwasserbeseitigungsanlage hoch. Überall in der zuvor dunklen Stadt brachen Brände aus. Um eine weitere Ausbreitung des Feuers im Rangierbahnhof zu verhindern, wurde der Güterzug herausgefahren, worauf er vier Geräteschuppen in den Gärten ansteckte und einen Grasbrand hervorrief, der sich in ein Zuckerrohrfeld ausbreitete. Am Morgen war Piemburgs Feuerwehrbrigade total am Ende, und eine dunkle Rauchwolke hing unheilvoll über der Stadt.

Als Sergeant Breitenbach ins Polizeibüro kam, war sein Gesicht mit Heftpflaster zugeklebt. Er hatte gerade aus seinem Schlafzimmerfenster gesehen, als der Gasometer explodierte. Er fand Verkamp verzweifelt damit beschäftigt, mehrere Botschaften seiner Agenten zu entschlüsseln, die ihm, wie er hoffte, irgendeinen Hinweis auf den neuerlichen Ausbruch von Gewalt geben würden. Bisher hatte er nur erfahren, daß an den Öltanks von einem Mann Sabotage verübt werden solle, der sich Jack Jones nannte und im Putspan Hotel wohnte. Bis Verkamp

die Botschaft erhalten und entschlüsselt hatte, waren sowohl die Treibstofftanks als auch Jack Jones verschwunden. Der Direktor des Outspan Hotels teilte ihm mit, der Mann sei schon vor zwei Tagen ausgezogen.

»Was machen Sie eigentlich?« fragte Sergeant Breitenbach, als er das Büro betrat. Der amtierende Kommandant stopfte die Botschaften eilig in eine Schublade seines Schreibtischs.

»Nichts«, sagte er nervös, »gar nichts.«

Sergeant Breitenbach musterte das Handbuch über Tierzucht, das als Codebuch für diesen Tag diente, und fragte sich, ob Verkamp daran denke, auf die Landwirtschaft umzusatteln. Angesichts der Katastrophen, die sich unter seinem Kommando ereigneten, erschien es ihm klug von Verkamp, an seinen Ruhestand zu denken.

»Nun?« fragte Verkamp, verärgert, weil man ihn gestört hatte. »Was gibt's?«

»Wär's nicht Zeit, daß Sie irgendwas wegen dieser Saboteure unternehmen? Die Dinge geraten außer Kontrolle«, sagte der Sergeant.

Verkamp rutschte unruhig auf seinem Stuhl herum. Er hatte das Gefühl, seine Autorität werde in Zweifel gezogen.

»Ich merke, Sie sind heute morgen auf der falschen Seite aus dem Bett gestiegen«, sagte er.

»Ich bin überhaupt nicht rausgestiegen«, sagte der Sergeant, »ich wurde rausgepustet. Von der Abwasserbeseitigungsanlage.«

Verkamp lächelte.

»Ich dachte, Sie hätten sich beim Rasieren geschnitten«, sagte er.

»Das war der Gasometer«, teilte ihm Sergeant Breitenbach mit. »Ich sah gerade aus dem Fenster, als er in die Luft ging.«

»Durch. Nicht aus«, sagte Verkamp pedantisch.

»Durch was?«

»Durch das Fenster. Wenn Sie aus dem Fenster gesehen hätten, wären Sie nicht von herumfliegendem Glas getroffen worden. Es ist für einen Polizisten wirklich sehr wichtig, die Dinge korrekt darzustellen.«

Sergeant Breitenbach erklärte, er sei froh, daß er noch am Leben sei.

»Knapp vorbei ist so gut wie eine Meile«, sagte Verkamp.

»Eine halbe Meile«, sagte der Sergeant.

»Eine halbe Meile?«

»Ich wohne eine halbe Meile vom Gasometer weg, da Sie ja die Dinge korrekt dargestellt haben wollen«, sagte der Sergeant.  
»Wie es für die Leute war, die gleich daneben wohnen, kann ich mir nicht vorstellen.«

Luitenant Verkamp stand auf, schlenderte hinüber ans Fenster und sah hinaus. Irgend etwas an der Art, wie er dastand, erinnerte den Sergeant an einen Film, in dem er einen General am Vorabend der Schlacht hatte dastehen sehen. Verkamp hatte eine Hand auf dem Rücken und die andere in den Uniformrock geklemmt.

»Bald werde ich einen Schlag gegen die Wurzel alles Übels führen«, sagte er emphatisch, dann drehte er sich um und fixierte den Sergeant mit einem durchdringenden Blick. »Haben Sie dem Übel jemals ins Auge geschaut?«

Sergeant Breitenbach, der sich an den Gasometer erinnerte, sagte, das habe er.

»Dann werden Sie wissen, wovon ich rede«, sagte Verkamp orakelhaft und setzte sich.

»Was meinen Sie, wo wir mit der Suche beginnen?« fragte der Sergeant.

»Im Herzen der Menschen«, sagte Verkamp.

»Bitte wo?« fragte der Sergeant.

»Im Herzen der Menschen. In ihrer Seele. Im Innersten ihres Wesens.«

»Nach Saboteuren?« fragte Sergeant Breitenbach.

»Nach dem Bösen«, sagte Verkamp. Er überreichte dem Sergeant eine lange Namensliste. »Ich möchte diese Leute sofort in die Exerzierhalle zum Rapport. Alles ist bereit. Die Stühle sind verkabelt, und Projektor und Leinwand sind aufgestellt. Hier ist eine Liste der Beamten, die die Behandlung vornehmen werden.«

Sergeant Breitenbach starrte seinen Vorgesetzten wie vom Donner gerührt an.

»Sie sind verrückt«, sagte er endlich. »Sie müssen Ihren Verstand verloren haben. Wir haben es mit der dicksten Attentatswelle zu tun, die die Stadt je erlebt hat, Treibstofftanks und Gasometer gehen hoch und Sendemasten kommen runter, und Sie können an nichts anderes denken, als wie man die Leute daran hindert, mit Schwarzen ins Bett zu gehen. Sie sind einfach irre verrückt.« Der Sergeant verstummte, von der Treffsicherheit seiner letzten Bemerkung verblüfft. Ehe er noch irgendwelche weiteren Schlüsse daraus ziehen konnte, war Verkamp aufgesprungen.

»Sergeant Breitenbach«, schrie er, und der Sergeant wurde vor seiner Wut ganz klein, »weigern Sie sich, meiner Order zu gehorchen?« Eine satanische Hoffnungsfreude in Verkramps Stimme ließ den Sergeant erschauern.

»Nein, Sir. Einer Order nicht«, sagte er. Das hochheilige Wort erinnerte ihn an seine unkritischen Gefühle. »Law und Order müssen stets aufrecht erhalten werden.«

Luitenant Verkamp war besänftigt.

»Genau«, sagte er. »Also, ich bin hier in dieser Stadt das Gesetz und gebe die Befehle. Mein Befehl ist, daß Sie sofort damit beginnen, die Aversionstherapie zu verabreichen. Je eher wir eine wirklich christliche und nicht zu verführende

Polizeitruppe haben, desto eher werden wir das Böse ausrotten können, wovon die Bombenanschläge nur das äußere Anzeichen sind. Es ist sinnlos, nur das Äußere des Bösen zu kurieren, Sergeant, wenn wir nicht zuerst das ganze Staatswesen säubern, und das ist, so Gott will, was ich vor habe. Was in Piemburg vorgefallen ist, sollte uns allen eine Lektion sein. Der Rauch dort draußen ist das himmlische Zeichen des Zorns Gottes. Sorgen wir dafür, daß wir nicht noch mehr davon auf uns ziehen.«

»Ja, Sir. Das hoffe ich ehrlich, Sir«, sagte Sergeant Breitenbach. »Wollen Sie, daß irgendwelche besonderen Vorkehrungen für den Fall getroffen werden, daß wir's doch tun, Sir? Irgendwelche Wachposten bei den noch existierenden öffentlichen Einrichtungen?«

»Nicht nötig, Sergeant«, sagte Verkamp hochmütig, »ich habe die Sache in der Hand.«

»Sehr gut, Sir«, sagte Sergeant Breitenbach und verließ das Zimmer, um die Befehle auszuführen. Zwanzig Minuten später stand er so etwas wie einer Meuterei gegenüber, als zweihundert Polizeiwachtmeister, die über die sich verschlimmernde Lage in der Stadt bereits beunruhigt waren, sich partout nicht auf den Stühlen festbinden lassen wollten, die an einen gewaltigen Transformator angeschlossen waren. Nicht wenige hatten schon geäußert, lieber würden sie einen Prozeß über sich ergehen lassen dafür, daß sie mit Kaffernmädchen geschlafen hätten, und das Risiko eingehen, zehn Hiebe mit einem schweren Stock und sieben Jahre Zwangsarbeit aufgebrummt zu kriegen, als Gefahr zu laufen, sozusagen auf dem elektrischen Stuhl zu sterben. Schließlich rief er Lieutenant Verkamp an und schilderte ihm das Dilemma. Verkamp sagte, er sei in fünf Minuten unten.

Als er ankam, mußte er feststellen, daß die Männer in offener Rebellion in der Exerzierhalle herumliefen.

»Raus!« kommandierte er energisch und wandte sich an

Sergeant Breitenbach. »Lassen Sie die Männer abteilungsweise unter ihren Sergeants antreten.«

Zweihundert Polizeiwachtmeister stellten sich gehorsam auf dem Paradeplatz auf. Lieutenant Verkamp richtete das Wort an sie.

»Männer«, sagte er. »Männer der Südafrikanischen Polizei, ihr seid zusammengeholt worden, um eure feste Treue zu eurem Land und eurer Rasse unter Beweis zu stellen. Die Feinde Südafrikas haben sich schwarzer Frauen bedient, um euch vom Pfad der Tugend abzulenken. Jetzt habt ihr die Chance zu beweisen, daß ihr das große Vertrauen wert seid, das Südafrikas Frauen in euch gesetzt haben. Eure Frauen und Mütter, eure Schwestern und Töchter schauen auf euch in diesem erhabenen Moment der Prüfung, in dem ihr euch als getreue Väter und Ehemänner erweisen werdet. Die Probe, der ihr euch nun unterziehen müßt, wird diese Treue beweisen. Ihr kommt einzeln in die Exerzierhalle, wo euch gewisse Bilder gezeigt werden. Diejenigen von euch, die auf sie nicht reagieren, kehren auf der Stelle zum Polizeibüro zurück. Diejenigen von euch, die die Prüfung nicht bestehen, versammeln sich hier auf dem Paradeplatz und warten weitere Instruktionen ab. In der Zwischenzeit wird Sergeant Breitenbach mit allen übrigen Exerzierern üben. Weitermachen, Sergeant.«

Während die Polizisten auf dem heißen Paradeplatz hin und hermarschierten, sahen sie die Männer, die einzeln aufgerufen wurden, in der Exerzierhalle verschwinden. Ganz offensichtlich bestanden sie alle die Prüfung, denn keiner kehrte auf den Paradeplatz zurück. Als der letzte Mann durch die Tür ging, folgte ihm Sergeant Breitenbach neugierig hinein, um zu sehen, was passiert war. Vor seinen Augen wurde der letzte Wachtmeister von vier Sergeants gepackt, bekam schnell Heftpflaster über den Mund geklebt und wurde auf den letzten leeren Stuhl gebunden. Zweihundert stumme Wachtmeister starnten entsetzt auf ihren amtierenden Kommandanten. Die

Lampen wurden aus- und der Projektor angeschaltet. Auf der riesigen Leinwand am Ende der Halle erschien das leuchtendhelle Farbfoto einer kolossalen Negerin, nackt wie am Tage ihrer Geburt, nur vierzimal so groß. Lieutenant Verkamp stieg auf die Bühne und stand vor der Leinwand, wobei er das Geschlechtsorgan der Frau zum Teil verdeckte, während ein Strahlenkranz aus Schamhaaren um seinen Kopf hervorsproß. Mit ekelerregendem Realismus öffnete Verkamp den Mund, und sein Gesicht war fahl von den projizierten Schamlippen.

»Das hier geschieht zu eurem Wohle«, sagte er. »Wenn ihr diese Halle verlaßt, werden euch eure rassenschänderischen Neigungen für immer ausgetrieben sein. Ihr werdet von der Wollust des Fleisches befreit sein. Beginnen Sie die Behandlung.« Zu seinen Füßen zuckten zweihundert Polizisten auf ihren Sitzen mit einem Gleichtakt der Bewegung, der ihnen beim Exerzieren sichtlich gefehlt hatte.

Als sie zur Polizeidienststelle zurückfuhren, gratulierte Sergeant Breitenbach dem Lieutenant zu seiner List.

»Es ist alles eine Frage der Psychologie«, sagte Verkamp selbstgefällig. »Wie heißt es doch so schön? ›Teile und herrsche‹.«

In der Nervenheilanstalt Fort Rapier war sich Frau Dr. von Blimenstein der Auswirkungen, die ihr Rat in der Frage der Aversionstherapie auf das Leben von Piemburgs Polizisten hatte, nicht im geringsten bewußt. Sie dachte immer noch an Verkamp und fragte sich, warum er sich bei ihr nicht gemeldet habe, aber der Ausbruch der Sabotageakte gab ihr eine Erklärung, die obendrein ihre Eitelkeit befriedigte. »Er ist zu beschäftigt, das arme Lämmchen«, dachte sie und fand einen Ausgleich für ihre Enttäuschung in dem Versuch, mit dem Ansturm der Patienten fertigzuwerden, die als Folge auf die Bombenanschläge an akuten Ängsten litten. Viele von ihnen litten an der Blutbad-Phobie und hatten die fixe Idee, sie würden eines Morgens vom schwarzen Diener von nebenan in Stücke gehackt werden. Frau Dr. von Blimenstein war gegen diese Seuche nicht immun, die unter den südafrikanischen Weißen endemisch war, aber sie tat ihr Bestes, die Ängste ihrer neuen Patienten zu dämpfen.

»Warum denn der Diener von nebenan?« fragte sie eine besonders fassungslose Frau, die nicht einmal einen schwarzen Krankenpfleger zum Leeren ihres Nachttopfs in ihr Krankenzimmer lassen wollte, sondern es lieber selber machte, eine so außerordentlich entwürdigende Tätigkeit für eine Weiße, daß das ein klares Symptom für Wahnsinn war.

»Weil mir das mein Küchenjunge gesagt hat«, sagte die Frau unter Tränen.

»Er hat gesagt, der Diener von nebenan käme und brächte Sie um?« fragte Dr. von Blimenstein geduldig.

Die Frau rang um Fassung.

»Ich sagte zu ihm: ›Joseph, du würdest doch deine Missus nicht umbringen, nicht wahr?‹, und er sagte: ›Nein, Missus, der Boy von nebenan würde Sie umbringen, und ich würde seine

Missus für ihn umbringen.« Sie sehen, sie haben sich schon alles fertig zurechtgelegt. Wir werden in unseren Betten massakriert, wenn sie uns früh um sieben den Tee bringen.«

»Sie meinen nicht, daß es vielleicht vernünftig wäre, den Morgentee aufzugeben?« fragte die Ärztin, aber die Frau wollte nichts davon hören.

»Ich glaube nicht, daß ich den Tag ohne meine morgendliche Tasse Tee durchhalten könnte«, sagte sie. Dr. von Blimenstein verzichtete auf den Hinweis, sie sähe einen logischen Widerspruch zwischen dieser Bemerkung und den früheren Behauptungen, man werde sie in Stücke hauen. Statt dessen schrieb sie das in solchen Fällen übliche Rezept aus und schickte die Frau zum Schießunterricht.

»Beschäftigungstherapie«, erklärte sie der Frau, die wenig später voller Glück einen 38er Revolver auf Ziele abfeuerte, die so gestaltet waren, daß sie wie schwarze Dienstboten aussahen, die Teetabletts in der einen und Buschmesser in der anderen Hand hielten.

Dr. von Blimensteins nächste Patientin litt am Schwarzschwanzfieber, das noch häufiger auftrat als die Blutbad-Phobie.

»Die haben so wahnsinnig große«, flüsterte die Frau der Doktorin zu, als sie gefragt wurde, was denn ihr Leiden sei.

»Große was?« fragte Frau Dr. von Blimenstein, obwohl sie die Symptome sofort erkannte.

»Das wissen Sie doch. Dingeriche«, murmelte die Frau undeutlich.

»Dingeriche?«

»Zebedäusse.«

»Zebedäusse?« fragte die Ärztin, die der Ansicht war, es gehöre zu der Behandlung, die Patienten dazu zu bekommen, ihre Ängste offen zu äußern. Die Frau vor ihr wurde putterrot.

»Ihre Piesemänner«, sagte sie im wilden Versuch, sich verständlich zu machen.

»Tut mir leid, aber Sie müssen sich schon klarer ausdrücken, meine Liebe«, sagte Dr. von Blimenstein, »ich habe keine Ahnung, was Sie mir damit sagen wollen.«

Die Frau nahm all ihren Mut zusammen. »Sie haben lange Hahnewackel«, sagte sie schließlich. Dr. von Blimenstein schrieb es auf, wobei sie jedes Wort wiederholte. »Sie... haben... lange... Hahne... wackel.« Sie blickte auf. »Und was ist ein Hahnewackel?« fragte sie fröhlich. Die Patientin sah sie wütend an.

»Wollen Sie damit sagen, Sie wissen es nicht?« fragte sie.

Dr. von Blimenstein schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung«, log sie.

»Sie sind nicht verheiratet?« fragte die Frau. Die Doktorin schüttelte wieder den Kopf. »Na, in dem Fall sage ich's Ihnen nicht. Das finden Sie dann schon in der Hochzeitsnacht raus.« Sie fiel in ein störrisches Schweigen.

»Wollen wir noch mal von vorne anfangen?« fragte Dr. von Blimenstein. »Hahnewackel ist gleich Piesemann ist gleich Zebedäus ist gleich Dingerich. Ist das richtig?«

»Meine Güte«, rief die Frau, entsetzt über alle die Sexualeuphemismen. »Ich rede von ihren Knubbeln.«

»Ist gleich Knubbel«, sagte die Ärztin und schrieb es hin. Die Frau von ihr wand sich vor Verlegenheit.

»Was wollen Sie denn von mir? Daß ich es ihnen haarklein buchstabiere?« schrie sie.

»Tun Sie das bitte«, sagte die Ärztin. »Ich denke, wir sollten in dieser Sache keine Mißverständnisse aufkommen lassen.« Die Patientin zitterte.

»Ess, Zeh, Ha, Weh, A, Enn, Zett, ergibt Schwanz«, schrie sie. Sie schien zu meinen, das sei der genaue Terminus.

»Ach, Sie meinen Penis, stimmt's, meine Liebe?« fragte Dr. von Blimenstein.

»Ja«, kreischte die Patientin hysterisch, »ich meine Penis, Schwanz, Hahnewackel, Piesemann, den ganzen Käse. Es ist doch ganz egal, wie man's nennt. Sie haben jedenfalls alle riesige.«

»Wer denn?«

»Die Kaffern. Die haben welche, die sind 'n halben Meter lang und zehn Zentimeter dick und haben Vorhäute wie Regenschirme und...«

»Aha, wir wollen das mal eben festhalten«, sagte Dr. von Blimenstein, als die Frau immer hysterischer wurde. Angesichts der sowieso schon großen Verlegenheit der Frau war dieser Vorschlag mehr, als sie verkraften konnte.

»Festhalten?« schrie sie. »Festhalten? Ich könnte nicht mal einen Blick darauf ertragen, geschweige denn so ein gräßliches Ding festhalten.«

Dr. von Blimenstein beugte sich über den Schreibtisch.

»So habe ich das nicht gemeint«, sagte sie. »Sie fassen das zu weit.«

»Weit?« kreischte die Frau. »Weit ist gar kein Ausdruck. Weitaus weiter, als ich's fassen kann. Die zersprengen einem ja sofort die...«

»Versuchen Sie doch mal, die Sache so zu sehen...«

»Ich will sie aber nicht sehen. Das meine ich ja die ganze Zeit. Ich habe Angst, sie zu sehen.«

»Ich meine, im richtigen Verhältnis«, ließ die Doktorin gebieterisch vernehmen.

»Im Verhältnis zu was?« schrie die Frau. »Wohl im Verhältnis zu meiner Miezekatze. Also, ich sage Ihnen, ich fasse es nicht.«

»Das verlangt ja auch keiner«, sagte die Ärztin. »Ich sage von

vornherein...«

»Von vornherein? Von vornherein? Sagen Sie mir bloß noch, die versuchend auch anders.« Die Patientin war jetzt aufgesprungen.

Dr. von Blimenstein stand ebenfalls auf und drückte die Patientin wieder auf ihren Stuhl.

»Wir wollen doch die Phantasie nicht mit uns durchgehen lassen«, sagte sie beschwichtigend. »Sie sind bei mir völlig sicher. Also dann«, fuhr sie fort, als die Frau sich beruhigt hatte, »wenn die Sache hier irgendwas bringen soll, müssen wir uns klarmachen, daß Penisse nur die Symptome sind. Wir müssen die Sache, die dahinter steckt, suchen.«

Die Frau sah sich wild im Zimmer um. »Das ist nicht schwer«, sagte sie, »die sind überall.«

Dr. von Blimenstein beeilte sich mit der Erklärung. »Was ich meine, ist der tiefsitzende... Was ist denn jetzt los?« Die Frau war ohnmächtig umgefallen. Als sie wieder zu sich kam, änderte die Ärztin ihre Strategie.

»Ich werde jetzt kein Wort mehr sagen«, erklärte sie, »ich möchte nur, daß Sie mir sagen, was Sie denken.«

Die Frau faßte sich wieder und überlegte.

»Sie hängen Gewichte unten dran, um sie länger zu machen«, sagte sie endlich.

»Tatsächlich?« sagte die Ärztin. »Das ist ja interessant.«

»Ist es nicht. Es ist abstoßend.«

Dr. von Blimenstein räumte ein, daß es auch abstoßend sei.

»Sie laufen mit halben Ziegelsteinen rum, die sie sich mit Bindfäden unten dranbinden«, fuhr die Frau fort. »Unter ihren Hosen natürlich.«

»Das hoffe ich doch«, sagte Frau Dr. von Blimenstein.

»Sie tun auch Butter drauf, um sie zum Wachsen zu bringen.

Sie glauben, Butter hilft.«

»Ich hätte gedacht, das erschwere es, den Backstein dran zu behalten«, sagte Dr. von Blimenstein, die praktischer dachte.  
»Der Bindfaden rutscht doch weg, oder?«

Die Frau dachte über das Problem nach.

»Sie binden den Bindfaden zuerst dran fest«, sagte sie nach einer Weile.

»Das scheint mir recht logisch«, sagte die Psychiaterin.  
»Gibt's sonst noch etwas, das Sie mir erzählen möchten? Ihr Eheleben stellt Sie zufrieden?«

»Naja«, sagte die Frau unsicher, »es könnte schlimmer sein, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Dr. von Blimenstein nickte verständnisvoll.

»Ich glaube, wir können Ihnen Ihre Angst nehmen«, sagte sie und machte sich ein paar Notizen. »Tja, die Behandlung, die ich Ihnen jetzt verschreibe, ist auf den ersten Blick etwas ungewöhnlich, aber Sie werden bald hinter ihren Sinn kommen. Als erstes machen wir das folgende. Wir gewöhnen Sie an die Vorstellung, einen ganz kleinen Penis in der Hand zu haben, einen kleinen, weißen Penis, und dann...«

»Woran wollen Sie mich gewöhnen?« fragte die Frau verdutzt und mit einem Blick, der die Vermutung nahelegte, sie dächte, die Ärztin sei verrückt.

»Kleine, weiße Penisse in der Hand zu halten.«

»Sie sind wohl wahnsinnig«, schrie die Frau. »Davon würde ich nicht einmal träumen. Ich bin eine anständige verheiratete Frau, und wenn Sie glauben, ich würde...« Sie begann, hysterisch zu schluchzen.

Dr. von Blimenstein lehnte sich besänftigend über den Schreibtisch.

»In Ordnung«, sagte sie. »Wir legen die Penisse zunächst mal beiseite.«

»Du großer Gott«, rief die Frau, »und ich glaubte, ich hätte die Behandlung nötig.«

Dr. von Blimenstein beruhigte sie. »Ich meine, ich lasse sie weg«, sagte sie. »Fangen wir einfach mal mit Bleistiften an. Haben Sie irgendeine tief verwurzelte Abneigung dagegen, einen Bleistift in der Hand zu halten?«

»Natürlich nicht«, sagte die Frau. »Zum Kuckuck, warum sollte ich etwas dagegen haben?«

»Oder einen Kugelschreiber?« Dr. von Blimenstein forschte im Gesicht der Frau, ob sie vielleicht zögerte.

»Kugelschreiber finde ich prima. Auch Füllfederhalter«, sagte die Patientin.

»Wie steht's mit einer Banane?«

»Wollen Sie, daß ich sie in der Hand halte oder esse?« wollte die Frau wissen.

»Bloß in der Hand halten.«

»Kein Problem.«

»Eine Banane und zwei Pflaumen?«

Die Frau warf hr einen skeptischen Blick zu. »Ich halte 'n Obstsalat in der Hand, wenn Sie der Meinung sind, das hilft mir irgendwie, aber was Sie zum Teufel nochmal damit zu erreichen gedenken, das geht über meinen Horizont.«

Schließlich begann Dr. von Blimenstein die Behandlung damit, daß sie die Patientin daran gewöhnte, eine Zucchini in der Hand zu halten, bis sie bei ihr keine Angstsymptome mehr hervorrief.

Während die Doktorin sich mit den psychischen Problemen ihrer Patienten herumschlug und Verkramp seinem Gott mit der Austreibung von Teufeln diente, brachte Kommandant van Heerden ereignislose Tage in Weezen damit zu, daß er am Fluß angelte, die Romane von Dornford Yates las und darüber

nachdachte, warum die Heathcote-Kilkoons, seit er bei ihnen vorgesprochen hatte, sich nicht mit ihm im Hotel in Verbindung gesetzt hatten. Am vierten Tag vergaß er seinen Stolz und trat an Mr. Mulpurgo heran, der, da er ja in allen anderen Dingen eine Autorität war, ihm als der geeignetste Mensch erschien, ihm die Rätsel der englischen Etikette zu lüften.

Er fand Mr. Mulpurgo im Garten in einer alten Rosenlaube leise mit seinem Schluckauf kämpfen. Der Kommandant setzte sich neben den Englischdozenten auf die Bank.

»Ich überlege, ob Sie mir wohl helfen könnten«, begann er. Mr. Mulpurgo hickte laut.

»Worum geht's denn?« fragte er nervös. »Ich habe zu tun.«

»Wenn man Sie eingeladen hätte, ein paar Tage bei Leuten auf dem Lande zu verbringen«, sagte der Kommandant, »und Sie wären im Hotel angekommen, aber diese Leute kämen Sie nicht besuchen, was dächten Sie da?«

Mr. Mulpurgo versuchte, sich vorzustellen, worauf der Kommandant hinaus wollte.

»Wenn ich von Leuten eingeladen worden wäre, ein paar Tage bei ihnen auf dem Lande zu verbringen«, sagte er, »dann wüßte ich nicht, was ich in einem Hotel sollte, es sei denn natürlich, die Leute besäßen ein Hotel.«

»Nein«, sagte der Kommandant, »das tun sie nicht.«

»Was sollte ich also dann in einem Hotel?«

»Sie haben mir gesagt, das Haus wäre voll.«

»Na und, ist es das?« wollte Mr. Mulpurgo wissen.

»Nein«, sagte der Kommandant, »sie sind gar nicht da.« Er machte eine Pause. »Das heißt, sie waren nicht da, als ich neulich hinfuhr.«

Mr. Mulpurgo sagte, das höre sich sehr sonderbar an.

»Wissen Sie genau, daß Sie sich nicht im Datum geirrt haben?« fragte er.

»Oh ja. Das habe ich überprüft«, sagte der Kommandant.

»Sie könnten sie doch anrufen.«

»Sie haben kein Telefon.«

Mr. Mulpurgo griff wieder zu seinem Buch. »Sie sind da offenbar in ziemlichen Schwülten«, sagte er. »Ich an Ihrer Stelle würde es, glaub' ich, nochmal mit einem Besuch probieren, und wenn die Leute nicht da sind, nach Hause fahren.«

Der Kommandant nickte unsicher. »Wahrscheinlich haben Sie recht«, sagte er. Mr. Mulpurgos Schluckauf meldete sich wieder. »Immer noch Flatulenzen?« fragte der Kommandant mitfühlend. »Sie sollten mal versuchen, den Atem anzuhalten. Manchmal hilft's.«

Mr. Mulpurgo sagte, das habe er schon mehrere Male versucht, jedoch ohne Ergebnis.

»Ich habe mal einen Mann vom Schluckauf geheilt«, fuhr der Kommandant, Erinnerungen nachhängend, fort, »indem ich ihm einen Schrecken einjagte. Es handelte sich um einen Autodieb.«

»Tatsächlich«, sagte Mr. Mulpurgo. »Und was haben Sie gemacht?«

»Ich sagte ihm, daß man ihn auspeitschen würde.«

Mr. Mulpurgo erschauerte. »Einfach gräßlich«, sagte er.

»Und das wurde er auch«, sagte der Kommandant. »Bekam fünfzehn Hiebe... verlor aber auch seinen Schluckauf.« Er lächelte bei dem Gedanken. Der Englischdozent neben ihm dachte über die furchtbaren Hintergründe dieses Lächelns nach, und es war ihm, und das nicht zum ersten Mal, als befände er sich in der Gegenwart einer Naturgewalt, für die es keine Zweifel über richtig oder falsch, keine moralischen Empfindungen, keine ethischen Erwägungen gab, sondern nur die rohe Gewalt. In der Naivität des Kommandanten lag etwas Entsetzliches. Der Ausspruch des Kommandanten, »Hund frißt

Hund«, hatte nichts auch nur entfernt Metaphorisches an sich gehabt. Er war nicht mehr und nicht weniger als ein Faktum in seinem Leben. Vor der Wirklichkeit dieser Welt roher Gewalt wurden Mr. Mulpurgos literarische Bestrebungen zum schieren Nichts.

»Ich nehme an, Sie finden Auspeitschungen großartig«, sagte er, obwohl er die Antwort wußte.

»Das ist das einzige, was wirklich funktioniert«, sagte der Kommandant. »Gefängnis nützt gar nichts. Das ist viel zu bequem. Aber wenn ein Mensch mal ausgepeitscht wurde, vergißt er es nicht mehr. Es ist dasselbe wie mit dem Hängen.«

»Immer angenommen, es gibt ein Leben nach dem Tode«, sagte Mr. Mulpurgo. »Sonst würde ich meinen, das Hängen wäre die beste Möglichkeit, es zu vergessen, die man sich vorstellen könnte.«

»Leben nach dem Tod oder nicht - ein Mensch, der gehängt ist, begeht keine Verbrechen mehr, das können Sie mir glauben«, sagte der Kommandant.

»Und ist das alles, was für Sie zählt?« fragte Mr. Mulpurgo.  
»Daß er keine Verbrechen mehr begeht?«

Kommandant van Heerden nickte.

»Das ist mein Job«, sagte er, »dafür werde ich bezahlt.«

Mr Mulpurgo versuchte es nochmal.

»Bedeutet Ihnen das Leben denn gar nichts? Die Unverletzlichkeit des Lebens, seine Schönheit, seine Freuden und seine Unschuld?«

»Wenn ich ein Lammkotelett esse, denke ich nicht über Schafe nach«, sagte der Kommandant. Mr. Mulpurgo schluckte bei dieser Vorstellung.

»Was für ein schreckliches Bild vom Leben Sie haben«, sagte er. »Es scheint darin überhaupt keine Hoffnung zu geben.«

Der Kommandant lächelte. »Es besteht immer Hoffnung,

mein Freund«, sagte er, während er Mr. Mulpurgo auf die Schulter klopfte und sich damit gleichzeitig von seinem Sitz hochstemmte. »Es besteht immer Hoffnung.«

Der Kommandant stampfte davon, und bald darauf erhob sich auch Mr. Mulpurgo von der Bank in der Laube und spazierte nach Weezen.

»Ungeheuer viele Betrunkene sind dieser Tage unterwegs«, bemerkte Major Bloxham am nächsten Morgen beim Frühstück. »Traf einen Burschen letzte Nacht in der Bar. Lehrt Englisch an der Universität. Kann nicht älter als dreißig gewesen sein. Sternhagelvoll und schrie die ganze Zeit irgendwas von einem Sinn in der Flüssigkeit aller Dinge. Mußte ihn zu seinem Hotel bringen Sowas wie ein Kurhaus.«

»Weiß auch nicht, worauf junge Leute so kommen«, sagte der Colonel. »Wenn's nicht das Trinken ist, sind's die Drogen. Das ganze Land geht vor die Hunde.« Er stand auf und ging hinaus zu den Hundezwingern, um nachzusehen, wie Forebode vorankam.

»Kurhaus?« fragte Mrs. Heathcote-Kilkoon, als der Colonel draußen war. »Sagtest du Kurhaus, Boy?«

»Ziemlich heruntergekommener Schuppen. Beherbergt Gäste«, sagte der Major.

»Dann muß es das sein, wo der Kommandant abgestiegen ist«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon. Sie beendete ihr Frühstück und befahl den Rolls, und wenig später fuhr sie hinüber nach Weezen und ließ den Colonel und Major Bloxham daheim über die Sitzordnung beim Clubdinner am Abend diskutieren. Clubdinners waren so langweilige Sachen, langweilig und unwirklich. Den Leuten in Zululand fehlte der Chic, der das Leben in Nairobi so erträglich gemacht hatte. Viel zu *raffiné*, dachte sie, wobei sie bei dem kleinen Vorrat französischer Wörter Rückhalt suchte, mit dem sie *au fait* war und der bei ihren Freunden in Kenia *de rigueur* gewesen war. Das war es,

was an dem Kommandanten so anders war. Niemand konnte ihn etwa bezichtigen, *raffiné* zu sein.

»Er hat was so Erdnahes«, murmelte sie, als sie ihren Wagen vor dem Kurhaus von Weezen parkte und in das Gebäude hineinging.

Etwas ganz und gar Erdnahes hatte auch das Zimmer des Kommandanten, als sie es endlich fand und anklopfte. Der Kommandant öffnete in Unterhosen, die er gerade gewechselt hatte, um angeln zu gehen, und machte die Tür schleunigst wieder zu. Als er sie gebührend bekleidet wieder aufmachte, hatte Mrs. Heathcote-Kilkoon, die die Zeit damit verbracht hatte, sich das Emailleschild an der Tür genau anzusehen, über die Herkunft des Geruchs ihre eigenen Schlüsse gezogen.

»Kommen Sie doch herein«, sagte der Kommandant, womit er wiederum diesen Mangel an Vornehmheit bewies, den Mrs. Heathcote-Kilkoon so anziehend fand. Sie betrat das Zimmer und blickte sich unsicher um.

»Ich will Sie um Gottes willen nicht unterbrechen«, sagte sie und schielte vielsagend auf die Hähne und Schläuche.

»Das tun Sie absolut nicht. Ich wollte nur gerade...«

»Eben«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon rasch. »Wir brauchen ja nicht in die Details zu gehen. Ich darf wohl sagen, wir haben alle unsere kleinen Leiden.«

»Leiden?« sagte der Kommandant.

Mrs. Heathcote-Kilkoon zog die Nase kraus und öffnete die Tür.

»Obgleich, nach dem Geruch hier drin zu urteilen, Ihre wohl viel ernster als die meisten sind.« Sie trat auf den Korridor, und der Kommandant folgte ihr.

»Es ist der Schwefel«, beeilte er sich zu erklären.

»Unsinn«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »es ist die fehlende Bewegung. Na, dasbiegen wir bald wieder zurecht. Was Sie

brauchen, ist ein guter Galopp vor dem Frühstück. Wie steht's denn mit ihrem Sitz?«

Kommandant van Heerden sagte ihr ziemlich beleidigt, soweit er wisse, sei daran alles in Ordnung.

»Na, das ist doch schon was«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon.

Sie gingen durch die Drehtür nach draußen und blieben auf der Terrasse stehen, wo die Luft frischer war. Mrs. Heathcote-Kilkooms Betragen verlor etwas von seiner Strenge.

»Es tut mir ja so leid, daß Sie hier so kläglich gestrandet sind«, sagte sie. »Es ist alles unsere Schuld. Wir haben im Hotel in der Stadt nach Ihnen gesucht, aber daß es dieses Haus hier gibt, wußte ich nicht.«

Sie lehnte sich elegant gegen die Balustrade und besah sich das Gebäude mit seinem getüpfelten Portikus und der ausgebliebenen Inschrift. Der Kommandant erklärte, daß er sie anzurufen versucht habe, daß er aber die Nummer nicht habe finden können.

»Natürlich konnten Sie das nicht, mein Lieber«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, während sie seinen Arm nahm und ihn hinunter in den Garten führte. »Wir haben gar keine. Henry ist so ein Heimlichtuer, verstehen Sie? Er spekuliert an der Börse und kann den Gedanken nicht ertragen, daß jemand mithört und einen Reibach mit Kaffern macht, weil er mitgekriegt hat, daß Henry seinem Makler den Auftrag gab, Free State Geduld zu kaufen.«

»Das ist verständlich«, sagte der Kommandant, der nur noch Bahnhof verstand.

Sie spazierten den Weg zum Fluß hinunter, und Mrs. Heathcote-Kilkoon schnatterte weiter von dem Leben in Kenia und wie sehr sie die fröhlichen Zeiten in Thomson's Falls vermisste.

»Wir hatten dort ein so entzückendes Haus, Littlewoods

Lodge, es war benannt nach... na, tut nichts zur Sache. Sagen wir halt, es war benannt nach Henrys erstem großen *coup*, und natürlich gab es dort hektarweise Azaleen. Ich glaube, das war der Grund, warum Henry von Anfang an nach Kenia wollte. Er ist absolut versessen auf Blumen, verstehen Sie, und Azaleen gedeihen in Südlondon nicht so schrecklich gut.«

Der Kommandant sagte, da müsse der Colonel aber wirklich ein begeisterter Blumenfreund sein, wenn er extra nach Afrika komme, um welche anzubauen.

»Und außerdem waren die Steuern ein Problem«, fuhr Mrs. Heathcote-Kilkoon fort, »ich meine, als Henry erstmal groß abgesahnt hatte... ich meine, als Henry Geld hatte, war es ihm einfach nicht mehr möglich, in England unter dieser gräßlichen Labour-Regierung zu bleiben, die jeden Penny als Steuern kassiert.«

Als sie eine Weile am Fluß entlangspaziert waren, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, sie müsse nun wieder zurück.

»Also, vergessen Sie nicht, heute abend«, sagte sie, während ihr der Kommandant in den Rolls half, »das Dinner ist um acht, die Cocktails um sieben. Ich freue mich, wenn Sie kommen. *Au 'voir*«, und mit einem Winken ihres mauvefarbenen Handschuhs war sie verschwunden.

»Du hast was gemacht?« sprudelte Colonel Heathcote-Kilkoon hervor, als seine Frau mit der Mitteilung zurückkehrte, der Kommandant komme zum Dinner. »Ist dir klar, daß heute Berry-Abend ist? Wir können doch beim Clubdinner nicht irgendeinen verdammten Ausländer dabeisitzen haben.«

»Ich habe ihn eingeladen, und er kommt«, beharrte Mrs. Heathcote-Kilkoon. »Er hat die ganze letzte Woche in diesem grauenhaften Kurhaus rumgesessen und sich aus purer Langeweile Klistiere verpaßt, bloß weil Boy so ein Idiot ist und in die falsche Bar zum Saufen ging.«

»Oh, ich muß schon sagen«, protestierte Major Bloxham, »das

ist nicht sehr fair.«

»Nein, das ist es nicht«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »es ist nicht fair. Und darum kommt er heute abend zum Dinner, Clubdinner oder nicht, und ich erwarte, daß ihr euch beide anständig benehmt.«

Sie ging in ihr Zimmer hinauf und verbrachte den Nachmittag damit, von starken, schweigsamen Männern und dem Moschusgeruch des Kommandanten zu träumen. Sie hörte im Garten draußen das Klappern der Heckenschere des Colonel, der seinen Ärger an den Zierbüschchen ausließ. Als Mrs. Heathcote-Kilkoon zum Tee herunterkam, glich der Busch, der vorher wie ein Huhn ausgesehen hatte, eher einem Papagei. Offenbar auch der Colonel.

»Ja, meine Liebe.« »Nein, meine Liebe«, warf der Colonel ein, als Mrs. Heathcote-Kilkoon erklärte, der Kommandant werde ganz fabelhaft zu den anderen Mitgliedern des Clubs passen.

»Schließlich ist er ja kein Analphabet«, sagte sie. »Er hat die Berry-Romane gelesen und mir selber gesagt, daß er ein begeisterter Jünger des Meisters ist.«

Sie ließ die beiden Männer allein und ging in die Küche, um den Zulukoch zu beaufsichtigen, der unter anderem verzweifelt herauszufinden versuchte, wie *man Filet de boeuf en chemise strasbourgeoise* zubereitet.

Sich selbst überlassen, lächelten die beiden Männer durchtrieben.

»Nichts geht über einen Hanswurst beim Dinner«, sagte der Colonel. »Könnte doch recht lustig werden.«

»Der Hofnarr«, sagte der Major. »Machen ihn wütend und haben unsren Spaß dran. Könnten diesem Saukerl auch eins auswischen.«

»Das ist eine Idee«, sagte der Colonel. »Bringen dem

Scheißkerl ein paar Manieren bei, was?«

In seinem Zimmer im Kurhaus studierte Kommandant van Heerden seine *Etikette für jedermann* und versuchte sich einzuprägen, welche Gabel man zum Fisch benutzt. Um sechs nahm er ein zweites behelfsmäßiges Bad und besprühte sich von oben bis unten mit dem Deodorant, um den Schwefelgestank zu übertönen. Dann zog er sich den Harris-Tweed-Anzug an, den er sich bei Scurfield and Todd, den englischen Schneidern in Piemburg, hatte machen lassen und den ihm das farbige Zimmermädchen sorgfältigst gebügelt hatte, und fuhr um sieben nach White Ladies hinauf. Der kiesgestreute Vorplatz stand voller Wagen. Der Kommandant parkte und ging die Treppe zur Haustür hinauf, die ihm vom Zulu-Butler geöffnet wurde. Mrs. Heathcote-Kilkoon kam ihm zur Begrüßung durch die Diele entgegen.

»Oh, mein Gott«, sagte sie anstelle eines Willkomms, entsetzt über den Aufzug des Kommandanten - jedermann sonst trug ein Dinnerjacket -, fügte, *mehr savoirfaire* beweisend, »Na, tut nichts, da kann man eben nichts machen« hinzu und schob den Kommandanten in einen mit Rauch und Reden und Leuten angefüllten Raum.

»Ich kann Henry im Augenblick nicht entdecken«, sagte sie geistesgegenwärtig, während sie den Kommandanten zu einem Tisch dirigierte, an dem Major Bloxham Drinks austeilte. »Aber Boy macht Ihnen inzwischen einen Cocktail.«

»Wie heißt Ihre Giftsorte, alter Junge?« fragte der Major.

Der Kommandant sagte, er wäre sehr dankbar für ein Bier.

Der Major sah ihn schief an. »Können Sie nicht haben, mein lieber Mann«, sagte er. »Cocktails, verstanden? Die guten alten zwanziger Jahre und so weiter. Nehmen Sie mal 'n Oom Paul Special.« Und ehe der Kommandant fragen konnte, was ein Oom Paul Special ist, war der Major schon mit dem Shaker zugange.

»Sehr schmackhaft«, sagte der Kommandant, der an dem Drink nippte, der aus Apfelschnaps und Dubonnet bestand und, um ihn »Special« zu machen, einen Extraschuß Wodka enthielt.

»Freut mich, daß Sie'n mögen«, sagte der Major. »Kippen Sie'n runter, dann können Sie einen Holzhammer probieren. « Aber ehe sich der Kommandant einen Eindruck von der Wirkung einer Mischung aus Brandy, Rum und Apfelschnaps auf dem Oom Paul Special machen konnte, nahm ihn Mrs. Heathcote-Kilkoon so diskret beiseite wie es die vielen Menschen zuließen, um ihn Henry vorzustellen. Der Colonel besah sich den Anzug des Kommandanten mit Interesse.

»Schön, daß Sie gekommen sind, Kommandant«, sagte er mit einer Freundlichkeit, die seine Frau beunruhigend fand. »Sagen Sie mal, tragen Buren immer Harris-Tweed zu Dinnerparties?«

»Aber Henry«, warf Mrs. Heathcote-Kilkoon ein, bevor der Kommandant antworten konnte, »der Kommandant war auf formelle Anlässe auf dem Land wohl kaum vorbereitet. Mein Mann«, wandte sie sich wieder an den Kommandanten, »ist so ein Pedant in solchen...« Der Rest des Satzes ging im Dröhnen eines kolossalens Gongs unter, und als das Echo verhallte, teilte der Butler mit, daß das Dinner serviert sei. Es war halb acht. Mrs. Heathcote-Kilkoon durchquerte mit einem Satz den Raum, und nach einem kurzen, aber heftigen Meinungsaustausch, in dem sie den Butler zweimal einen schwarzen Dummkopf nannte, kehrte die Gastgeberin mit einem Keramiklächeln zu der Gesellschaft zurück. »Nur ein Mißverständnis wegen der Zeit«, sagte sie, und nach ein paar weiteren Bemerkungen über die Schwierigkeit, anständiges Personal zu bekommen, mischte sie sich wieder heiter ins Gedränge. Der Kommandant, der sich plötzlich alleingelassen fand, trank seinen Oom Paul aus, ging hinüber an die Bar und ließ sich einen Holzhammer mixen. Dann suchte er sich eine stille Ecke neben einem Goldfisch, der zu seinem Anzug paßte, und begutachtete die anderen Gäste. Abgesehen vom Colonel, dessen galliger Blick ihn als Mann

von Distinktion zu erkennen gab, waren die anderen Leute kaum das, was der Kommandant erwartet hatte. Sie schienen so etwas wie selbstsichere Unsicherheit auszustrahlen, und ihrer Unterhaltung fehlte der weltgewandte Witz, den er auf den Seiten von *Berry & Co.* gefunden hatte. In einer kleinen Gruppe in seiner Nähe erläuterte ein kleiner dicker Mann, wie er auf Kühlschränke fünfzig Prozent Rabatt bekommen könne, während ein anderer argumentierte, die einzige Möglichkeit, Fleisch zu kaufen, sei en gros. Der Kommandant schlenderte gemächlich im Raum herum und schnappte hier und da einen Satz über Rosen und das Juli-Handikaprennen und die Scheidung von irgend jemandem auf. An der provisorischen Bar reichte ihm Major Bloxham einen Dritten Grad.

»Genau das richtige, was, alter Junge?« sagte er, aber ehe der Kommandant trinken konnte, war der Gong wieder ertönt, und da der Kommandant den Cocktail nicht verkommen lassen wollte, kippte er ihn in das Goldfischglas. Dann ging er zum Dinner.

»Sie sitzen zwischen La Marquise und mir«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, als man im Eßzimmer verlegen um den langen Tisch herumstand, »da sind Sie gut aufgehoben«, und der Kommandant fand sich kurz darauf neben einem Wesen wieder, das er eindeutig für einen schwulen Mann im Dinnerjacket hielt, der alle Leute mit »Darling« anredete. Er rutschte mit seinem Stuhl etwas näher an Mrs. Heathcote-Kilkoon heran, denn er bemerkte zu seiner Beunruhigung, daß der Mann ihn nachdenklich beäugte. Der Kommandant spielte mit dem Silber herum und fragte sich, warum der Colonel ihn so aufmerksam beobachte. In einem Augenblick der Stille fragte ihn der Mann zur Rechten, was er mache.

»Machen?« sagte der Kommandant mißtrauisch. Das Wort hatte ihm zu viele Bedeutungen für eine einfache Antwort.

La Marquise bemerkte seine Verwirrung. »Als Beruf, Darling, als Beruf. Nicht mit mir, um Gottes willen. Das kann ich Ihnen

garantieren.« Am Tisch lachte jeder, und der Kommandant erhöhte die Heiterkeit, indem er sagte, er sei Polizist. Er wollte gerade hinzufügen, er habe in seinem Leben schon eine ganze Menge Tunten gesehen, aber..., als ihm Mrs. Heathcote-Kilkoon »Sie ist eine Frau« ins Ohr flüsterte. Der Kommandant wechselte die Farbe von rosarot zu bleich bei der Vorstellung, welcher Schnitzer ihm beinahe unterlaufen wäre, und nahm einen kräftigen Zug von dem australischen Burgunder, der nach Auffassung des Colonel, wie es schien, einem 59er Chambertin fast ebenbürtig war.

Als der Kaffee serviert worden war und der Port kreiste, hatte der Kommandant sein Selbstvertrauen vollkommen wiedergewonnen. Zweimal hatte er, ganz zufällig, La Marquise eins ausgewischt, einmal mit seiner Frage, ob auch ihr Gatte anwesend sei, und das zweite Mal, als er sich quer über sie hinweglehnte, um nach dem Salz zu greifen, und mit Absicht gegen ihren gut verhehlten Busen stieß. Zu seiner Linken preßte Mrs. Heathcote-Kilkoon, vom Wein und der durchdringenden Männlichkeit des Kommandanten erhitzt, ihr Bein vorsichtig gegen seines, wobei sie ein strahlendes Lächeln aufsetzte und mit ihrer Perlenkette spielte. Als sich der Colonel erhob, um den Toast auf den Meister auszubringen, stieß ihn Mrs. Heathcote-Kilkoon leise an und wies auf ein Foto über dem Kaminsims. »Das ist Major Mercer«, flüsterte sie, »Dornford Yates«. Der Kommandant nickte und besah sich das Gesicht, das aus dem Bild angewidert zurückblickte. Zwei streitsüchtige Augen, eines etwas größer als das andere, und ein struppiger Schnurrbart: der romantische Autor sah aus wie ein mürrischer Feldwebel. »Wahrscheinlich kommt das Wort Autorität daher - von Autor«, dachte der Kommandant und reichte den Port falsch herum weiter. Aus Achtung vor La Marquise hatten sich die Damen nicht zurückgezogen, und wenig später brachte der Zulu-Kellner die Zigarren.

»Nicht Ihre Henry Clays, nur rhodesische Macanudos«, sagte

der Colonel bescheiden. Der Kommandant nahm sich eine und zündete sie an.

»Jemals versucht, sich selber welche zu drehen?« fragte er den Colonel und war erstaunt über dessen gereizten Gesichtsausdruck.

»Bestimmt nicht«, sagte Colonel Heathcote-Kilkoon, der über den erratischen Kurs des Portweins schon wütend war.

»Wer hat schon mal gehört, daß sich jemand seine Zigarren selber rollt?«

»Ich«, sagte der Kommandant sanft. »Meine Oma hatte eine Farm in den Magaliesbergen und baute Tabak an. Man muß ihn auf der Innenseite des Oberschenkels rollen.«

»Wie entsetzlich omanistisch«, sagte La Marquise schrill. Als das Gelächter vorüber war, fuhr der Kommandant fort: »Meine Oma nahm Schnupftabak. Wir haben ihn ihr immer gemahlen.«

Der Kreis geröteter Gesichter besah sich interessiert den Mann im Harris-Tweed-Anzug, dessen Großmutter Schnupftabak nahm.

»Was für eine farbige Familie Sie haben«, sagte der Dicke, der wußte, wie man Rabatt auf Kühlchränke bekommt, und war sehr überrascht, als sich der Kommandant plötzlich mit dem Ausdruck unverkennbarer Wut über den Tisch zu ihm hinüberbeugte.

»Wenn ich nicht in einem fremden Haus wäre«, fauchte der Kommandant, »würden Sie diese Bemerkung bedauern.« Der Dicke wurde bleich, und Mrs. Heathcote-Kilkoon legte ihre Hand dem Kommandanten besänftigend auf den Arm.

»Habe ich was Falsches gesagt?« fragte der Dicke.

»Ich glaube, Mr. Evans wollte damit sagen, daß Ihre Familie sehr interessant ist«, erklärte Mrs. Heathcote-Kilkoon flüsternd dem Kommandanten.

»Für mich hat sich das aber nicht so angehört«, sagte der

Kommandant. Colonel Heathcote-Kilkoon, der am Kopf des Tisches saß und der Meinung war, daß er irgendwo seine Autorität geltend machen müsse, gab den Kellnern den Auftrag, Likör zu servieren. Das war kein kluger Schritt. Major Bloxham, den offenbar noch immer ärgerte, daß weder sein Oom Paul Special noch der Holzhammer den Kommandanten so weit gekriegt hatten, daß man ihm einen Denkzettel verpassen konnte, bot ihm etwas Chanreuse an. Als sein Portweinglas mit dem Zeug gefüllt war, besah es sich der Kommandant interessiert.

»Grünen Wein habe ich noch nie gesehen«, sagte er schließlich.

»Wird aus grünen Trauben gemacht, alter Junge«, sagte der Major und war entzückt über das Lachen, das er erntete. »Müssen Sie in einem Zug runterkippen.« Mrs. Heathcote-Kilkoon fand keinen Spaß an der Sache.

»Wie geschmacklos willst du noch werden, Boy?« fragte sie verstimmt, als der Kommandant das Glas mit einem Schluck leerte.

»Wie pikant willst du noch werden?« sagte der Major scherzend.

La Marquise gab ihren Kommentar dazu. »Pikant? Meine Lieben«, kreischte sie, »hier müßten Sie sitzen, um das genauer zu sehen. Absolut Gorgonzola, das kann ich Ihnen versichern«, eine Bemerkung, die zu einem Mißverständnis beim Kellner führte, der die Käseplatte brachte. Während der ganzen Zeit saß der Kommandant da und lächelte glücklich über die Wärme, die ihn durchzog. Er beschloß sich bei dem Dicken zu entschuldigen, und machte gerade Anstalten dazu, als der Major ihm noch ein Glas Chartreuse anbot. Der Kommandant nahm dankbar an, trotz eines heftigen Fußtritts von Mrs. Heathcote-Kilkoon.

»Ich meine, wir sollten uns alle dem Kommandanten

anschließen«, sagte sie plötzlich, »wir können ihn doch nicht so allein trinken lassen. Boy, fülle die Portweingläser.«

Der Major sah sie zweifelnd an. »Alle?« fragte er.

»Du hast doch gehört, was ich gesagt habe«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon und sah rachsüchtig vom Major zu ihrem Mann. »Alle. Ich meine, wir sollten alle zu Ehren unseres Gastes aufs Wohl der Südafrikanischen Polizei trinken.«

»Verdammst will ich sein, wenn ich ein ganzes Glas Chartreuse auf irgend jemanden trinke«, sagte der Colonel.

»Habe ich Ihnen eigentlich schon mal erzählt, wie Henry den Krieg verbracht hat?« fragte Mrs. Heathcote-Kilkoon den ganzen Tisch entlang. Colonel Heathcote-Kilkoon wurde blaß und erhob sein Glas.

»Auf die Südafrikanische Polizei«, sagte er eilends.

»Auf die Südafrikanische Polizei«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon mit mehr Begeisterung und hielt den Colonel und Major Bloxham sorgfältig im Auge, bis sie ihre Gläser bis zur Neige ausgetrunken hatten.

In glücklicher Unkenntnis der Spannungen um ihn herum saß der Kommandant da und lächelte. So also verbrachten die Engländer ihre Abende, dachte er, und fühlte sich durch und durch zu Hause.

In der Stille, die auf den Toast folgte und auf die Vorstellung, was ein großes Glas Chartreuse der Leber alles antun könne, erhob sich Kommandant van Heerden von seinem Stuhl.

»Ich möchte Ihnen nur sagen, wie geehrt ich mich fühle, daß ich heute abend hier in dieser vornehmen Gesellschaft sein darf«, sagte er, machte eine Pause und sah auf die Gesichter, die wächsern zu ihm zurückblickten. »Was ich sagen will, kommt für Sie vielleicht ein bißchen überraschend.« Am Ende des Tisches schloß Colonel Heathcote-Kilkoon seine Augen und erschauerte. Wenn die Rede des Kommandanten so ähnlich wäre

wie sein Geschmack in Textilien und Weinen, konnte er sich einfach nicht vorstellen, was er zu erwarten hätte. Aber schließlich wurde er angenehm überrascht.

»Ich bin, wie Sie wissen, Afrikaander«, fuhr der Kommandant fort. »Oder wie Sie als Briten sagen, ein Bure, aber ich möchte, daß Sie wissen, daß ich die Briten sehr verehre, und würde gern einen Toast auf das Britische Empire ausbringen.«

Es dauerte einige Zeit, bis dem Colonel klar war, was der Kommandant soeben gesagt hatte. Verblüfft machte er die Augen wieder auf und sah zu seinem Erstaunen, daß der Kommandant zu einer Flasche Benedictine gegriffen hatte und allen die Gläser füllte.

»Nun, Henry«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, als der Colonel sie flehend ansah, »auf die Ehre des Britischen Empire.«

»Du lieber Gott«, sagte der Colonel.

Der Kommandant goß das letzte Portweinglas voll und erhob seines.

»Auf das Britische Empire«, sagte er und kippte es runter. Dann sah er den Colonel herausfordernd an, der nur genippt hatte und nicht wußte, was er mit dem Rest machen sollte.

»Nun, Henry«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon. Der Colonel trank sein Glas aus und plumste fix und fertig auf seinen Stuhl.

Der Kommandant setzte sich überglücklich wieder hin. Das Gefühl der Enttäuschung, das den ersten Teil des Abends so beeinträchtigt hatte, war völlig verschwunden. So auch La Marquise. Mit einem mutigen Anlauf zu einem letzten »Darling« rutschte sie, elegant bis zur letzten Sekunde, unter den Tisch. Als sich die Auswirkungen von Kommandant van Heerdens Verehrung gegenüber dem Britischen Empire in ihrer ganzen Fülle bemerkbar machten, beschleunigte der Zulu-Kellner, der sich offenbar nach seinem Bett sehnte, den ganzen Vorgang, indem er die Käseplatte und die Zigarren gleichzeitig hereinbrachte.

Colonel Heathcote-Kilkoon versuchte, ihn zurechzuweisen.

»Stilton und Zigarren passen nicht zus...«, sagte er, ehe er aus dem Zimmer torkelte. Hinter ihm löste sich die Party auf. Der Dicke schließt ein. Dem Major war hundeeelend. Und Mrs. Heathcote-Kilkoon preßte eine ganze Menge mehr als bloß ihr Bein gegen den Kommandanten. »Nimm mich...«, sagte sie, ehe sie ihm auf den Schoß sank. Der Kommandant sah liebevoll auf ihre bläulich gefärbten Locken hinunter, dann schob er mit ungewohnter Artigkeit ihren Kopf von seinem Hosenschlitz und stand auf.

»Zeit, zu Bett zu gehen«, sagte er, hob Mrs. Heathcote-Kilkoon vorsichtig von ihrem Stuhl und trug sie in ihr Zimmer, dicht gefolgt von dem Zulu-Butler, der den Motiven des Kommandanten mißtraute.

Als er sie auf ihr Bett legte, lächelte sie im Schlaf. »Nicht jetzt, Darling«, murmelte sie, offenbar im Traum. »Nicht jetzt. Morgen.«

Der Kommandant schlich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer und ging hinunter, um dem Gastgeber für den herrlichen Abend zu danken. Vom Colonel war im Eßzimmer keine Spur zu entdecken, wo der Dornford Yates-Club leblos auf oder unter dem Tisch lag. Nur Major Bloxham ließ noch Anzeichen von Aktivität erkennen, und die liefen darauf hinaus, daß er jeglicher Konversation aus dem Weg zu gehen gedachte.

»Totsiens«, sagte der Kommandant und wurde für seinen afrikaansen Abschiedsgruß mit einem frischen Rülpser des Majors belohnt. Als sich der Kommandant in dem Raum umsah, bemerkte er, daß sich unter dem Tisch etwas bewegte. Jemand versuchte offenbar, La Marquise wieder zu Bewußtsein zu bringen, warum das allerdings erforderte, daß man ihr die Hosen auszog, das konnte sich der Kommandant nicht erklären. Er hob das Tischtuch hoch und guckte unter den Tisch. Ein Gesicht starrte zu ihm empor. Dem Kommandanten war plötzlich nicht

gut. »Ich hatte zuviel«, dachte er, während er sich in Erinnerung rief, was er über Delirien gehört hatte. Er ließ das Tischtuch eilig fallen und stürmte aus dem Zimmer. In der Dunkelheit des Gartens fiel in das Sägen der Zikaden unregelmäßig die Heckenschere des Colonel ein, aber der Kommandant hatte kein Ohr dafür. Seine Gedanken waren bei den zwei Augen, die unter dem Tischtuch zu ihm hochgestarrt hatten - zwei kleine, runde Augen und ein grauenhaftes Gesicht, und das Gesicht war das Gesicht von Els. Aber Wachtmeister Els war tot. »Nächstens sehe ich noch rosa Elefanten«, dachte er entsetzt, als er in seinen Wagen stieg und wie der Henker zu dem Kurhaus zurückfuhr, wo er sogleich seinen Organismus zu reinigen versuchte, indem er von dem stinkigen Wasser in seinem Zimmer trank.

## 10

Kommandant van Heerden war nicht der einzige, der unter der Einbildung litt, er habe Halluzinationen. In Piemburg liefen Luitenant Verkramps Bemühungen, die subversiven Elemente des Staates auszurotten, darauf hinaus, daß es einen neuen, grotesken Ausbruch von Sabotageakten gab, diesmal auf den Straßen der Stadt. Und wieder hatten die Gewalttaten ihren Ursprung in der Verschlungenheit der Nachrichtenwege zwischen dem Sicherheitschef und seinen Agenten.

Der Donnerstags-Briefkasten von 628461 lag im Vogelpark. Um genau zu sein, in einer Abfallkiste vor dem Straußengehege, was jeder für eine sehr geeignete Stelle hielt, weil es vollkommen logisch war, daß man dort Dinge hineinwarf, und sie war auch genau der geeignete Punkt für einen als Landstreicher verkleideten Sicherheitsbeamten, um Dinge herauszunehmen. Jeden Donnerstagmorgen schlenderte 628461 durch den Vogelpark, kaufte sich beim Eisverkäufer ein Eis, wickelte seine Botschaft in das klebrige Silberpapier und warf sie in den Abfallkorb, während er so tat, als sehe er dem Leben und Treiben der Straße zu. Jeden Donnerstagnachmittag erschien der Sicherheitsbeamte van Rooyen in dem Vogelpark, zünftig in Lumpen gekleidet und eine leere Sherryflasche in der Hand, und späte voller Hoffnung in die Abfallkiste, um sie jedesmal leer zu finden. Die Tatsache, daß die Botschaft hinterlegt und inzwischen von jemand anderem entfernt worden war, kam keinem in den Sinn. 628461 wußte nicht, daß Wachtmeister van Rooyen seine Botschaft nicht gefunden hatte, und Wachtmeister van Rooyen hatte keine Ahnung, daß Agent Nr. 628461 überhaupt existierte. Er wußte nur, daß ihm Luitenant Verkamp gesagt hatte, er solle das klebrige Eiskrempapier aus dem Abfallkorb nehmen, und da war keins.

Am Donnerstag nach der Abreise des Kommandanten

verschlüsselte 628461 eine wichtige Botschaft, in der er Verkampf mitteilte, daß er die anderen Saboteure überredet habe, ausnahmsweise gemeinsam zu handeln, und zwar zu dem Zweck, ihre Verhaftung zu erleichtern, während sie gerade ein Ding drehten, für das sie alle gehenkt werden konnten. Er hatte vorgeschlagen, den Hluwe-Staudamm zu sprengen, der ganz Piemburg und halb Zululand mit Wasser versorgte, und da niemand ganz allein einen Staudamm in die Luft sprengen kann, hatte er darauf bestanden, daß alle daran teilnähmen. Zu seiner großen Überraschung stimmten alle elf seinem Vorschlag zu und gingen heim, um Botschaften an Verkampf zu chiffrieren, in denen sie ihm dringend rieten, am Freitagabend seine Leute ja am Staudamm zu haben. Ungeheuer erleichtert durch die Aussicht, endlich ein bißchen Schlaf zu bekommen, spazierte 628461 am Donnerstagmorgen zum Vogelpark, um seine Botschaft zu hinterlegen. Mit wahrem Schrecken aber beobachtete er, daß 378550 ihm folgte, und mit wirklicher Bestürzung bemerkte er, als er sich seinen Eiskrem kaufte, daß 885974 ihn aus dem Gebüsch auf der gegenüberliegenden Seite belauerte. 628461 aß sein Eis vor dem Wiedehopfkäfig, um keine Aufmerksamkeit auf den Abfallkorb am Straußengehege zu lenken. Eine halbe Stunde später aß er ein zweites Eis, während er müde auf die Pfauen starre. Nach einer Stunde kaufte er sich schließlich einen dritten Eskimobecher und schlenderte gemächlich hinüber zu den Straußen. Hinter ihm beobachteten 378550 und 885974 seine Bewegungen mit gespannter Neugier. Dasselbe taten die Strauße. 628461 aß seinen Eisbecher auf, warf das Silberpapier in den Abfallkorb und wollte gerade die Szene verlassen, als er gewahr wurde, daß alle seine Irreführungsversuche umsonst gewesen waren. Mit einer Gier, die daher rührte, daß man sie eine ganze Stunde hatte warten lassen, kamen die Strauße an den Zaun gestürzt, steckten ihre Köpfe in den Abfallkorb, und ein Glücksvogel verschlang die Eisverpackung. 628461 vergaß sich völlig.

»Verfluchte Scheiße«, sagte er. »Sie haben's. Die verdammten Viecher fressen aber auch alles.«

»Haben's? Was denn?« fragte 378550, der glaubte, daß er gemeint gewesen sei, und über die Gelegenheit froh war, seine Rolle als Schatten aufzugeben zu können.

628461 riß sich zusammen und sah 378550 argwöhnisch an.

»Sie sagten eben: ›Sie haben's‹«, wiederholte 378550.

628461 versuchte, sich aus seiner Lage herauszuwinden. »Ich sagte: ›Ich hab's‹«, erklärte er. »›Ich hab's‹. Sie fressen alles.«

378550 tappte noch immer im Dunkeln. »Das habe ich immer noch nicht verstanden«, sagte er.

»Also«, sagte 628461, der verzweifelt zu erklären versuchte, was die Allesfresserei der Straußé mit seiner Treue zur Sache des Weltkommunismus zu tun hatte. »Ich überlegte mir gerade, daß wir sie dazu kriegen könnten, Sprengstoff zu fressen, und dann laufen lassen, und sie würden überall in der ganzen Stadt explodieren.«

378550 sah ihn voll Bewunderung an. »Das ist ja genial«, sagte er. »Absolut genial.«

»Natürlich«, sagte 628461, »müßten wir den Sprengstoff erst in irgendwas Wasserfestes packen. Dann sie dazu kriegen, daß sie'n schlucken. Einen Zünder dran und peng! hat man die perfekte Sabotagewaffe.«

885974, der in seinem Gebüsch nicht übergangen werden wollte, kam zu ihnen herüber.

»Pariser«, schlug er vor, als er in den Plan eingeweiht worden war. »Man tut den Sprengstoff in Pariser und bindet sie oben zu, da ist er wasserdicht aufgehoben.«

Eine Stunde später debattierten sie den Plan im Café Florian mit den übrigen Saboteuren. 745396 machte Einwände, weil Straußé zwar vielleicht alles fräßen, aber er bezweifle, ob selbst sie so dämlich seien, ein Kondom voller Sprengstoff zu

schlucken.

»Wir probieren's heute nachmittag mal aus«, sagte 628461, der das Gefühl hatte, 745396 ziehe irgendwie seine Treue zum Marxismus-Leninismus in Zweifel, und man stimmte über den Antrag ab. Nur 745396 war immer noch dagegen, und er wurde überstimmt.

Während der Rest der Gruppe die Mittagszeit damit verbrachte, Botschaften an Verkamp zu verschlüsseln, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Hluwe-Damm-Projekt abgesagt sei und er eines Ansturms detonierender Straüße gewärtig sein solle, wurde 885974, der als erster auf den Gedanken mit den Parisern gekommen war, losgeschickt, um zwölf Dutzend der besten Qualität zu besorgen.

»Nimm Crêpe de Chine«, sagte 378550, der mit einer anderen Marke unglückliche Erfahrungen gemacht hatte, »auf die gibt's Garantie.«

885974 ging in die große Drogerie an der Market Street und verlangte von dem jungen Mann hinter dem Fototresen zwölf Dutzend Crêpe de Chine.

»Crêpe de Chine?« fragte der Verkäufer, der offenbar neu in dem Laden war. »Wir führen keinen Crêpe de Chine. Da müssen Sie in ein Kurzwarengeschäft gehen. Das hier ist eine Drogerie.«

88597, der allein schon wegen der Menge, die er verlangte, furchtbar verlegen war, wurde sehr rot.

»Das weiß ich«, flüsterte er. »Sie verstehen doch, was ich meine. In Päckchen zu drei Stück.«

Der Verkäufer schüttelte den Kopf. »Er wird nur nach Metern verkauft«, sagte er, »aber ich frage mal, ob wir welchen haben«, und ehe 885974 ihn daran hindern konnte, hatte er sich mit lauter Stimme quer durch den ganzen Laden an ein Mädchen gewandt, das an einem anderen Ladentisch ein paar Kunden bediente.

»Der Herr hier wünscht zwölf Dutzend Crêpe de Chine, Sally. Sowas verkaufen wir doch gar nicht, oder?« fragte er, und 885974 stellte fest, daß er augenblicklich zum Gegenstand beträchtlichen Interesses von zwölf Frauen mittleren Alters wurde, die ganz genau wußten, was er haben wollte, auch wenn's der Verkäufer nicht wußte, und die über die Manneskraft erstaunt waren, auf die die geforderte Menge schließen ließ.

»Ach, um Gottes willen, lassen Sie's gut sein«, murmelte er und flüchtete aus dem Laden. Schließlich bekam er, was er wollte, indem er in einer anderen Drogerie sechs Zahnbürsten und zwei Tuben Haarcreme kaufte und Durex Federleicht verlangte.

»Sie schienen mir geeigneter zu sein«, erklärte er, als er am Nachmittag vor dem Straußengehege auf die anderen Agenten stieß. Mit einer Einmütigkeit, wie sie bei früheren Treffen wahrlich nicht geherrscht hatte, machten sich die Agenten daran, einen Strauß dazu zu bringen, den in einer Gummihülle versteckten Sprengstoff zu schlucken.

»Am besten, wir probieren's erstmal mit Sand«, schlug 628461 vor und füllte welchen in einen Durex Federleicht, eine Tätigkeit, die einigen Ekel bei einer Dame hervorrief, die die Enten auf einem nahegelegenen Teich fütterte. Er wartete, bis sie weg war, dann warf er dem Strauß den Überzieher hin. Der Vogel nahm ihn und spuckte ihn wieder aus. 628461 nahm einen Stock und angelte das Ding mit einiger Mühe aus dem Gehege. Ein zweiter Versuch war gleichermaßen erfolglos, und als ein dritter Versuch, ein halbes Pfund latexumhüllter Erde in das Verdauungssystems des Vogels zu schmuggeln, gescheitert war, schlug 628461 vor, das Ding mit Eiskrem einzuschmieren.

»Heute morgen schienen sie das zu mögen«, sagte er. Er hatte es langsam satt, durch den Zaun nach, wie es schien, gefüllten Kondomen zu stöbern. Nachdem 378550 schließlich zwei Eisbecher und eine Tafel Schokolade gekauft und man die Gummihülle erst mit Eiskrem, dann mit Schokolade und zum

Schluß mit einer Mischung aus beidem eingerieben hatte, wurde die Unternehmung durch das Eintreffen eines Parkwärters gestört, den die die Enten fütternde Dame herbeigeholt hatte. 628461, der den Pariser gerade zum achten Mal aus dem Straußengehege gefischt hatte, stopfte ihn in seine Tasche.

»Sind das die Männer, die Sie gesehen haben, als sie versuchten, die Strauße mit irgendwas Unbekanntem zu füttern?« fragte der Wärter.

»Ja, das sind sie«, sagte die Dame mit Nachdruck.

Der Wächter wandte sich an 628461.

»Haben Sie versucht, den Vogel dazu zu verleiten, eine bestimmte Menge von irgend etwas zu verschlucken, das sich in einem Ding befand, das die Dame genau gesehen haben will?« fragte er.

»Natürlich nicht«, sagte 628461 entrüstet.

»Doch«, sagte die Dame, »ich hab's gesehen.«

»Dann darf ich Sie bitten weiterzugehen«, sagte der Wächter.

Während sich die kleine Schar davon machte, wies 745396 darauf hin, wie recht er gehabt hatte.

»Ich habe euch ja gesagt, Strauße sind nicht so dumm«, sagte er, womit er 628461 nur noch mehr in Rage brachte. Der hatte nämlich gerade festgestellt, daß die Gummihülle in seiner Tasche geplatzt war.

»Ich meine, dir wäre gesagt worden, du solltest Crêpe de Chine besorgen«, knurrte er 885974 an und versuchte aus seiner Tasche Sand, Schokolade, Eiskrem und Straußenköttel zu entfernen.

»Was mache ich nun bloß mit zwölf Dutzend Parisern?« fragte 885974.

Es war 378550, dem schließlich die Lösung einfiel. »Popkorn und Honig«, sagte er plötzlich.

»Was ist damit?« fragte 628461.

»Man überzieht sie mit Popkorn und Honig, und ich garantiere euch, sie schlucken die Dinger.«

Im ersten Laden, zu dem sie kamen, kaufte 378550 ein Paket Popkorn und einen Topf Honig. Dann ließ er sich von 885794 einen von den Parisern geben und ging zum Vogelpark zurück, um sein Rezept auszuprobieren.

»Es hat phantastisch geklappt«, berichtete er zehn Minuten später. »Er schluckte das Ding mit einem Happs.«

»Und was machen wir, wenn wir sie alle abgefüllt und die Zünder eingestellt haben?« fragte 745396 skeptisch.

»Natürlich eine Popkorn-Spur bis ins Stadtzentrum legen«, sagte 628461 zu ihm. Die Gruppe löste sich auf, um ihre Sprengstoffvorräte herbeizuholen, und kam abends um neun wieder im Vogelpark zusammen. Das Gefühl gegenseitigen Mißtrauens, das ihre Treffen früher so sehr durchdrungen hatte, war echter Kameradschaft gewichen. Verkramps Agenten fingen an, sich zu mögen.

»Wenn das funktioniert«, sagte 628461, »besteht kein Grund, weshalb wir's nicht auch mit dem Zoo versuchen sollten.«

»Verdammt will ich sein, wenn ich die Löwen mit Parisern füttere«, sagte 745396.

»Gar nicht nötig, sie mit irgendwas zu füttern«, sagte 885974, der keine Lust hatte, noch mehr Kondome zu kaufen. »Die wären auch so explosiv genug.«

Waren Verkramps Agenten auch fröhlich - von ihrem Chef konnte das nicht behauptet werden. Die Überzeugung, daß irgendwas gefährlich schiefgegangen war mit seinen Plänen, der kommunistischen Subversion ein Ende zu bereiten, hatte sich verstärkt, als der Waffenmeister entdeckte, daß erhebliche Mengen an Sprengstoff und Zündern aus dem Polizeiarsenal abhanden gekommen waren.

Er meldete seinen Fund oder vielmehr dessen Fehlen an

Luitenant Verkamp. Diese Meldung, die genau zu einem Bericht der Polizei-Sprengtruppe paßte, in dem es hieß, daß die bei allen Anschlägen benutzten Sprengkapseln von einer Bauart seien, wie sie in der Vergangenheit allein von der Südafrikanischen Polizei benutzt wurde, ließ in Verkamp allmählich die Erkenntnis reifen, daß er auf irgendwie merkwürdige Weise wohl einen größeren Bissen in den Mund genommen hatte, als er runterschlucken konnte. Das war eine Erkenntnis, die er mit fünf Straußen im Vogelpark teilte. Was am Anfang als herrliche Möglichkeit erschienen war, seinen Ehrgeiz zu stillen, hatte sich zu etwas entwickelt, wovon es keinen Weg zurück mehr gab. Sicherlich sahen es die Strauße in diesem Lichte, wie die Geheimagenten zu ihrem Schrecken feststellen mußten, als sie die explosiven Vögel aus ihrem Gehege freiließen. Gesellig bis zum letzten und offenbar der Meinung, daß es, was die mit Popkorn überzogenen Pariser anging, ruhig noch weitergehen könne, eilten die fünf Strauße mit großen Schritten hinter den Agenten her, die Kurs auf die Stadt nahmen. Als die Mischung aus Rudel und Schar das obere Ende der Market Street erreicht hatte, waren die Agenten der Panik nahe.

»Wir teilen uns vielleicht besser«, sagte 628461 ängstlich.

»Teilen? Teilen? Wir lösen uns verdammt nochmal schlicht und einfach auf, wenn zum Kuckuck nochmal die Vögel von hier nicht verschwinden«, sagte 745396, der von Anfang an den ganzen Plan nicht gutgeheißen und die Freundschaft eines Straußens gewonnen zu haben schien, der wenigstens 300 Pfund in ungeladenem Zustand wog und einen Fünfzehn-Minuten-Zünder intus hatte. Im nächsten Augenblick machten sich die Agenten durch Nebenstraßen aus dem Staub, um den wahrscheinlichen Auswirkungen ihres Experiments zu entgehen. Furchtlos, unbarmherzig und mühelos rasten die Strauße hinter ihnen her. An der Ecke Market und Stanger Street sprang 745396 auf einen fahrenden Bus auf und sah zu seinem

Entsetzen durch das Rückfenster, wie die Silhouette seines Straußes in aller Gemütlichkeit ein paar Meter entfernt hinter ihnen hertrabte. Bei der Ampel an der Chapel Street war er immer noch da. 745396 war mit einem Satz aus dem Bus und flitzte in das Majestic Cinema, in dem *Die tollkühnen Adler* gezeigt wurde.

»Die Vorstellung ist zu Ende«, sagte der Portier im Foyer.

»Das glauben Sie«, sagte 745396, die Augen auf den Strauß geheftet, der neugierig durch die Glastür äugte. »Ich möchte bloß mal auf die Toilette.«

»Die Treppe runter, links«, sagte der Portier und ging hinaus auf den Bürgersteig, um den Strauß zum Weitergehen zu bewegen. 745396 ging hinunter zur Toilette, riegelte sich in eine Zelle ein und wartete auf die Explosion. Er war immer noch da, als der Portier fünf Minuten später zu ihm runterkam und an die Tür klopfte.

»Hat dieser Strauß irgendwas mit Ihnen zu tun?« fragte er, während 745396 Papier von der Rolle abriß, um zu beweisen, daß er das Örtchen zu seinem eigentlichen Zweck benutzte.

»Nein«, sagte 745396 ohne Überzeugung.

»Na, Sie können ihn jedenfalls nicht einfach so draußen lassen«, sagte der Portier, »er behindert noch den Verkehr.«

»Das können Sie laut sagen«, sagte 745396.

»Was kann ich laut sagen?« fragte der Portier.

»Nichts«, schrie 745396 wütend. Er war mit seinem Latein am Ende. So auch der Strauß, wie es schien.

»Eine letzte Frage: Lassen Sie immer...«, sagte der Portier, aber weiter kam er nicht. Der Eindruck außergewöhnlicher Stille überfiel ihn, auf den eine Feuerwand und ein furchtbarer Knall folgten. Als die Fassade des Majestic Cinema auf die Straße stürzte und die Lichter erloschen, sank Agent Nr. 745396 langsam auf den zerborstenen Toilettensitz und lehnte sich

gegen die Wand. Da saß er noch immer, als ihn am nächsten Tag die Bergungsleute fanden: mit Mörtel bedeckt und mausetot.

Gerüchte, wonach Piemburg von ganzen Herden automatisch explodierender Strauße heimgesucht würde, verbreiteten sich die ganze Nacht über wie ein Lauffeuer. Dasselbe taten die Strauße. Ein besonders tragischer Vorfall ereignete sich im Büro der Gesellschaft zur Erhaltung der Wildtiere Zululands, wo ein Strauß, den ein Vogelfreund hereingebracht hatte, während der Untersuchung durch den Vereins-Tierarzt explodierte.

»Ich glaube, er hat sowas wie 'ne Magenverstimmung«, erklärte der Mann. Der Tierarzt horchte mit seinem Stethoskop am Kropf des Vogels, dann stellte er seine Diagnose.

»Sodbrennen«, sagte er mit einer Endgültigkeit, die durch die nachfolgende Detonation durchaus bestätigt wurde. Als der Nachthimmel in Mauersteine, Mörtel und die vermischten Überreste von Vogelfreund und Veterinär zerbarst, mußte auch der Sitz der Gesellschaft zur Erhaltung der Wildtiere, historisch bedeutsam und selbst Gegenstand einer Erhaltungsvorschrift der Piemburger Ratsversammlung, für immer dran glauben. Nur eine Rauchwolke und ein paar große Federn, gleichsam das Sinnbild eines vertriebenen Prinzen von Wales, schwebten träge hinauf zum Mond.

In seinem Büro lauschte der amtierende Kommandant Verkamp mit wachsender Verzweiflung den dumpfen Explosionen. Was immer auch in Trümmern lag - und so wie es sich anhörte, mußte es sich um einen großen Teil des Geschäftszentrums der Stadt handeln -, seine eigene Karriere würde sich in Kürze dazu gesellen. Im wütenden Versuch, seine bangen Ahnungen zu beruhigen, hatte er eben die wenigen Botschaften seiner Geheimagenten durchforstet, nur um darin die Bestätigung zu finden, daß sein Plan, wenn nicht gar alle ihre Bemühungen gescheitert waren. Agent Nr. 378550 hatte ihm mitgeteilt, daß die Sabotagegruppe aus elf Leuten bestünde.

Agent Nr. 885974 hatte ihm dasselbe zu sagen. Und 628461 auch. Eine schreckliche Übereinstimmung hatten diese Botschaften an sich. In jedem Fall berichtete sein Agent von elf Leuten. Verkamp zählte einen zu den elfen hinzu und erhielt zwölf. Er hatte zwölf Agenten im Einsatz. Der Schluß war unausweichlich, und das waren, wie es schien, auch die Folgen. Verzweifelt nach einem Ausweg aus der Patsche suchend, in die er sich selbst manövriert hatte, erhob sich Lieutenant Verkamp von seinem Schreibtisch und ging hinüber ans Fenster. Er kam gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie ein großer Strauß mit langen, zielstrebigen Schritten die Straße heruntergetrapt kam. Mit einem unterdrückten Fluch öffnete Verkamp das Fenster und blickte dem Vogel nach. »Schluß!« fauchte er und stellte mit Erstaunen fest, daß zumindest einem seiner Befehle gehorcht wurde. Mit einem gewaltigen Blitz und einer Druckwelle, die das Fenster über ihm aus dem Rahmen fetzte, löste sich der Strauß in seine Einzelteile auf, und Verkamp fand sich auf dem Fußboden seines Büros wieder, zwingend davon überzeugt, daß sein Verstand Schaden gelitten habe.

»Unmöglich. Es kann kein Strauß gewesen sein«, flüsterte er, während er ans Fenster zurückhumpelte. Die Straße war mit Glasscherben übersät, und auf einer leeren, geschwärzten Stelle mitten auf der Straße waren zwei Füße alles, was von dem explodierten Ding übriggeblieben war. Verkamp sah, daß es ein Strauß gewesen war, denn die Füße hatten nur zwei Zehen.

Die nächsten zwanzig Minuten handelte Lieutenant Verkamp mit rasender Geschwindigkeit. Er verbrannte alle Akten, die ihn mit seinen Agenten in Verbindung bringen konnten, und vernichtete ihre Botschaften, und nachdem er dem Polizei-Waffenmeister die Anweisung gegeben hatte, das Schloß an der Tür zur Waffenkammer auszuwechseln, verließ er die Polizeidienststelle im schwarzen Ford des Kommandanten. Eine Stunde später hatte er jeder Bar in der Stadt einen Besuch gemacht und zwei von seinen Agenten aufgestöbert, die im

Criterion Hotel in der Verwoerd Street auf den Erfolg ihrer letzten Sabotageversuche tranken.

»Polente«, sagte 628461, als Verkamp die Bar betrat, »du ziehst am besten Leine«. 885974 goß seinen Drink runter und ging hinaus. 628461 blickte ihm nach und sah zu seiner Überraschung, daß Verkamp ihm folgte.

»Er verhaftet ihn«, dachte er und bestellte sich noch ein Bier. Einen Augenblick später sah er auf und stellte fest, daß Verkamp mit finsterem Blick auf ihn runtersah.

»Komm mit raus«, sagte Verkamp barsch. 628461 rutschte von seinem Barhocker und ging hinaus. Draußen sah er zu seinem Erstaunen seinen Sabotagegenossen unbewacht in dem Polizeiauto sitzen.

»Ich sehe, einen von ihnen haben Sie schon geschnappt«, sagte 628461 zu Verkamp und stieg zu 885974 in den Wagen.

»Von ihnen? Von ihnen?« stotterte Verkamp hysterisch. »Er ist nicht sie. Er ist wir.«

»Wir?« fragte 628461 verblüfft.

»Ich bin 885974. Und wer bist du?«

»Oh, mein Gott«, sagte 628461.

Verkamp stieg auf den Fahrersitz und blickte sich giftig zu ihnen um.

»Wo sind die anderen?« zischte er.

»Die anderen?«

»Die anderen Agenten, du Idiot«, schrie Verkamp. Die nächsten zwei Stunden suchten sie alle Bars und Cafés ab, während Verkamp über die Gottlosigkeit wetterte, öffentliche Einrichtungen zu sabotieren und Straße in einer geschlossenen Ortschaft explodieren zu lassen.

»Ich gebe euch den Auftrag, in die kommunistischen Organisationen einzusickern, und was tut ihr?« brüllte er. »Jagt die Hälfte dieser Scheiß Stadt in die Luft, das tut ihr. Und ihr

wißt, wo euch das hinbringt, nicht wahr? Ans Ende des Henkerstricks im Zentralgefängnis von Pretoria.«

»Sie hätten uns doch warnen können«, sagte 628461 vorwurfsvoll. »Sie hätten uns auch sagen könnten, daß noch andere Agenten im Einsatz waren.«

Verkamp wurde dunkelrot.

»Euch warnen?« schrie er. »Ich habe erwartet, daß ihr euren gesunden Menschenverstand benutzt, und nicht, daß ihr in der Gegend rumzieht und euch gegenseitig sucht.«

»Also, wie zum Teufel sollten wir denn wissen, daß wir alle Polizeispitzel sind?« fragte 885974.

»Ich hätte eigentlich gedacht, selbst Idioten wie ihr würden den Unterschied zwischen einem guten Afrikaander und einem kommunistischen Juden erkennen.«

885974 dachte darüber nach.

»Wenn das so einfach ist«, sagte er schließlich, indem er sich unsicher an sowas Ähnliches wie Logik klammerte, »dann versteh ich nicht, wie man uns die Schuld geben kann. Ich meine, die kommunistischen Juden müssen uns doch bloß ansehen, um zu wissen, daß wir gute Afrikaander sind. Ich meine, welchen Sinn hat es, gute Afrikaander auf die Suche nach kommunistischen Juden zu schicken, wenn die kommunistischen Juden einfach...«

»Mann, halt's Maul«, brüllte Verkamp, der sich so langsam wünschte, er hätte das Thema gar nicht erst zur Sprache gebracht.

Bis gegen Mitternacht hatten sie sieben weitere Agenten in den verschiedensten Stadtteilen aufgegabelt, und in dem Polizeiwagen wurde es ziemlich eng.

»Was sollen wir Ihrer Meinung nach jetzt tun?« fragte 378550, als sie auf der Suche nach den restlichen drei Agenten zum fünften Male um den Park herumfuhren. Verkamp hielt an.

»Ich sollte euch eigentlich festnehmen«, knurrte er, »ich sollte euch wegen terroristischer Umtriebe vor Gericht bringen, aber...«

»Sie werden's nicht tun«, sagte 885974, der über die Sache ein bißchen nachgedacht hatte.

»Wieso denn nicht?« schrie Verkamp.

»Weil wir alle aussagen werden, daß Sie uns den Auftrag gegeben haben, den Transformator in die Luft zu jagen, und den Gasometer und den...«

»Nichts davon habe ich zu euch gesagt. Ich habe euch gesagt, ihr solltet die kommunistischen Saboteure ausfindig machen«, kreischte Verkamp.

»Und wer hat uns den Schlüssel zur Waffenkammer der Polizei gegeben?« fragte 885974. »Wer hat uns mit Sprengstoff versorgt?«

»Und wie steht's mit den Botschaften, die wir Ihnen geschickt haben?« fragte 628461.

Verkamp starnte durch die Windschutzscheibe und dachte über seine kurze, schwere Zukunft nach, an deren Ende der Henker im Zentralgefängnis in Pretoria stand.

»Na schön«, sagte er. »Was wollt ihr von mir?«

»Daß Sie uns durch die Straßensperren schleusen. Daß Sie uns nach Durban bringen und jedem von uns 500 Rand geben«, sagte 885974, »und daß Sie dann vergessen, daß Sie uns jemals gesehen haben.«

»Und was ist mit den übrigen drei Agenten?« fragte Verkamp.

»Das ist Ihr Problem«, sagte 885974. »Sie können sie ja morgen suchen.«

Sie fuhren zur Polizeidienststelle zurück, wo Verkamp das Geld zusammenkratzte, und zwei Stunden später stiegen neun Agenten in Durban am Flughafen aus dem Wagen. Lieutenant

Verkamp sah ihnen nach, wie sie im Flughafengebäude verschwanden, dann fuhr er zurück nach Piemburg. Der Sergeant an der Straßensperre auf der Straße nach Durban winkte ihn zum zweiten Mal durch, während er sich in Gedanken notierte, daß der amtierende Kommandant angespannt und krank aussah. Um vier Uhr morgens lag Verkamp in seiner Wohnung im Bett, starre in die Dunkelheit und überlegte, wie er die anderen drei Agenten finden solle. Um sieben stand er auf und fuhr ins Café Florian. 885974 hatte ihm den Tip gegeben, dort nach ihnen zu suchen. Um elf fuhr der Wagen des Kommandanten noch einmal durch die Straßensperre an der Straße nach Durban, und diesmal hatte der Amtierende zwei Männer bei sich. Als er zurückfuhr, hatten elf Agenten Piemburg für immer verlassen. Und 745396 lag im städtischen Leichenschauhaus und wartete darauf, identifiziert zu werden.

Im Kurhaus Weezen schlief der Kommandant tiefer und fester als es seine Halluzination ihn hatte erwarten lassen. Er erwachte am nächsten Morgen mit einem leichten Kater, fühlte sich aber nach einem ausgedehnten Frühstück in der Brunnenhalle viel besser. In der gegenüberliegenden Ecke setzten die beiden alten kurzhaarigen Damen ihre endlose, geflüsterte Unterhaltung fort.

Später am Morgen spazierte der Kommandant nach Weezen in der Hoffnung, vielleicht auf Mrs. Heathcote-Kilkoon zu stoßen, die irgendwas von »morgen« gemurmelt hatte, als er sie ins Bett gebracht hatte. Er war gerade an der Hauptstraße angekommen und schlenderte auf ihr entlang, als hinter ihm laut eine Hupe ertönte und er mit einem Satz von der Straße war. Er blickte sich wütend um und sah Major Bloxham am Steuer des alten Rolls sitzen.

»Hopsen Sie rein«, rief der Major. »Sind genau der Mann, nach dem ich suche.«

Der Kommandant stieg auf den Vordersitz und bemerkte mit

Genugtuung, daß der Major nicht sehr wohl aussah.

»Um die Wahrheit zu sagen«, sagte der Major auf die Frage des Kommandanten, ob er sich von dem abendlichen Vergnügen erholt habe, »ich bin heute morgen nicht in allerbester Form. Eines muß ich Ihnen lassen, ihr Buren vertragt euren Schnaps. Ich frage mich, wie Sie heute nacht in ihr Kurhaus zurückgefunden haben.«

Kommandant van Heerden lächelte über das Kompliment. »Es braucht mehr als nur ein paar Gläser, um mich unter den Tisch zu kriegen«, murmelte er bescheiden.

»Ach übrigens«, sagte der Kommandant, als sie nach Weezen hineinfuhren, »da wir gerade von Tischen reden, geht's der Frau im Dinnerjacket gut?«

»Was? La Marquise, meinen Sie?« fragte der Major. »Ulkig, daß Sie darauf zu sprechen kommen. Tatsächlich ist sie heute morgen nicht ganz sie selbst oder er selbst, schwer zu sagen, was, nicht wahr. Sagte, sie sei ein bißchen angegriffen.«

Kommandant van Heerden wurde sehr weiß auf seinem Sitz. Wenn das Wort »angegriffen« in diesem Zusammenhang überhaupt etwas bedeutete, und der Kommandant war sicher, daß es das täte, dann glaubte er La Marquise nur zu gern, daß sie die Wahrheit sagte. Er hatte nun kaum noch Zweifel, daß er nicht geträumt hatte, als er Els unter dem Tisch sah. Einer betrunkenen Lesbe die Hosen auszuziehen, war genau die Art ungalanten Benehmens, das alle Kennzeichen Wachtmeister Els' trug. Aber Wachtmeister Els war tot. Der Kommandant schlug sich mit diesem Problem eines auferstandenen Els herum, bis sie an der Bar von Weezen anlangten.

»Müssen den Kater ersäufen«, sagte der Major und ging in die Bar. Der Kommandant folgte ihm hinein.

»Gin-Peppermint für mich«, sagte Major Bloxham. »Und für Sie, alter Junge?«

Der Kommandant sagte, er wolle dasselbe, aber mit seinen

Gedanken war er immer noch woanders.

»Hat sie gesagt, was passiert ist?« fragte er.

Major Bloxham warf ihm einen neugierigen Blick zu.

»Scheinen ziemliches Interesse an ihr zu haben«, sagte er schließlich. »Faszinierend, was?« Der Kommandant sah ihn durchdringend an, und der Major fuhr fort: »Warten Sie mal, ich erinnere mich, daß sie beim Frühstück was ziemlich Eigenartiges sagte. Ah, jetzt weiß ich's wieder. Sie sagte: ›Ich fühle mich hinten nach völlig zerbumst.‹ Ja, genau. Schien mir für eine Frau recht ordinär.«

Dem konnte der Kommandant nicht zustimmen. Falls er wirklich Els unter dem Tisch gesehen hatte, war er ziemlich sicher, daß die Dame nicht mehr als die simple Wahrheit sagte. Geschieht der blöden Kuh ganz recht, wenn sie sich Männerkleider anzieht, dachte er.

»Übrigens läßt Ihnen Daphne was ausrichten«, sagte der Major. »Möchte wissen, ob Sie morgen mit zur Jagd rauskommen.«

Der Kommandant löste seine Gedanken von der Geschichte mit Els und der transvestitischen Lesbierin und versuchte, sie auf die Jagd zu konzentrieren.

»Ich würde sehr gern«, sagte er, »aber ich müßte mir ein Gewehr leihen.«

»Natürlich handelt es sich nur um eine Schleppjagd«, fuhr der Major fort, ehe ihm dämmerte, daß der Kommandant ans Fuchsschießen dachte. Ein ähnlich fürchterliches Mißverständnis bestand beim Kommandanten.

»Schleppjagd?« sagte er und sah den Major mit ziemlichem Abscheu an.

»Gewehr?« sagte Major Bloxham mit dem gleichen Widerwillen. Er sah sich hastig in der Bar um, um sicherzugehen, daß niemand zuhörte, dann beugte er sich zum

Kommandanten hinüber.

»Hören Sie zu, alter Junge«, sagte er im Verschwörerton, »ein Wort genügt dem Weisen und so weiter, aber wenn Sie sich von mir einen Rat geben lassen wollen, dann würde ich die Sache nicht in der Gegend herumposaunen, na, Sie wissen, was ich meine.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Colonel Heathcote-Kilkoon...«, stotterte der Kommandant, der sich vorzustellen versuchte, wie der Colonel mit Schleppe aussähe.

»Genau, alter Junge«, sagte der Major. »Er ist sehr kitzlig in solchen Sachen.«

»Das überrascht mich nicht im geringsten«, sagte der Kommandant.

»Behalten Sie's für sich«, sagte der Major. »Wie wär's mit noch einem Drink? Sie sind dran, glaube ich.«

Der Kommandant bestellte noch zwei Gin-Peppermint, aber nun meinte er zu verstehen, welche Rolle Major Bloxham in der Familie Heathcote-Kilkoon spielte. Die nächste Bemerkung des Majors bestätigte das.

»Hoch, Allerwertester!« sagte er und erhob sein Glas.

Der Kommandant stellte seines wieder auf die Bar und sah ihn streng an.

»Das ist verboten«, sagte er, »das ist Ihnen wohl klar.«

»Was ist, alter Junge?« fragte der Major.

Nun war es an dem Kommandanten, sich hastig in der Bar umzusehen.

»Schleppjagden«, sagte er schließlich.

»Wirklich? Wie ungewöhnlich. Ich hatte keine Ahnung«, sagte der Major. »Ich meine, es ist nicht so, daß jemand dabei verletzt wird oder so.«

Der Kommandant rutschte unruhig auf seinem Barhocker

herum.

»Ich nehme an, das hängt davon ab, auf welcher Seite man sich befindet«, murmelte er.

»Ein bißchen anstrengend für den armen Kerl vorneweg. Ich meine, so weit zu rennen, aber es ist ja nur zweimal die Woche«, sagte der Major.

Kommandant van Heerden erschauerte.

»Sie teilen dem Colonel einfach mit, was ich gesagt habe«, erklärte er dem Major. »Sagen Sie ihm, sie sind streng verboten.«

»Mach ich, alter Junge«, sagte der Major, »obwohl ich mich verzweifelt frage, warum sie das sind. Aber Sie müssen ja in solchen Dingen Bescheid wissen, wo Sie bei der Polizei sind und so weiter.«

Sie saßen da und tranken schweigend aus, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

»Sind Sie absolut sicher, daß sie verboten sind, alter Junge?« fragte Major Bloxham schließlich. »Ich meine, es geht dabei nicht etwa grausam zu oder sowas. Es wird niemand wirklich zur Strecke gebracht.«

»Das möchte ich verflucht nochmal hoffen«, sagte der Kommandant ziemlich wütend.

»Wir jagen nur nach dem Frühstück einen Kaffer mit einem Beutel Anissamen um den Bauch in die Gegend, und eine Stunde später setzen wir ihm alle nach.«

»Anissamen?« fragte der Kommandant. »Wofür ist denn der Anissamen gut?«

»Verleiht ihm einen bestimmten Duft, verstehen Sie?« erklärte der Major.

Kommandant van Heerden schüttelte sich. Parfümierte Kaffern, die von als Frauen verkleideten gut fünfzigjährigen Männern durch das Land gejagt wurden, war mehr als er

ertragen konnte.

»Und was denkt Mrs. Heathcote-Kilkoon darüber?« fragte er besorgt. Er glaubte nicht, daß eine elegante Dame wie sie an einer Schleppjagd überhaupt Gefallen finden könnte.

»Was? Daphne? Die findet's großartig. Ich glaube, sie ist versessener darauf als alle anderen«, sagte der Major. »Hat einen fabelhaften Sitz, nicht wahr.«

»Das habe ich auch schon bemerkt«, sagte der Kommandant, der den Kommentar über Mrs. Heathcote-Kilkoons Anatomie für völlig unangebracht hielt. »Und was trägt sie?«

Major Bloxham lachte. »Sie ist eine von der alten Schule. Hart wie Eisen. Trägt erstmal 'n Steifen...«

»Einen Steifen? Meinen Sie, sie trägt einen steifen Hut?« fragte der Kommandant.

»Nichts weniger als das, alter Junge, und sie schont die Peitsche nicht, das kann ich Ihnen sagen. Gnade Gott dem Mann, der einen Zaun verweigert. Die Frau zahlt's ihm heim.«

»Benzaubernd«, sagte der Kommandant, der sich vorzustellen versuchte, wie es wohl wäre, wenn er es von Mrs. Heathcote-Kilkoon heimgezahlt bekäme, die nichts weniger als einen steifen Hut trug.

»Wir können Ihnen ein rassiges Halbblut zur Verfügung stellen«, sagte der Major.

Der Kommandant klammerte sich fest an seinen Hocker.

»Das glaube ich Ihnen gern«, sagte er finster, »aber ich würde Ihnen raten, es nicht zu versuchen.«

Major Bloxham erhob sich.

»Kalte Füße gekriegt, was?« sagte er hämisch.

»Es sind nicht meine Füße, um die ich besorgt bin«, sagte der Kommandant.

»Naja, ich fahre jetzt am besten nach White Ladies zurück«,

sagte der Major und ging auf die Tür zu. Kommandant van Heerden trank seinen Drink aus und folgte dem Major hinaus. Der stieg gerade in den Rolls.

»Ach übrigens, ich frage das nur aus Interesse«, sagte der Kommandant, »was tragen Sie zu dieser... äh... diesem Anlaß?«

Major Bloxham lächelte obszön.

»Pink, alter Junge, Pink. Was sonst trägt ein Gentleman Ihrer Ansicht nach?« Er legte den Gang ein, und der Rolls glitt davon und ließ den Kommandanten wieder einmal mit einem Gefühl der Ernüchterung zurück, das ihn offenbar immer dann ereilte, wenn er die Idealgestalten seiner Phantasie mit der Realität verglich. So stand er einen Augenblick da, dann schritt er langsam auf den Platz, blieb vor der Großen Königin stehen und sah ihr ins Gesicht. Zum ersten Mal verstand er diesen Blick verhüllter Abscheu, den er dort sah. »Kein Wunder«, dachte er, »es kann nicht viel Spaß gemacht haben, Königin einer Nation von Tunten zu sein.« Er dachte noch, wie symbolisch es doch sei, daß ihr eine Taube die Bronzestirn bekleckert hatte, dann drehte er sich um und schlenderte gemächlich zum Mittagessen ins Kurhaus zurück.

»Verboten?« brüllte Colonel Heathcote-Kilkoon, als der Major berichtete, was der Kommandant gesagt hatte. »Jagen ist verboten? Habe mein ganzes Leben lang noch keinen solchen Quatsch gehört. Der Kerl ist ein Lügner. Und hat Angst vor Pferden, das sollte mich nicht wundern. Was hat er noch gesagt?«

»Gab zu, daß er Füchse schießt«, sagte der Major.

Colonel Heathcote-Kilkoon explodierte.

»Verdammst noch eins, ich hab's doch schon immer gesagt, der Kerl ist ein Lump«, schrie er. »Wenn ich mir überlege, daß ich mir die Leber damit ruiniert habe, daß ich mit einem Schweinehund wie ihm Toasts ausgebracht habe.«

»Schrei nicht so, Henry-Liebes«, sagte Mrs. Heathcote-

Kilkoon, die aus dem Nebenzimmer kam, »ich glaube nicht, daß das mein Kopf aushält, und außerdem: Willy ist tot.«

»Willy ist tot?« fragte der Colonel. »War gestern noch recht fit.«

»Geh und sieh doch selber nach«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon traurig. Die beiden Männer gingen ins Nebenzimmer.

»Liebe Güte«, sagte der Colonel, als sie in das Goldfischglas guckten. »Möchte wissen, wie das passiert ist.«

»Hat sich wahrscheinlich zu Tode gesoffen«, sagte Major Bloxham obenhin. Colonel Heathcote-Kilkoon sah ihn eisig an.

»Ich halte das nicht für sehr komisch«, sagte er und stelzte aus dem Haus. Major Bloxham schlenderte bekümmert auf die Veranda, wo er La Marquise vorfand, die die Aussicht bewunderte.

»Und nur der Herr der Schöpfung ist ein Graus«, sagte er freundlich. La Marquise sah ihn wütend an.

»Darling, Sie haben's wunderbar raus, das Richtige zur falschen Zeit zu sagen«, fauchte sie und watschelte mühsam über den Rasen davon. Und der Major stand da und fragte sich, was in sie gefahren sei.

Das Gefühl der Ernüchterung, das Kommandant van Heerdens erste Reaktion auf Major Bloxhams Enthüllungen gewesen war, wich, während er zum Kurhaus zurückspazierte, mehreren neuen bösen Vermutungen. Wenn er auf seine Erlebnisse der letzten Zeit zurückblickte, die Einladung nach White Ladies und die nachträgliche Abschiebung ins Kurhaus Weezen, die himmelschreiende Vernachlässigung, die er nach seiner Ankunft mehrere Tage lang hatte erdulden müssen, und alles in allem das Gefühl, daß er auf irgendwie unerklärliche Weise nicht willkommen war, so wuchs in ihm die Überzeugung, daß er einen Grund zur Klage hatte. Und das war nicht alles. Die Kluft, die zwischen dem Benehmen der Heathcote-Kilkoons und dem der Helden in Dornford Yates' Romanen lag, war offenkundig. Berry & Co. endeten nicht sternhagelblau unter dem Tisch, es sei denn, irgendein französischer Hochstapler hatte ihnen irgendwas in den Champagner getan. Berry & Co. luden keine versoffenen Lesbierinnen zum Abendessen ein. Berry & Co. ritten nicht in Fummeln im Lande rum... Schön, wo er jetzt genau darüber nachdachte, gab es diese Geschichte *in Jonah & Co.*, in der sich Berry als Frau verkleidete. Aber vor allem hatten Berry & Co. keinen Umgang mit Wachtmeister Eis, sei er tot oder nicht. Das war gewiß.

Der Kommandant lag in seinem Bett in »Dickdarmspülung Nr. 6« und hätschelte seine Bedenken, bis das, was als Ernüchterung begonnen hatte, eine ausgewachsene Wut war.

So lasse ich mich einfach von niemandem behandeln, dachte er, während er sich die verschiedenen Kränkungen in Erinnerung rief, die er sich hatte gefallen lassen müssen, besonders von dem Dicken beim Dinner. Farbige Familie, wirklich, dachte er, ich werde dir was färben. Er stand auf und

blickte auf sein Bild in dem fleckigen Spiegel.

»Ich bin Kommandant van Heerden«, sagte er zu sich selbst und blähte seinen Brustkorb, um seine Autorität zu zeigen, und war erstaunt über die heftige Aufwallung seines Stolzes, die diesem Eingeständnis seiner Identität folgte. Einen Augenblick schloß sich die Kluft zwischen dem, was er war, und dem, was er gern gewesen wäre, und er faßte die Welt mit dem ganzen Spott eines Mannes ins Auge, der sich aus eigener Kraft nach oben gearbeitet hatte. Er dachte gerade über die möglichen Folgen dieser ungewohnten Selbstzufriedenheit nach, als es an der Tür klopfte.

»Herein«, rief der Kommandant und sah zu seiner Überraschung Mrs. Heathcote-Kilkoon in der Tür stehen.

»Na?« sagte der Kommandant forsch und außerstande, in so kurzer Zeit von schroffer Autorität auf normale Höflichkeit umzuschalten, die die neue Situation klar erforderte. Mrs. Heathcote-Kilkoon sah ihn zerknirscht an.

»Oh, Darling«, flüsterte sie, »ach, mein Darling«. Demütig stand sie vor ihm und sah auf ihre makellosen malvenfarbenen Handschuhe hinunter. »Ich schäme mich so. Ich schäme mich so schrecklich. Wenn ich denke, daß wir Sie so schlecht behandelt haben.«

»Ja. Schön«, sagte der Kommandant unsicher, aber es hörte sich immer noch so an, als verhöre er einen Verdächtigen.

Mrs. Heathcote-Kilkoon ließ sich auf das Bett nieder und starrte auf ihre Schuhe.

»Es ist alles meine Schuld«, sagte sie schließlich. »Ich hätte Sie niemals bitten sollen, hierher zu kommen.« Sie blickte sich in dem gräßlichen Zimmer um, zu dem ihr gastfreundliches Angebot den Kommandanten verdonnert hatte, und seufzte. »Ich hätte nicht so dumm sein und mir einbilden sollen, Henry werde sich anständig benehmen. Er hat was gegen Fremde, verstehen Sie?«

Der Kommandant verstand. Es erklärte ihm zum Beispiel die Anwesenheit von La Marquise. Eine französische Lesbierin mußte einem transvestitischen Colonel natürlich außergewöhnlich zusagen.

»Und dann sein armseliger Club«, fuhr Mrs. Heathcote-Kilkoon fort. »Es ist weniger ein Club als eine Geheimgesellschaft. Oh, ich weiß, Sie denken, das ist alles schrecklich unschuldig und harmlos, aber Sie müssen nicht damit leben. Sie begreifen ja nicht, wie unanständig das alles ist. Die Maskerade, die Verstellung, die ganze Schande.«

»Sie meinen, er ist nicht echt?« fragte der Kommandant, der die volle Tragweite von Mrs. Heathcote-Kilkooms Ausbruch zu erkennen versuchte.

Mrs. Heathcote-Kilkoon sah ihn überrascht an.

»Sagen Sie mir bloß nicht, sie hätten Sie auch reingelegt«, sagte sie. »Natürlich ist er nicht echt. Verstehen Sie nicht? Keiner von uns ist das, was er zu sein vorgibt. Henry ist kein Colonel. Boy ist kein Major. Er ist nicht mal ein Boy, wenn man's genau nimmt, und ich bin keine Lady. Wir alle spielen bloß Rollen, alle sind wir schreckliche Schwindler.« Sie saß auf der Bettkante, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Was sind Sie dann?« fragte der Kommandant.

»Oh Gott«, stöhnte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »müssen Sie unbedingt fragen?«

Sie saß da und weinte, während der Kommandant aus einem der vielen Waschbecken ein Glas Wasser holte.

»Hier, trinken Sie etwas«, sagte er und reichte ihr das Glas. »Es wird Ihnen guttun.«

Mrs. Heathcote-Kilkoon nahm einen kleinen Schluck und sah den Kommandanten entsetzt an.

»Kein Wunder, daß Sie Verstopfung haben«, sagte sie schließlich und stellte das Glas auf den Nachttisch. »Was

müssen Sie nur von uns denken, daß wir Sie in diesem gräßlichen Haus wohnen lassen?«

Der Kommandant, für den der Tag zu einer einzigen langen Beichte zu werden schien, hielt es für besser, nicht zu sagen, was er dachte, obwohl er zugeben mußte, daß das Kurhaus Weezen nicht sehr hübsch war.

»Erzählen Sie«, sagte er. »Wenn der Colonel kein Colonel ist, was ist er dann?«

»Ich kann's Ihnen nicht sagen«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »ich habe versprochen, niemals irgend jemandem zu sagen, was er im Krieg gemacht hat. Er würde mich umbringen, wenn er glaubte, ich hätte es Ihnen erzählt.« Sie sah flehend zu ihm auf. »Bitte, vergessen Sie einfach, was ich gesagt habe. Ich habe schon genug Schaden angerichtet.«

»Ich verstehe«, sagte der Kommandant, der seine eigenen Schlüsse aus der Drohung des Colonel zog, sie umzubringen, falls sie sein Geheimnis verriete. Was Henry auch immer während des Krieges getan haben mochte, es war offensichtlich etwas sehr Verschwiegenes.

Als Mrs. Heathcote-Kilkoon schätzte, daß ihre Tränen und das soeben gemachte Eingeständnis den Kommandanten für die Unbequemlichkeit seiner Unterkunft genügend entschädigt hätten, trocknete sie sich die Augen und stand auf.

»Sie sind so verständnisvoll«, murmelte sie.

»Das würde ich nicht sagen«, sagte der Kommandant wahrheitsgemäß.

Mrs. Heathcote-Kilkoon ging zu dem Spiegel hinüber und begann, die genau berechneten Verwüstungen ihres Makeups wieder herzurichten.

»Und nun«, sagte sie mit einer Fröhlichkeit, die den Kommandanten überraschte, »fahre ich Sie zum Tee rüber ins Sani Pass. Es wird uns beiden guttun, wenn wir ein bißchen

rauskommen, und Sie könnten anderes Wasser gebrauchen.«

Dieser Nachmittag war etwas, was der Kommandant nie vergessen würde. Als der große Wagen geräuschlos über die Hügel zu Füßen des Gebirges glitt und eine dicke Staubwolke hinter sich herzog, die über die Felder und Kaffernhütten hinwegwirbelte, an denen sie vorbeifuhren, kehrte etwas von der Gutmütigkeit zurück, die er vor erst so kurzer Zeit eingebüßt hatte. Er saß in einem Wagen, der einst einem Generalgouverneur gehört hatte und in dem der Prinz von Wales während seiner triumphalen Reise durch Südafrika 1925 zweimal gefahren war, und neben ihm saß, wenn auch, offenbar, keine richtige Lady, so doch zumindest eine Frau, die all die sichtbaren Attribute einer Lady besaß. Ohne Frage rief die Art, wie sie mit dem Wagen umging, die Bewunderung des Kommandanten hervor, und besonders beeindruckt war er von ihrem perfekten Timing, mit dem sie den Wagen sich leise von hinten an eine Schwarze heranschleichen ließ, die einen Korb auf dem Kopf balancierte, ehe sie auf den Gummiball der Hupe drückte und damit bewirkte, daß die Frau in den Straßengraben sprang.

»Ich war während des Kriegs bei der Army und habe damals fahren gelernt«, sagte sie, als der Kommandant ihr über ihr fahrerisches Können Komplimente machte. »Fuhr immer mit einem Anderthalbtonner rum.« Sie lachte bei dieser Erinnerung. »Jeder sagt doch immer, der Krieg war absolut schrecklich, aber ich habe ihn eigentlich enorm genossen. Hatte nie so viel Spaß in meinem ganzen Leben.«

Nicht zum ersten Mal dachte der Kommandant über die sonderbare Eigenart der Briten nach, an den verrücktesten Orten sein Vergnügen zu finden.

»Und wie steht's mit dem... äh... Colonel? Hatte er auch Spaß?« fragte der Kommandant, für den die Tätigkeit des Colonel während des Krieges zum Gegenstand enormen Interesses geworden war.

»Was? Im Untergrund? Das glaube ich nicht«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, ehe ihr klar wurde, was sie eben getan hatte. Sie steuerte den Wagen an den Straßenrand und hielt. Dann wandte sie sich an den Kommandanten.

»Das war ein schmutziger Trick«, sagte sie, »mich so zum Sprechen zu bringen und dann zu fragen, was Henry während des Krieges gemacht hat. Das ist wohl ein Profitrick bei der Polizei. Na schön, nun ist es raus«, fuhr sie trotz der Einwände des Kommandanten fort, »Henry war Sicherheitsmann im Untergrund. Der innere Kreis, um genau zu sein. Aber versprechen Sie mir um Gottes willen, es niemals zu erwähnen.«

»Aber natürlich werde ich es nicht erwähnen«, sagte der Kommandant, dessen Respekt vor dem Colonel noch gewaltig gestiegen war, wo er nun wußte, daß er zum inneren Kreis im Untergrund gehört hatte.

»Und der Major? War er auch im Untergrund?«

Mrs. Heathcote-Kilkoon lachte.

»Du liebe Güte, nein«, sagte sie. »Er war sowas wie ein Barmann im Savoy. Was glauben Sie wohl, wo er seine tödlichen Gebräue zu mixen gelernt hat?«

Der Kommandant nickte verständnisvoll. Er hatte Major Bloxham nie für ein Muster an Gesetzestreue gehalten, aber möglich war es schon.

Sie fuhren weiter und tranken Tee im Sani Pass Hotel, ehe sie wieder nach Weezen zurückkehrten. Erst als sie sich schon wieder der Stadt näherten, brachte der Kommandant die Frage an, die ihn den ganzen Tag gequält hatte.

»Kennen Sie jemanden namens Els?« fragte er. Mrs. Heathcote-Kilkoon schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte sie.

»Sind Sie ganz sicher?«

»Natürlich«, sagte sie. »Ich würde wohl kaum jemanden

vergessen, der Else heißt.«

»Das glaube ich gern«, sagte der Kommandant, der der Ansicht war, daß wohl kaum jemand, der Els unter welchem Namen auch immer kannte, dieses Scheusal jemals vergessen würde. »Er ist ein magerer Mann mit kleinen Augen und merkwürdig flachem Hinterkopf, so als hätte jemand mehrere Male mit einem stumpfen Gegenstand draufgehauen.«

Mrs. Heathcote-Kilkoon lächelte. »Das ist Forebode, wie er leibt und lebt«, sagte sie. »Komisch, daß Sie auf ihn zu sprechen kommen. Sie sind heute schon der zweite, der nach ihm fragt. La Marquise sagte beim Mittagessen irgendwas Merkwürdiges über ihn, als sein Name fiel. Sie sagte: ›Wunderdinge könnte ich enthüllen.‹ Ulkig, sowas über Forebode zu sagen. Ich meine, er ist doch nicht gerade kultiviert, oder?«

»Nein, das ist er nicht«, sagte der Kommandant nachdrücklich und mit der scharfsinnigen Erkenntnis, daß La Marquise wohl eher »wunde Dinge« gemeint haben könnte.

»Henry hat ihn sich aus dem Gefängnis von Weezen geholt, verstehen Sie? Sie vermieten Sträflinge für ein paar Cent pro Tag, und wir haben ihn seither bei uns behalten. Er ist für kleine Gelegenheitsarbeiten da.«

»Ja, naja, das glaube ich gern«, sagte der Kommandant, »aber ich hätte trotzdem ein Auge auf ihn. Er ist kein Mensch, den ich hier einfach so herumhängen lassen würde.«

»Komisch, daß Sie das sagen«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon noch einmal. »Er hat mir mal erzählt, daß er früher Henker war, bevor er sein Verbrecherleben begann.«

»Bevor?« fragte der Kommandant erstaunt, aber Mrs. Heathcote-Kilkoon war zu sehr damit beschäftigt, den Wagen durch die Toreinfahrt des Weezener Kurhauses zu steuern, um ihn zu hören.

»Sie kommen doch morgen zur Jagd raus?« sagte sie, als der Kommandant ausstieg. »Ich weiß, die Frage ist gräßlich nach

allem, was Sie schon mitgemacht haben, aber ich würde mich freuen, wenn Sie kämen.«

Der Kommandant sah sie an und überlegte, was er sagen solle. Er hatte den Nachmittagsausflug sehr genossen und wollte sie nicht kränken.

»Was soll ich Ihrer Meinung nach denn anziehen?« fragte er vorsichtig.

»Gut, daß Sie das fragen«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon. »Passen Sie auf, kommen Sie doch einfach mit, und wir probieren, ob Ihnen Henrys Rock paßt.«

»Rock?« sagte der Kommandant und fragte sich, um was für ein obskures weibliches Kleidungsstück es sich bei dem Rock wohl handeln würde.

»Reiterrock«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon.

»In was für Sachen reitet Henry denn?«

»Normale Breeches, Reithosen.«

»Ganz normale?«

»Natürlich, was um Himmels willen soll er denn sonst Ihrer Meinung nach tragen? Ich weiß, er ist recht sonderbar, aber nackt oder so reitet er nicht in der Gegend herum.«

»Wissen Sie das genau?« fragte der Kommandant.

Mrs. Heathcote-Kilkoon sah ihn scharf an.

»Natürlich weiß ich das genau«, sagte sie. »Was um alles auf der Welt läßt Sie was anderes vermuten?«

»Nichts«, sagte der Kommandant, der entschlossen war, bei der nächstbesten Gelegenheit mit Major Bloxham ein paar Worte unter vier Augen zu wechseln. Er stieg wieder in den Wagen, und sie fuhren nach White Ladies hinaus.

»Na bitte«, sagte sie eine halbe Stunde später im Ankleidezimmer des Colonel. »Sie passen Ihnen perfekt.«

Der Kommandant besah sich im Spiegel und mußte zugeben,

daß ihm die Breeches geradezu großartig standen.

»Sie tragen sie sogar auf der selben Seite wie er«, setzte Mrs. Heathcote-Kilkoon mit geübtem Blick hinzu.

Der Kommandant sah sich neugierig um.

»Auf welcher Seite tragen Sie sie denn?« fragte er und staunte über das Gelächter, das seine Bemerkung hervorrief.

»Sie ungeratener Mensch«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon schließlich und küßte den Kommandanten zu dessen großer Überraschung leicht auf die Wange.

In Piemburg war das Problem mit ungeratenen Menschen eines, das Luitenant Verkamp Sorgen zu machen begann. Die Abschiebung seiner elf restlichen Geheimagenten hatte letztlich doch nicht das Ende seiner Schwierigkeiten bedeutet. Als er am Morgen nach ihrer Abreise im Polizeibüro erschien, fand er Sergeant Breitenbach ungewöhnlich aufgeregten vor.

»Da haben Sie uns jetzt aber schon in die Patsche geritten«, sagte er, als Verkamp fragte, was los sei.

»Sie meinen die Straße?« fragte Verkamp.

»Nein, die nicht«, sagte der Sergeant, »ich meine die Beamten, denen Sie die Schockbehandlung verpaßt haben. Bei denen stimmt's nicht mehr ganz.«

»Ich dachte, bei diesen Strauß'n hätte es nicht ganz gestimmt«, sagte Verkamp, der immer noch nicht den Anblick des Straußes verwunden hatte, der fast direkt vor seiner Nase explodiert war.

»Naja, sie haben die Beamten noch nicht gesehen«, sagte Sergeant Breitenbach und ging zur Tür. »Wachtmeister Botha«, rief er.

Wachtmeister Botha kam ins Büro.

»Da, bitte«, sagte Sergeant Breitenbach grimmig. »Da sehen Sie, was Ihre blödsinnige Aversionstherapie angerichtet hat.

Und er spielte mal Rugby für Zululand.«

An seinem Schreibtisch wurde Luitenant Verkamp nun klar, daß er verrückt wurde. Angesichts explodierender Straüße hatte er sich schon miserabel gefühlt, aber sie waren nichts gegen den Irrsinn, dem er sich nun in Gestalt des berühmten Rugbyspielers gegenüber sah. Wachtmeister Botha, der für Zululand gestürmt war, einsneunzig lang und hundert Kilo schwer, kam in das Zimmer getrippelt, eine blonde Perücke auf dem Kopf und den Mund widerlich mit Lippenstift beschmiert.

»Hallo, Süßer«, lächelte er Verkamp an und tänzelte wie ein affektiertes Elefant durchs Büro.

»Hände weg von mir, du Saukerl«, schnauzte der Sergeant, aber Luitenant Verkamp hörte gar nicht mehr hin. Wieder waren die inneren Stimmen da, aber diesmal waren sie nicht zur Ruhe zu bringen. Mit aschfahlem Gesicht und starrem Blick brach Verkamp schreiend im Sessel zusammen. Er schrie noch immer und stammelte, er sei Gott, als der Krankenwagen von Fort Rapier eintraf und er wild um sich schlagend nach unten geschafft wurde.

Sergeant Breitenbach saß neben ihm im Krankenwagen, und da saß er auch, als sie vor dem Krankenhaus ankamen.

Frau Dr. von Blimenstein, in einem strahlendweißen Mantel, wartete bereits.

»Nun ist ja alles gut. Bei mir bist du ganz sicher«, sagte sie, und schon hatte sie Verkamp mit einer einzigen raschen Bewegung den Arm zwischen die Schulterblätter gepreßt und führte ihn vor sich her in die Klinik.

»Armer Kerl«, dachte Sergeant Breitenbach, der erschreckt auf ihre breiten Schultern und den massiven Hintern sah, »das hast du dir selber zuzuschreiben.«

Er fuhr zur Polizeidienststelle zurück und versuchte, darüber nachzudenken, was er tun könne. Mit einer Sabotagewelle am Hals, sechsunddreißig wutschnaubenden Bürgern im Gefängnis

und zweihundertzehn schwulen Beamten bei einer Gesamttruppe von fünfhundert Mann konnte er, das war ihm klar, die Situation unmöglich meistern. Eine halbe Stunde später gingen Eilmeldungen an alle Polizeireviere in der Gegend hinaus, in denen gebeten wurde, mit Kommandant van Heerden Kontakt aufzunehmen. In der Zwischenzeit gab er, um die fahnenflüchtigen Beamten zu isolieren, den Befehl, sie auf dem Paradeplatz nach Strich und Faden zu drallen, und schickte Sergeant de Haen zum Exerzieren hinunter. Das war keine besonders glückliche Entscheidung, wie Sergeant Breitenbach feststellte, als er hinunterging, um nachzusehen, wie die Dinge liefen. Die zweihundert Wachtmeister stöckelten und tänzten ganz furchterregend über den Exerzierplatz.

»Wenn Sie sie nicht daran hindern können, so zu marschieren, sehen Sie besser zu, daß sie verschwinden«, sagte er zu dem Sergeant. »Genau diese Dinge sind es, die der Südafrikanischen Polizei einen schlechten Ruf eintragen.«

»Du hast was gemacht?« brüllte Colonel Heathcote-Kilkoon, als ihm seine Frau erzählte, sie habe den Kommandanten zur Jagd eingeladen. »Einen Menschen, der Füchse schießt? In meinen Reithosen? Bei Gott, dem brocke ich was ein.«

»Sieh mal, Henry«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, aber der Colonel war schon draußen und rannte hinüber zu den Ställen, wo Forebode eine Fuchsstute striegelte.

»Wie geht's Chaka?« fragte er. Wie als Antwort versetzte ein Pferd in einer der Boxen der Tür einen geräuschvollen Tritt.

Der Colonel spähte vorsichtig in das abgedunkelte Innere und besah sich das gewaltige schwarze Pferd darin, das unablässig in Bewegung war.

»Sattle ihn«, sagte der Colonel rachgierig und ließ Forebode stehen, der sich fragte, wie zum Teufel nochmal er bloß einen Sattel auf das Vieh kriegen solle.

»Du kannst vom Kommandanten doch nicht verlangen, daß er auf Chaka reitet«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon zum Colonel, als er ihr erzählte, was er getan hatte.

»Von einem Mann, der Füchse schießt, verlange ich nicht, daß er überhaupt auf einem meiner verdammten Pferde reitet«, sagte der Colonel, »aber wenn er es möchte, kann er's auf Chaka versuchen, und ich wünsche ihm viel Glück!«

Ein furchtbare Getöse und Fluchen aus der Richtung der Ställe ließ vermuten, daß Forebode mit dem Satteln von Chaka keine leichte Aufgabe hatte.

»Es geht auf dein Konto, wenn der Kommandant zu Tode kommt«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, aber den Colonel beeindruckte das nicht.

»Jeder, der Füchse schießt, verdient zu sterben«, war alles, was er sagte.

Als Kommandant van Heerden eintraf, fand er Major Bloxham in einer roten Jacke strahlend auf der Treppe stehen.

»Ich meine, Sie sagten, Sie trügen immer Pink«, sagte der Kommandant leicht verärgert.

»Das tue ich doch, alter Junge, das tue ich doch. Sehen Sie das nicht?« Er drehte sich um und ging ins Haus, gefolgt von dem Kommandanten, der sich fragte, ob er farbenblind sei. In der großen Halle standen Leute herum und tranken, und der Kommandant stellte erleichtert fest, daß sie alle ihrem Geschlecht entsprechend gekleidet waren. Mrs. Heathcote-Kilkoon sah in ihrem langen schwarzen Rock ganz reizend, wenn auch ein bißchen blaß aus, und die Gesichtsfarbe des Colonel paßte zu seiner Jacke.

»Ich nehme an, Sie möchten wieder grünen Chartreuse«, sagte er, »oder vielleicht gefällt Ihnen heute morgen gelb etwas besser?«

Der Kommandant sagte, der Grüne gefalle ihm sehr gut, und

Mrs. Heathcote-Kilkoon zog ihn alsbald in eine Ecke.

»Henry hat die fixe Idee, Sie laufen rum und schießen Füchse«, sagte sie, »und er ist furchtbar wütend. Ich glaube, Sie sollten wissen, daß er Ihnen das allerschrecklichste Pferd gegeben hat.«

»Ich habe einen Fuchs noch nicht mal von weitem gesehen«, sagte der Kommandant mit schlichter Aufrichtigkeit. »Ich möchte bloß wissen, wo er das her hat.«

»Na, das tut ja auch nicht viel zur Sache. Er hat die Idee, und Sie haben Chaka. Sie können doch reiten, oder? Ich meine, richtig.«

Kommandant van Heerden richtete sich stolz auf.

»Oh ja«, sagte er, »ich denke, das kann ich.«

»Na, ich hoffe wirklich, Sie täuschen sich nicht. Chaka ist ein fürchterliches Vieh. Lassen Sie ihn bloß um Gottes willen nicht los.«

Der Kommandant sagte, das werde er bestimmt nicht, und ein paar Minuten später versammelte sich alles im Hof, wo die Meute bereits wartete. Chaka ebenfalls. Mächtig und schwarz stand er ein Stück von den anderen Pferden entfernt, und an seinem Kopf stand die Gestalt eines Mannes mit kleinen Augen und einer nicht vorhandenen Stirn.

Für Kommandant van Heerden, der in der Aufregung über die bevorstehende Jagd Ex-Wachtmeister Els völlig vergessen hatte, war es schwer, sich zu entscheiden, welches der beiden Viecher ihm größeres Entsetzen einjagte. Gewiß war die Aussicht, ein so ungeheuerliches Pferd wie Chaka auch nur zu besteigen, kaum erfreulich, aber zumindest bot das eine Möglichkeit, Els aus dem Weg zu gehen, mang-Els anderer Möglichkeiten, wollte er gerade denken. Mit einer Geschwindigkeit und Energie, die den Colonel völlig überrumpelten, langte der Kommandant nach oben und schwang sich in den Sattel, und von dieser Kommandohöhe aus überblickte er das Gedränge. Unter ihm

wuselten Hunde und Pferde durcheinander, während auch andere Reiter aufstiegen, und als dann Els auf einem kleinen Gaul kräftig ins Horn blies, brach die Jagdgesellschaft auf. Hinter ihnen trieb der Kommandant Chaka zaghaft an. Ich reite zur Fuchsjagd wie ein richtiger Engländer, dachte er, als er seine Hacken dem Pferd ein zweites Mal in die Seite grub. Das war für einige Zeit sein letzter zusammenhängender Gedanke. Mit einem teuflischen Ruck schoß das riesige schwarze Pferd aus dem Hof und in den Garten. Während sich der Kommandant verzweifelt an seinen Sitz klammerte, wurde offenbar, daß, wohin er auch ritt, es ganz bestimmt nicht die Jagd war. Die Meute war in eine völlig andere Richtung ausgeschwärmt. Während ein Steingarten unter ihm zerbröselte, ein Ziergebüsch zu ihm aufsah und sich auflöste und die Rosen des Colonel hinter ihm sowohl ihre Etiketten als auch ihre Blütenblätter fallen ließen, war dem Kommandanten lediglich bewußt, daß er sich in großer Höhe und mit einer Geschwindigkeit fortbewegte, die ihm unglaublich schien. Vor ihm tauchten die Azaleenbüsche auf, auf die Colonel Heathcote-Kilkoon so stolz war, und dahinter das offene Land. Kommandant van Heerden schloß die Augen. Zum Beten war keine Zeit. Im nächsten Augenblick sauste er durch die Luft.

Der überraschende Galopp des Kommandanten löste bei den Jägern unterschiedliche Reaktionen aus. In tadellosem Damensitz und den Zylinder auf die adretten blauen Locken gedrückt, beobachtete Mrs. Heathcote-Kilkoon mit einer Mischung aus Abscheu über ihren Mann und Bewunderung für den Kommandanten, wie dieser über die Azaleen hinweg verschwand. Was er auch sein mochte, der Kommandant war fraglos kein Mann, der Zäune scheute.

»Da siehst du, was du angerichtet hast«, schrie sie den Colonel an, der auf die Zerstörung starrte, die sein sich zurückziehender Gast hinter sich zurückgelassen hatte. Um seinem Ärger die Krone aufzusetzen, wendete Mrs. Heathcote-

Kilkoon ihren Braunen und galoppierte dem Kommandanten hinterher, wodurch sie den Rasen noch mehr aufwühlte.

»Sind den Schuft los«, sagte fröhlich Major Bloxham.

»Verdammter Bure«, sagte der Colonel. »Schießt Füchse und zertrampelt meine besten Rosen.«

Hinter ihm stieß Forebode nochmal lustig ins Horn. Er hatte immer schon mal sehen wollen, was passieren würde, wenn er dem riesigen schwarzen Pferd ein Stück Kautabak in den Hintern steckte, und nun wußte er es.

Kommandant van Heerden gleichfalls, obwohl er sich über den tieferen Grund von Chakas Eile nicht im klaren war. Nach dem ersten kolossalnen Satz noch immer im Sattel, versuchte er sich daran zu erinnern, was Mrs. Heathcote-Kilkoon darüber gesagt hatte, daß er das Pferd nicht loslassen dürfe. Das schien ihm ein völlig unnötiger Rat zu sein. Wenn dem Kommandanten irgendeine Möglichkeit eingefallen wäre, wie er das Pferd loslassen könnte, ohne sich dabei das Genick zu brechen, dann hätte er es mit Freuden getan. Aber so wie die Dinge langen, bestand wohl seine einzige Überlebenshoffnung darin, bei dem Tier zu bleiben, bis diesem die Puste ausginge. Mit dem Mut eines Mannes, dem gar nichts anderes übrigbleibt, hockte der Kommandant im Sattel und sah eine Mauer auf sich zusausen, bei deren Bau man offensichtlich an Giraffen gedacht hatte. Ein Pferd schaffte sie jedenfalls bestimmt nicht. Als er auf der anderen Seite landete, hatte Kommandant van Heerden den unbezweifelbaren Eindruck, daß das Tier, auf dem er ritt, überhaupt kein Pferd sei, sondern irgendeine mythische Kreatur, die er auf Benzinzapfsäulen so sprechend dargestellt gesehen hatte. Vor ihm lag jetzt das offene Weideland, und in der Ferne sah er die schattige Silhouette eines Waldes. Zu einem nun war er entschlossen, und das war, daß kein Pferd, mythisch oder nicht, mit ihm auf dem Rücken durch einen Wald voller Bäume rasen werde. Da war es besser, sich das Genick im offenen Gelände zu brechen, als auf der anderen Seite eines dichten

Waldes ohne Beine rauszukommen. Mit dem Entschluß, seinen Ritt so oder so zu beenden, packte der Kommandant fest die Zügel und richtete sich auf.

Mrs. Heathcote-Kilkoon, die verzweifelt hinter ihm her ritt, erschien der Kommandant in völlig neuem Licht. Er war nicht länger der ruppigattraktive Mann der Wirklichkeit, als den sie ihn früher gesehen hatte, sondern der Held ihrer Träume. Etwas an der Gestalt, die über diese Mauer hinwegsegelte, an die sich ihres Wissens noch nie jemand gewagt hatte, erinnerte sie an ein Gemälde, das sie einmal gesehen hatte und das Napoleon zeigte, wie er die Alpen auf einem springenden Roß überquerte. Mit einer Vorsicht, die durch ihr Verlangen nach ihrem neuen Idol völlig gerechtfertigt wurde, wählte Mrs. Heathcote-Kilkoon eine Pforte und kam auf der anderen Seite der Mauer heraus, um zu ihrer Überraschung festzustellen, daß der Kommandant und Chaka verschwunden waren. Sie galoppierte auf den Wald zu und fand zu ihrem Entsetzen Roß wie Reiter reglos auf der Erde liegen. Sie ritt näher und stieg ab.

Als Kommandant van Heerden zu sich kam, fand er seinen Kopf im dunklen Schoß von Mrs. Heathcote-Kilkoon geborgen, die sich mit dem Blick mütterlicher Bewunderung auf dem Gesicht über ihn beugte.

»Versuchen Sie bloß nicht, sich zu bewegen«, sagte sie. Der Kommandant wackelte mit seinen Zehen, um festzustellen, ob er sich das Rückgrat gebrochen habe. Seine Zehen wackelten ermutigend. Er hob das Knie, und das Knie bewegte sich. Auch seine Arme waren in Ordnung. Es schien nichts gebrochen zu sein. Der Kommandant machte die Augen wieder auf und lächelte. Über ihm lächelte unter einem Kranz gefärbter Locken Mrs. Heathcote-Kilkoon zurück, und es schien Kommandant van Heerden, als liege in diesem Lächeln ein ihm neues Eingeständnis tiefer Gefühlsbande zwischen ihnen, die Begegnung zweier Herzen und Seelen allein auf dem weiten Feld. Mrs. Heathcote-Kilkoon las seine Gedanken.

»Ameisenbärloch«, sagte sie mit unterdrückter Rührung.

»Ameisenbärloch?« fragte der Kommandant.

»Ameisenbärloch«, wiederholte Mrs. Heathcote-Kilkoon sanft.

Der Kommandant überlegte, was Ameisenbärlöcher wohl mit seinen Gefühlen für sie zu tun hätten, aber außer der recht bizarren Idee, daß sie zusammen in eines kriechen sollten, konnte er sich nichts vorstellen. Er begnügte sich damit, »Ameisenbärloch« mit soviel Gefühl wie nur möglich zu flüstern, dann schloß er wieder seine Augen. Unter seinem Kopf bildeten ihre runden Schenkel ein wunderbares Kopfkissen. Der Kommandant seufzte und drückte ihr seinen Kopf gegen den Magen. Das Gefühl höchster Glückseligkeit stieg in ihm auf, die nur von dem Gedanken beeinträchtigt wurde, daß er wieder auf dieses grauenhafte Pferd würde steigen müsse. Das war eine Aussicht, die zu beschleunigen er nicht vorhatte. Mrs. Heathcote-Kilkoon zerstörte seine Hoffnungen.

»Hier können wir nicht bleiben«, sagte sie, »es ist viel zu heiß.«

Der Kommandant, der so langsam den Verdacht hatte, irgendein großes Insekt krieche im Innern seiner Reithosen nach oben, mußte dem zustimmen. Zögernd hob er den Kopf aus ihrem Schoß und stand auf.

»Lassen Sie uns doch in den Wald gehen«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon. »Sie brauchen Ruhe, und ich möchte mich davon überzeugen, daß Sie sich nichts gebrochen haben.«

Nun, da der Kommandant wieder auf den Beinen war, konnte er sehen, was sie mit Ameisenbärloch gemeint hatte. Das gewaltige schwarze Pferd lag mit gebrochenem Genick auf der Seite, ein Vorderbein tief in einem Loch. Mit einem Seufzer der Erleichterung, daß er das Vieh nie wieder würde reiten müssen und daß seine Reitkünste durch das Erdferkel letztlich bestätigt worden waren, ließ der Kommandant sich ganz unnötigerweise

in den Waldesschatten führen. Dort, in einem offenen, von Bäumen beschatteten Tal, bestand Mrs. Heathcote-Kilkoon darauf, daß er sich auf die Erde lege, während sie ihn nach gebrochenen Knochen untersuchte.

»Es ist vielleicht eine Gehirnerschütterung«, sagte sie, während ihm ihre erfahrenen Hände die Jacke aufknöpfen. In den nächsten paar Augenblicken begann Kommandant van Heerden zu glauben, daß sie recht haben müsse. Was die große englische Lady mit ihm tat, mußte irgendwie das Ergebnis eines Gehirnschadens sein. Als sie über ihm stand und ihren Rock aufschnallte, wußte er, daß sie Gesichte hatte. Ich bleibe am besten still liegen, bis es vorbei ist, dachte er und schloß die Augen.

Zwei Meilen entfernt hatte die Meute die Witterung des Fuchses aufgenommen und rannte quer durch die Gegend, die Jagdgesellschaft hart auf den Fersen, während Forebode hin und wieder in sein Horn stieß.

»Was wohl mit dem verdammten Buren passiert ist«, schrie Major Bloxham.

»Ich denke, er ist in Ordnung«, schrie der Colonel zurück.  
»Daphne kümmert sich wahrscheinlich um ihn.«

Plötzlich zog die Meute nach links und eilte auf ein Wäldchen zu, und zehn Minuten später hatte sie, noch immer stumm von der Verfolgung in Anspruch genommen, das offene Gelände verlassen und steckte tief im Unterholz. Hier war die Witterung stärker, und die Hunde beschleunigten das Tempo. Eine halbe Meile voraus folgte Kommandant van Heerden ihrem Beispiel.

Er war nicht ganz so stumm, aber nicht weniger in Anspruch genommen als die Meute. Über ihm, nur mit Stiefeln und Sporen und dem Zylinder bekleidet, der federnd auf ihren gefärbten Locken hing, rief Mrs. Heathcote-Kilkoon ihrem neuen Reittier ermunternd zu, wobei sie ihn ab und zu mit ihrer Reitgerte antrieb. Sie waren dermaßen miteinander beschäftigt,

daß sie das Knacken im Unterholz überhaupt nicht wahrnahmen, das das Herannahen der Jagdgesellschaft signalisierte. »Jill, Jenny, Daphne, mein Schatz«, stöhnte der Kommandant, der nicht einmal jetzt imstande war, sich von der Vorstellung freizumachen, er befindet sich in einem der Romane von Dornford Yates. Mrs. Heathcote-Kilkoons Phantasien, durch jahrelangen Frust geschärft, bezogen sich eher auf das Reiten.

»Reite deinen Klepper nach Banbury Cross, da siehst du eine schöne Dame auf schneeweißem Roß«, rief sie und stellte zu ihrem Erstaunen fest, daß ihre Aufforderung befolgt wurde.

Aus dem Wald kam die Meute herbeigestürmt, und der Kommandant, der gerade drauf und dran gewesen war, zum zweitenmal den Gipfel der Lust zu erreichen, bemerkte plötzlich, daß die Zunge, die ihm das Gesicht leckte, von einer für eine Dame von Mrs. Heathcote-Kilkoons Herkunft ganz ungewöhnlichen Länge und Beschaffenheit war. Er machte die Augen auf und stellte fest, daß er einem großen Jagdhund ins Gesicht sah, der widerlich sabbelte und schnaufte. Der Kommandant blickte sich wütend um. Das kleine Tal war mit Hunden überschwemmt. Eine Woge von Schwänzen schwampte über ihm hin und her, und daraus hervor ragte Mrs. Heathcote-Kilkoon, die, auf ihn aufgespießt, mit einer Reitpeitsche um sich schlug.

»Platz, Jason! Platz, Knurrer! Platz, Memme! Platz, van Heerden!« schrie sie, und ihr Zylinder hüpfte so lebhaft auf und nieder wie ihre Brüste.

Kommandant van Heerden starre wie von Sinnen zur Unterseite von Knurrer hinauf und versuchte, dessen Pfote aus seinem Mund zu kriegen. Noch nie war ihm bewußt geworden, wie rüde ein Hund roch. Seinem Frauchen gehorsam wie immer, setzte Knurrer sich hin - und stand sofort wieder auf, als der Kommandant, den Erstickungstod vor Augen, ihn biß. Für einen Augenblick von der drohenden Asphyxie erlöst, hob der Kommandant den Kopf, nur um ihn einen Moment darauf von

dem Gewicht wieder nach unten gedrückt zu bekommen. Der kurze Blick, den er hatte auf die Umwelt werfen können, zeigte ihm eine so grauenhafte Aussicht, daß er das stinkende Versteck unter den Jagdhunden allemal vorzog. Colonel Heathcote-Kilkoon und die anderen Mitglieder der Jagdgesellschaft waren aus dem Wald aufgetaucht und besahen sich voll Verwunderung die Szene.

»Du großer Gott, Daphne, was um alles auf der Welt machst du denn da?« hörte der Kommandant den Colonel zornig rufen.

Mrs. Heathcote-Kilkoon zeigte sich der Situation hervorragend gewachsen.

»Was zum Teufel soll ich denn deiner Meinung nach hier machen?« schrie sie mit dem Ton berechtigten Zorns in der Stimme, den der Kommandant ungeheuer eindrucksvoll fand, der ihm jedoch dazu geeignet erschien, beim Gatten eine Frage aufzuwerfen, die der Kommandant lieber unbeantwortet gelassen hätte.

»Ich habe keine Ahnung«, rief der Colonel, der sich nicht einen Augenblick lang vorstellen konnte, was seine Frau mitten in einer Talmulde ohne ihre Kleider machte. Mrs. Heathcote-Kilkoon antwortete ihm. »Ich scheiße gerade«, schrie sie mit einer Grobheit, die Kommandant van Heerden für seine Person kränkend, aber sonst vollkommen angebracht fand.

Der Colonel hüstelte verlegen. »Großer Gott, das tut mir furchtbar leid«, murmelte er, aber Mrs. Heathcote-Kilkoon war entschlossen, ihren Vorteil zu nutzen.

»Und wenn ihr Gentlemen wärt, würdet ihr euch umdrehen und verdammt nochmal sehen, daß ihr von hier wegkommt«, schrie sie. Ihre Worte zeigten augenblicklich Erfolg. Die Jäger wendeten ihre Pferde und galoppierten dorthin zurück, woher sie gekommen waren.

Als die Jagdhundflut langsam verebbte, blickte der Kommandant, nackt und von modderigen Pfotenabdrücken

bedeckt, zur Dame seiner und Colonel Heathcote-Kilkooms Wahl empor. Mit einem Widerstreben, das er sich als Verdienst anrechnete, löste sie sich von ihm und stand auf. Atemlos vor Angst und einer neuen Bewunderung für sie rappelte der Kommandant sich hoch und machte sich auf die Suche nach seinen Breeches. Er wußte nun, was britische Kaltblütigkeit bedeutete.

»Und ich habe eine steife Oberlippe«, sagte er und betastete die Spuren von Knurrers Hinterpfote.

»Ungefähr das einzige, was an dir steif ist«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon frei heraus.

Im Gebüsch am Rande des Tales kicherte Forebode leise. Er hatte nie vorgegeben, ein Gentleman zu sein, und die Frau des Colonel hatte er schon immer mal nackt sehen wollen.

## 12

Als Kommandant van Heerden und Mrs. Heathcote-Kilkoon sich in dem Tal wieder anzogen, waren sie von postkoitaler Traurigkeit erfüllt.

»Es war so schön, mal endlich wieder einem richtigen Mann zu begegnen«, murmelte sie. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie ermüdend Henry sein kann.«

»Ich glaube schon«, sagte der Kommandant, der nicht geneigt war, seinen Alpträumritt von eben zu vergessen. Und außerdem war der Gedanke, dem Colonel so kurz nach der, wie der Kommandant es taktvoll formulierte, sinnlichen Bekanntschaft mit dessen Frau zu begegnen, nicht besonders angenehm. »Ich glaube, ich gehe von hier aus einfach zu Fuß zum Kurhaus zurück«, sagte er, aber Mrs. Heathcote-Kilkoon wollte davon nichts wissen.

»Ich schicke Boy mit dem Land-Rover rüber, der kann dich auflesen«, sagte sie. »Du bist nicht im geeigneten Zustand, um irgendwohin zu gehen. Bestimmt nicht nach deinem Sturz und auch nicht bei dieser Hitze.« Und ehe der Kommandant sie aufhalten konnte, war sie aus dem Wald spaziert, auf ihr Pferd gestiegen und davon geritten.

Kommandant van Heerden saß auf einem Baumstamm und dachte über die romantische Erfahrung nach, der er sich soeben unterzogen hatte. »Unterzogen ist das richtige Wort dafür«, murmelte er laut und hörte zu seinem Entsetzen, wie sich das Gebüsch hinter ihm teilte und eine Stimme sagte: »'ne reizende Geschichte, was?«

Der Kommandant kannte diese Stimme. Er fuhr herum und sah Els, der ihn angrinste.

»Was zum Teufel machst du denn hier?« fragte er. »Ich dachte, du bist tot.«

»Ich? Tot?« sagte Els. »Nie.« Der Kommandant glaubte langsam, daß Els recht hatte. Er hatte was Ewiges an sich wie die Erbsünde. »Haben's mit der Alten vom Colonel getrieben, was?« fuhr Els mit einer Vertraulichkeit fort, die der Kommandant äußerst widerlich fand.

»Was ich mit meiner Freizeit mache, geht dich nichts an«, sagte er im Brustton der Überzeugung.

»Es könnte den Colonel schon ein bißchen was angehen«, sagte Els fröhlich, »ich meine, er würde vielleicht gerne wissen...«

»Kümmere du dich nicht darum, was Colonel Heathcote-Kilkoon vielleicht gerne wissen würde«, unterbrach ihn eilig der Kommandant. »Was ich gerne wissen würde, ist, warum du im Piemburger Gefängnis nicht zusammen mit dem Direktor und dem Kaplan gestorben bist.«

»Das war ein Versehen«, sagte Els. »Ich wurde mit den Sträflingen verwechselt.«

»Verständlich«, sagte der Kommandant.

Els wechselte das Thema.

»Ich denke daran, wieder zur Polizei zurückzukommen«, sagte er. »Ich bin's leid, Forebode zu sein.«

»Du denkst woran?« fragte der Kommandant. Er versuchte, einen Lacher herauszukriegen, aber es klang nicht sehr überzeugend.

»Ich würde gerne wieder Wachtmeister sein.«

»Du machst wohl Witze«, sagte der Kommandant.

»Mach ich nicht«, sagte Els. »Dann kriege ich Pension, wenn ich mir's recht überlege, und dann ist da ja auch noch die Belohnung, die ich für die Ergreifung von Miss Hazelstone zu bekommen habe.«

Der Kommandant dachte über die Belohnung nach und versuchte, sich eine Antwort einzufallen zu lassen.

»Du bist intestabel gestorben«, sagte er schließlich.

»Das stimmt nicht, das wissen Sie«, sagte Els. »Ich bin in Piemburg gestorben.«

Der Kommandant seufzte. Er hatte vergessen, wie schwierig es war, Els die simpelsten Rechtsdinge beizubringen.

»Intestabel heißt, du bist gestorben, ohne ein Testament machen zu können«, erklärte er Els, der ihn plötzlich interessiert betrachtete.

»Haben Sie denn ein Testament gemacht?« fragte er, während er drohend an seinem Horn herumspielte. Er sah aus, als wolle er jeden Moment hineintutten.

»Ich verstehe nicht, was das damit zu tun hat«, sagte der Kommandant.

»Der Colonel hat das Recht, Sie umzulegen, weil Sie seine Frau gebumst haben«, sagte Els. »Und das täte er auch, wenn ich in das Horn hier blasen und ihn zurückrufen würde.«

Kommandant van Heerden mußte zugeben, daß Els diesmal recht hatte. Das südafrikanische Recht sieht keine Strafen vor für Ehemänner, die die Liebhaber ihrer Frauen erschießen. In seiner Laufbahn als Polizeioffizier hatte der Kommandant Gelegenheit gehabt, eine Reihe von Männern zu beruhigen, die deswegen Angst gehabt hatten. Um die des Kommandanten noch etwas zu kitzeln, hob Els das Horn an seine Lippen.

»Na schön«, sagte der Kommandant, »was willst du?«

»Das habe ich Ihnen schon gesagt«, sagte Els. »Ich will meinen alten Job wiederhaben.«

Der Kommandant wollte sich gerade irgendwelche Ausflüchte überlegen, als das Geräusch eines sich nähernden Land-Rovers die Frage entschied.

»Na schön, ich sehe mal, was ich machen kann«, sagte er, »aber wie ich erklären soll, warum ein farbiger Sträfling in Wirklichkeit ein weißer Polizeibeamter ist, weiß Gott allein.«

»Ist doch Quatsch, den Scheiß bloß wegen 'in Dreier Teer zu verpatzen«, sagte Els, wobei er einen Ausdruck benutzte, den er von Major Bloxham aufgeschnappt hatte.

»Ich höre, Sie hatten 'n bißchen Schwierigkeiten, alter Junge«, sagte der Major, als der Land-Rover neben Chakas Kadaver hielt. »War immer schon meine Meinung, daß der schwarze Teufel eine Gefahr ist.« Der Kommandant kletterte auf den Sitz neben ihn und murmelte seine Zustimmung, aber der schwarze Teufel, an den er dachte, war nicht das tote Pferd. Els, der auf der Ladefläche hockte, lächelte glücklich. Er freute sich darauf, endlich wieder völlig legal Kaffern abknallen zu können.

Als sie sich dem Haus näherten, sah der Kommandant den Colonel und Mrs. Heathcote-Kilkoon oben auf der Treppe stehen und auf sie warten. Wieder einmal überraschten ihn ihre Reaktionen vollkommen. Die Frau, mit der er nur eine Stunde zuvor genossen hatte, was man ohne Übertreibung eine ergreifende Vertraulichkeit nennen könnte, stand nun kerzengerade und kühl distanziert an der Haustür, während ihr Gatte Anzeichen offensichtlicher Verlegenheit an den Tag legte, die zu seiner Rolle gar nicht passen wollten.

»Tut mir furchtbar leid«, murmelte er, während er dem Kommandanten die Tür des Land-Rovers öffnete, »hätte Ihnen dieses Pferd überhaupt nicht geben sollen.«

Der Kommandant versuchte, sich eine passende Antwort auf diese Entschuldigung einzufallen zu lassen.

»Ameisenbärloch«, sagte er, womit er auf einen Ausdruck zurückgriff, der offenbar auf viele Situationen paßte.

»Ganz recht«, sagte der Colonel. »Verdammt lästige Dinger. Sollte man ausrotten.« Er stieg die Treppe hoch, und Mrs. Heathcote-Kilkoon trat heran, um den Kommandanten zu begrüßen.

»Reizend von Ihnen, daß Sie *gekommen* sind«, sagte sie.

»Nett von Ihnen, daß ich *kommen* durfte«, murmelte der

Kommandant und wurde rot.

»Sie müssen das unbedingt öfter tun«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon.

Sie gingen ins Haus, wo der Kommandant von La Marquise mit einer Bemerkung über den Fliegenden Holländer begrüßt wurde, die er nicht besonders mochte.

»Nimm keine Notiz davon«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon zu ihm, »meiner Meinung nach warst du großartig. Die sind bloß neidisch.«

Die nächsten paar Minuten fand sich Kommandant van Heerden im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Der Umstand, daß er als erster die hohe Mauer übersprungen hatte, und sei es auch unfreiwillig, rief bei jedermann bewunderndes Gemurmel hervor. Selbst der Colonel sagte, er müsse vor ihm den Hut ziehen, was der Kommandant angesichts des Verlustes von Chaka und des Zustands seines Gartens, ganz zu schweigen von dem seiner Frau, recht nett von ihm fand. Er erzählte gerade, wie er auf der Farm seiner Oma in Magaliesburg hatte reiten lernen und wie er für die Polizei in Pretoria geritten war, als der Schlag fiel.

»Ich muß schon sagen, Kommandant, Sie nehmen die Dinge recht gelassen«, sagte der Dicke, der wußte, wie man auf Kühlschränke Rabatt bekommt, »kommen hier raus und gehen auf die Jagd, wenn in Piemburg alles drunter und rüber geht.«

»Drunter und drüber? Wieso das denn?« fragte er.

»Was? Wollen Sie damit sagen, Sie haben noch nichts davon gehört?« fragte der Dicke. »Es hat eine Welle von Sabotageanschläge gegeben. Bombenattentate in der ganzen Stadt. Sendemast eingestürzt. Strom unterbrochen. Absolutes Chaos.«

Mit einem Fluch kippte Kommandant van Heerden sein Glas Cointreau, an dem er gerade genippt hatte, in das nächstbeste Gefäß.

»Tut mir leid, daß wir kein Telefon haben«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, als er sich wutentbrannt in der Diele umsaß, »Henry wollte keins, aus Sicherheitsgründen. Er ruft seinen Börsenagenten immer von...«

Der Kommandant hatte es zu eilig, um die Geschichte von Henrys Börsenmakler abwarten zu können. Er raste die Treppe hinunter zu seinem Wagen und fand, wie er es erwartet hatte, Els am Steuer vor. Mit dem Gefühl, daß Els Frechheit in gewisser Weise zu den schrecklichen Neuigkeiten paßte, die er soeben erfahren hatte, nahm der Kommandant auf dem Rücksitz Platz. Unheil lag in der Luft. Ganz bestimmt aber lag es in der Blumenrabatte, in die Els rückwärts hineinsetzte, ehe er den Wagen wendete und, eine Kiesfontäne hinter sich herausschießend, die Auffahrt hinunterpreschte, was den Gedanken nahelegte, er schüttete den Staub von White Ladies von seinen Füßen.

Von der Terrasse aus sah ihnen Mrs. Heathcote-Kilkoon traurig nach. »Scheiden heißt ein wenig sterben«, flüsterte sie und ging wieder zum Colonel hinein, der verdrießlich in ein Becken mit tropischen Fischen starrte, in dem der Drink des Kommandanten bereits einige ungewöhnliche Wirkungen hervorrief.

»Also so ging der arme Willy dahin«, sagte der Colonel.

Auf der Fahrt nach Weezen verfluchte sich der Kommandant wegen seiner Blödheit.

»Das hätte ich mir doch denken können, daß Verkamp Mist baut«, dachte er und befahl Els, an der Weezener Polizeistation anzuhalten. Die Information, die er dort erhielt, trug nichts zur Wiederherstellung seiner Zuversicht bei.

»Sie machen was?« fragte er verblüfft, als der diensthabende Sergeant ihm erzählte, Piemburg werde von Schwärmen automatisch explodierender Straußé angegriffen.

»Fliegen nachts zu Hunderten ein«, sagte der Sergeant.

»Das ist schon mal 'ne verdammte Lüge«, schrie der Kommandant. »Straußé fliegen nicht. Das können sie nicht.

Er ging wieder zu seinem Wagen und sagte Els, er solle weiterfahren. Was immer auch Straußé konnten oder nicht konnten, eines war sicher. Irgendwas war in Piemburg passiert, was die Stadt von der Außenwelt abgeschnitten hatte. Die Telefonleitungen waren schon seit Tagen unterbrochen.

Während der Wagen die Schotterstraße zum Rooi-Nek-Paß hinaufsauste, hatte Kommandant van Heerden das Gefühl, eine idyllische Welt des Friedens und Heils zu verlassen und sich in eine Hölle der Gewalt zurückzugeben, in deren Mittelpunkt die teuflische Gestalt Lieutenant Verkramps lauerte. Er war mit seinen Gedanken dermaßen beschäftigt, daß es ihm nur ein- oder zweimal einfiel, Els zu ermahnen, nicht so verflucht waghalsig zu fahren.

In Sjambok wurde der Eindruck einer unmittelbar bevorstehenden Katastrophe durch die Mitteilung verstärkt, daß die Straßenbrücken außerhalb Piemburgs gesprengt seien. In Voetsak erfuhr er, daß die Abwasserbeseitigungsanlage zerstört sei. Danach beschloß der Kommandant, nirgendwo mehr anzuhalten, sondern geradenwegs nach Piemburg durchzufahren.

Als sie eine Stunde darauf den Hügel vom Kaiserblick hinunterfuhren, stießen sie auf die ersten deutlichen Anzeichen von Sabotage.

An der provisorischen Brücke, die anstelle der von Verkramps Geheimagenten zerstörten erbaut worden war, hatte man eine Straßensperre errichtet. Der Kommandant stieg aus, um sich den Schaden zu besehen, während ein Wachtmeister den Wagen kontrollierte.

»Muß auch eine Leibesvisitation vornehmen«, sagte der Beamte, und ehe der Kommandant erklären konnte, wer er sei, ließ der Mann seine Hände mit einer verwirrenden

Gründlichkeit über die Reithosen des Kommandanten gleiten.

»Führe nur Befehle aus, Sir«, sagte der Beamte, als der Kommandant knurrte, daß er dort bestimmt keinen Sprengstoff aufbewahre. Kommandant van Heerden kletterte wieder in den Wagen. »Und nehmen Sie mal ein anderes Rasierwasser«, schrie er. »Sie stinken ja zum Himmel.«

Sie fuhren in die Stadt hinein, wo der Kommandant entsetzt zwei Polizeibeamte bemerkte, die Hand in Hand den Bürgersteig entlanggingen.

»Halten Sie an«, sagte der Kommandant zu Els und stieg aus.

»Was zum Teufel glauben Sie eigentlich, was Sie hier tun?« brüllte er die beiden Beamten an.

»Wir sind auf Streife, Sir«, sagten die Männer wie aus einem Munde.

»Was? Händchenhaltend?« schrie der Kommandant. »Wollt ihr, daß man in der Öffentlichkeit denkt, ihr seid Scheiß Tunten?«

Die beiden Beamten ließen sich los, und der Kommandant stieg wieder in seinen Wagen.

»Was zum Kuckuck geht hier bloß vor?« murmelte er.

Auf dem Fahrersitz lächelte Wachtmeister Els still in sich hinein. Es hatte sich einiges in Piemburg verändert, seit er zum letzten Mal da gewesen war. So allmählich kam ihm der Gedanke, es werde ihm viel Spaß machen, wieder bei der Südafrikanischen Polizei zu sein.

Als sie vor der Polizeidienststelle ankamen, war der Kommandant in einer ekelhaften Laune.

»Schicken Sie mir den Diensthabenden«, schrie er den Wachtmeister am Dienstschatzschreibtisch an und ging nach oben, während er überlegte, ob ihm seine Phantasie einen Possen spiele oder ob ihm der Mann tatsächlich einen anzüglichen Blick zugeworfen habe. Der erste Eindruck, daß die Disziplin völlig

zusammengebrochen sei, wurde durch den Zustand des Büros des Kommandanten bestätigt. Die Fenster hatten keine Scheiben mehr, und aus dem Kamin war die Asche durchs ganze Zimmer geweht worden. Der Kommandant starre noch immer auf das Chaos, als es klopfte und Sergeant Breitenbach hereinkam.

»Was in drei Teufels Namen ist hier eigentlich passiert?« fuhr der Kommandant den Sergeant an, der, wie er zu seiner Erleichterung feststellte, keine Anzeichen von Tuntigkeit zeigte.

»Nun, Sir...«, begann er, aber der Kommandant unterbrach ihn.

»Was finde ich bei meiner Rückkehr vor?« schrie er mit einer Lautstärke, die den Diensthabenden ein Stockwerk tiefer zusammenzucken und mehrere Passanten auf der Straße stehenbleiben ließ. »Tücken. Bomben. Explodierende Straüße. Sagt Ihnen das irgendwas?« Sergeant Breitenbach nickte. »Das hatte ich mir verdammt nochmal gedacht. Ich fahre in den Urlaub, und als nächstes höre ich, daß hier eine Sabotagewelle stattfindet. Straßenbrücken werden in die Luft gejagt. Kein Telefon mehr. Polizeibeamte, die Hand in Hand herumspazieren, und nun das hier. Mein eigenes Büro ein Trümmerhaufen.«

»Das waren die Straüße, Sir«, murmelte der Sergeant.

Kommandant van Heerden ließ sich in einen Sessel plumpsen und hielt sich den Kopf. »Du lieber Gott. Das reicht ja, um einen Menschen in den Wahnsinn zu treiben.«

»Hat es schon, Sir«, sagte der Sergeant geknickt.

»Hat was?«

»Einen Menschen in den Wahnsinn getrieben, Sir. Lieutenant Verkamp, Sir.«

Der Name Verkamp riß den Kommandanten aus seinen Grübeleien.

»Verkamp!« kreischte er. »Warten Sie nur, bis ich mir diesen

Saukerl kaufe. Ich kreuzige den Schuft. Wo ist er?«

»In Fort Rapier, Sir. Er hat 'n Rappel.«

Kommandant van Heerden nahm die Mitteilung langsam in sich auf.

»Sie meinen...«

»Er hat einen frommen Knall. Er glaubt, er ist Gott.«

Der Kommandant sah ihn ungläubig an. Die Vorstellung, daß jemand glauben könne, er sei Gott, wenn seine Schöpfung so chaotisch war, wie es Verkramps so offensichtlich war, erschien ihm unverständlich.

»Glaubt, er ist Gott?« murmelte er. »Verkramp?«

Sergeant Breitenbach hatte über die Sache ein wenig nachgedacht.

»Ich glaube, so hat der ganze Kummer angefangen«, erklärte er. »Er wollte mal zeigen, was er kann.«

»Das ist ihm fabelhaft gelungen«, sagte der Kommandant matt und sah sich in seinem Büro um.

»Er hat diesen Tick mit der Sünde, Sir, und wollte Polizeibeamte davon abhalten, mit schwarzen Frauen ins Bett zu gehen.«

»Das weiß ich alles.«

»Naja, und nun fing er damit an, ihnen Schockbehandlungen zu verpassen und Fotos von nackten schwarzen Frauen zu zeigen und...«

Kommandant van Heerden unterbrach ihn.

»Erzählen Sie nicht weiter«, sagte er, »ich glaube, ich halt's nicht aus.«

Er stand auf und ging hinüber an seinen Schreibtisch. Er zog eine Schublade auf, nahm eine Flasche Brandy heraus, die er immer für Notfälle da hatte, und goß sich ein Glas ein. Als er damit fertig war, blickte er auf.

»Also dann, fangen Sie nochmal ganz von vorne an und erzählen Sie mir, was Verkamp alles gemacht hat.« Sergeant Breitenbach erzählte es ihm. Am Ende schüttelte der Kommandant traurig den Kopf.

»Sie hat also nicht funktioniert? Diese Behandlung?« fragte er.

»Das würde ich nicht sagen, Sir. Sie hat bloß nicht so funktioniert, wie sie es eigentlich gesollt hätte. Ich meine, Sie hätten Ihre Schwierigkeiten damit, einen von den Beamten, die behandelt wurden, zu einer Schwarzen ins Bett zu kriegen. Wir haben es versucht, aber sie bekommen entsetzliche Zustände.«

»Sie haben versucht, einen Polizeibeamten zu einer Schwarzen ins Bett zu bekommen?« fragte der Kommandant, der sich bereits als Zeuge vor dem unvermeidlichen Untersuchungsausschuß sah, wo er zuzugeben gezwungen wäre, daß Polizisten unter seinem Kommando den Befehl erhielten, in ihrem Dienst mit schwarzen Frauen zu schlafen.

Sergeant Breitenbach nickte. »Er hat's aber nicht gebracht«, sagte er. »Ich garantiere Ihnen, daß nicht einer von den ganzen zweihundertzehn Mann jemals wieder mit einer Schwarzen ins Bett geht.«

»Zweihundertzehn?« fragte der Kommandant, den der Umfang von Verkramps Aktivitäten verblüffte.

»Das ist die Zahl, Sir. Die halbe Truppe ist schwul«, sagte der Sergeant. »Und nicht einer von ihnen ist bereit, mit einer Schwarzen zu schlafen.«

»Ich nehme an, das ist mal 'ne Abwechslung«, sagte der Kommandant, der nach irgendeinem Trost in dieser Katastrophenlitanei suchte.

»Der Kummer ist nur, sie wollen auch an keine weiße Frau mehr ran. Die Behandlung scheint auf beide Arten gewirkt zu haben. Sie sollten sich mal die Beschwerdebriefe ansehen, die wir von den Ehefrauen dieser Männer bekommen haben.«

Der Kommandant sagte, das wolle er lieber nicht.

»Und was ist mit den explodierenden Straußen?« fragte er.  
»Haben die was mit Verkramps religiösem Tick zu tun?«

»Soweit ich weiß, nicht«, sagte der Sergeant. »Die waren das Werk kommunistischer Saboteure.«

Der Kommandant seufzte. »Die wieder«, sagte er müde. »Ich nehme an, auf die haben Sie keinen Hinweis erhalten, stimmt's?«

»Also, wir haben einige Fortschritte erzielt, Sir. Wir haben die Beschreibung der Männer, die die Strauße mit Parisern gefüttert haben...« Er sprach nicht weiter. Kommandant van Heerden sah ihn an, als hätte es bei ihm ausgesetzt.

»Mit Parisern gefüttert?« fragte er. »Warum zum Teufel haben sie das denn gemacht?«

»Der Sprengstoff war in Kondome verpackt, Sir. Federleicht.«

»Federleicht?« fragte der Kommandant, der sich vorzustellen versuchte, wieso Sprengstoff in Kondomen plötzlich federleicht war.

»Das ist die Marke, Sir. Wir haben auch eine hervorragende Beschreibung eines Mannes, der zwölf Dutzend davon gekauft hat. Zwölf Frauen haben sich gemeldet, die sagen, sie erinnern sich an ihn.«

»Zwölf Dutzend für zwölf Frauen?« sagte der Kommandant. »Kann ich mir verdammt gut vorstellen, daß sie sich an ihn erinnern. Ich würde meinen, er ist unvergeßlich.«

»Sie waren in dem Laden, als er die Dinger zu kaufen versuchte«, erklärte der Sergeant. »Auch fünf Friseure haben uns eine Beschreibung gegeben, die mit der der Frauen übereinstimmt.«

Der Kommandant versuchte sich verzweifelt die Sorte Mann vorzustellen, deren Geschmack derart wahllos war. »Weit kann er nicht gekommen sein, das ist klar«, sagte er schließlich.

»Nicht nach so einer Menge.«

»Nein, Sir«, sagte Sergeant Breitenbach. »Er kam nicht weit. Ein Mann, auf den die Beschreibung paßt, und mit Fingerabdrücken, die mit einigen von denen auf den Parisern übereinstimmen, wurde tot in der Toilette des Majestic Cinema gefunden.«

»Ich bin nicht im geringsten überrascht«, sagte der Kommandant.

»Leider können wir ihn nicht identifizieren.«

»Wahrscheinlich zu ausgemergelt«, vermutete der Kommandant.

»Er wurde von der Bombe getötet, die dort hochging«, erklärte der Sergeant.

»Tja, haben Sie denn überhaupt jemanden festgenommen?«

Der Sergeant nickte. »Luitenant Verkamp hat gleich nach den ersten Bombenanschlägen die Verhaftung von sechsunddreißig Verdachtspersonen angeordnet.«

»Na, das ist ja immerhin etwas«, sagte der Kommandant schon besser gelaunt. »Irgendwelche Geständnisse aus ihnen rausgekriegt?«

Sergeant Breitenbach machte ein skeptisches Gesicht.

»Also, der Bürgermeister sagt...«, begann er.

»Was hat denn der Bürgermeister mit der Geschichte zu tun?« fragte der Kommandant im Gefühl einer bösen Vorahnung.

»Er ist einer der Verdächtigen, Sir«, gab Sergeant Breitenbach verlegen zu. »Luitenant Verkamp hat gesagt...«

Aber Kommandant van Heerden war schon aufgesprungen und weiß vor Wut.

»Erzählen Sie mir nicht, was dieser verfluchte Scheißkerl gesagt hat«, brüllte er. »Ich fahre zehn Tage weg, und schon fliegt die halbe Stadt in die Luft, die halbe Polizei verwandelt

sich in rasende Homosexuelle, die Hälfte aller Überzieher in der Stadt wird von irgendeinem Sexmaniac aufgekauft und Verkamp verhaftet den Scheiß Bürgermeister. Was zum Teufel kümmert mich, was Verkamp gesagt hat? Was *er getan* hat, macht mir Sorgen.«

Der Kommandant hielt inne. »Gibt's sonst noch etwas, was ich unbedingt wissen sollte?« fragte er. Sergeant Breitenbach änderte nervös die Fußstellung. »Es sitzen noch weitere fünfunddreißig Verdächtige im Gefängnis, Sir. Der Dechant von Piemburg, Stadtrat Cecil, der Direktor der Barclays Bank...«

»Du lieber Gott, und ich nehme an, alle sind verhört worden«, schrie der Kommandant.

»Ja, Sir«, sagte Sergeant Breitenbach, der genau wußte, was der Kommandant unter »verhört« verstand. »Sie haben die letzten acht Tage stehend zugebracht. Der Bürgermeister hat zugegeben, daß er die Regierung nicht mag, aber er behauptet, er hätte das Telegrafenamt nicht in die Luft gejagt. Das einzige Geständnis von einigem Nutzen haben wir dem Direktor der Barclays Bank aus der Nase gezogen.

»Der Direktor der Barclays Bank?« fragte der Kommandant.  
»Was hat er denn getan?«

»In den Hluwe-Stausee gepinkelt, Sir. Darauf steht die Todesstrafe.«

»Aufs Pinkeln in den Hluwe-Stausee steht die Todesstrafe?  
Das wußte ich gar nicht.«

»Das steht im Sabotageerlaß von 1962. Verunreinigung des Wasserversorgungssystems, Sir«, sagte der Sergeant.

»Ja, schön«, sagte der Kommandant zweifelnd, »das mag ja sein, aber ich kann dazu nur sagen, wenn Verkamp glaubt, er kriegt den Direktor der Barclays Bank an den Galgen, weil er in den Stausee gepinkelt hat, muß er verrückt sein. Ich werde mal rauf nach Fort Rapier fahren und dem Lumpenhund einen Besuch abstatten.

In Fort Rapier litt Luitenant Verkamp noch immer an akuten Angstzuständen wegen des völlig unerwarteten Ergebnisses seiner Versuche auf dem Gebiet der Aversionstherapie und der Terrorismusbekämpfung. Seine vorübergehende Überzeugung, daß er der Allmächtige sei, war einer Vogelphobie gewichen. Frau Dr. von Blimenstein zog daraus ihre eigenen Schlüsse.

»Ein simpler Fall sexueller Schuldgefühle in Verbindung mit einem Kastrationskomplex«, sagte sie zu der Krankenschwester, als Verkamp das Mittagessen verweigerte, weil es Gefülltes Huhn mit Pariser Soße gab.

»Nehmen Sie es weg«, schrie er, »ich halt's nicht mehr aus.«

Ebenso unnachgiebig war er, wenn es um Federkissen ging, und eigentlich bei allem, was vage an das erinnerte, was Dr. von Blimenstein mit Beharrlichkeit »unsere gefiederten Freunde« zu nennen pflegte.

»Sind nicht meine Freunde«, sagte Verkamp und warf verängstigte Blicke auf eine Kropftaube auf dem Baum vor seinem Fenster.

»Wir müssen versuchen, *hintern* Kern der ganzen Sache zu kommen«, sagte Dr. von Blimenstein. Verkamp sah sie gehetzt an.

»Nicht dieses Wort«, schrie er. Frau Dr. von Blimenstein nahm das neue Symptom zur Kenntnis. »Analkomplex«, dachte sie und brachte den Luitenant in Panik, als sie ihn fragte, ob er irgendwelche homosexuellen Erfahrungen habe.

»Ja«, sagte Verkamp verzweifelt, als die Ärztin darauf bestand, das zu wissen.

»Möchtest du mir davon erzählen?«

»Nein«, sagte Verkamp, der immer noch nicht das Bild des Rugbystürmers Botha mit der blonden Perücke vergessen konnte. »Nein. Das möchte ich nicht.«

Frau Dr. von Blimenstein blieb hart.

»Wir werden gar nichts erreichen, wenn du dich nicht mit  
deinem Unterbewußtsein befreundest«, sagte sie zu ihm. »Du  
mußt mir gegenüber absolut offen sein.«

»Ja«, sagte Verkamp, der nicht nach Fort Rapier gekommen  
war, um irgend jemandem gegenüber offen zu sein.

Wenn Dr. von Blimenstein tagsüber den Eindruck hatte, daß  
der Sex die Ursache von Verkramps Zusammenbruch sei, so  
legte sein Verhalten in der Nacht eine andere Erklärung nahe.  
Während sie an seinem Bett saß und sich Notizen über sein  
Gestammel machte, bemerkte sie, daß ein ganz neues Bild zum  
Vorschein kam. Verkamp verbrachte große Teile seiner Nächte  
damit, von Bomben und Geheimagenten zu zetern, und war  
deutlich von der Zahl zwölf besessen. Wenn sie sich vor Augen  
führte, wie oft sie während der Sabotageakte zwölf  
Detonationen gezählt hatte, wunderte sie sich kaum, daß der  
Sicherheitschef von Piemburg von dieser Zahl verfolgt wurde.  
Andererseits erhielt sie aus Verkramps Schlafgerede den  
unwiderleglichen Eindruck, daß er zwölf Geheimagenten für  
sich hatte arbeiten lassen. Sie beschloß, ihn am Morgen über  
dieses neue Symptom zu befragen.

»Was sagt dir die Zahl zwölf?« fragte sie, als sie ihn am  
nächsten Tag besuchte. Verkamp wurde blaß und fing an zu  
zittern.

»Ich muß es wissen«, sagte sie. »Es geschieht nur zu deinem  
Besten.«

»Das sage ich nicht«, erwiderte Verkamp, der wußte, falls er  
überhaupt was wußte, daß es nicht zu seinem Besten sein  
konnte, wenn er ihr von der Zahl zwölf erzählte.

»Vergiß nicht, daß ich in meiner Eigenschaft als Ärztin  
frage«, sagte sie, »und daß alles, was du mir sagst, ein  
Geheimnis zwischen uns bleibt.«

Luitenant Verkamp beruhigte das nicht.

»Sagt mir gar nichts«, sagte er, »ich weiß absolut nichts über

die Zahl zwölf.«

»Ich verstehe«, sagte die Ärztin und machte sich über seine Erregung einen Vermerk. »Dann erzählst du mir vielleicht was über die Fahrt nach Durban.«

Es gab keinen Zweifel, daß sie sich dicht am Zentrum von Verkramps Neurose befand. Seine Reaktion bezeugte das ganz deutlich. Als man den schlötternden Luitenant nach der Verabreichung eines Beruhigungsmittels wieder ins Bett gebracht hatte, war Dr. von Blimenstein überzeugt, daß sie eine Heilung zuwege bringen werde. Und allmählich kam ihr der Gedanke, daß auch noch andere Vorteile aus der Kenntnis seiner Probleme zu ziehen seien, und die Idee einer Heirat, die der Doktorin nie fern lag, sproß von neuem.

»Sag mal«, sagte sie, als sie Verkamp wieder ins Bett packte, »stimmt es, daß eine Frau nicht gezwungen werden kann, gegen ihren Ehemann auszusagen?«

Verkamp sagte, das stimme, und mit einem Lächeln, das besagte, er tue gut daran, über diese Sache nachzudenken, ging Dr. von Blimenstein aus dem Zimmer. Als sie eine Stunde später wiederkam, fand sie den Patienten zu einer Erklärung bereit, warum er von der Zahl zwölf besessen sei.

»Es gab zwölf Saboteure, und sie waren...«

»Quatsch«, schnauzte die Ärztin, »absoluter Quatsch. Es gab zwölf Geheimagenten, und sie arbeiteten für dich, und du hast sie mit dem Wagen nach Durban gebracht. Ist nicht das vielleicht die Wahrheit?«

»Ja. Nein, Nein, das ist sie nicht«, jammerte Verkamp.

»Nun höre mal gut zu. Balthasar Verkamp, wenn du so weiterlügst, laß ich dir eine Spritze mit Wahrheitsdroge verpassen, und wir kriegen ein tadelloses Geständnis aus dir raus, ehe du weißt, was überhaupt los ist.«

Aus seinem Bett starnte Verkamp sie voller Panik an.

»Das würdest du nicht tun«, kreischte er. »Das darfst du gar nicht.«

Frau Dr. von Blimenstein sah sich vielsagend in dem Raum um. Es war mehr eine Zelle als ein privates Krankenzimmer.

»Hier drin«, sagte sie, »kann ich machen, was mir gefällt. Du bist mein Patient, und ich bin dein Arzt, und wenn du irgendwelche Schwierigkeiten machst, lasse ich dich in eine Zwangsjacke stecken, und daran kannst du absolut nichts ändern. Also, bist du bereit, mir von deinen Problemen zu erzählen? Und denke dran, deine Geheimnisse sind bei mir sicher. Mich als deinen ärztlichen Berater kann niemand zwingen, ihm zu erzählen, was sich zwischen uns beiden zugetragen hat, es sei denn natürlich, ich müßte in den Zeugenstand. Dann stünde ich selbstverständlich unter Eid.« Die Ärztin machte eine Pause, dann fuhr sie fort: »Du hast doch gesagt, eine Frau kann nicht gezwungen werden, gegen ihren Mann auszusagen, stimmt's?«

Für Verkamp waren die Alternativen, denen er nun ins Gesicht sah, eher noch entsetzlicher als explodierende Strauße und schwule Polizisten. Er lag im Bett und überlegte, was er tun solle. Wenn er sich weigerte zuzugeben, daß er für alle die Bombenanschläge und Gewalttaten in der Stadt verantwortlich war, würde die Doktorin zur Wahrheitsdroge greifen und es aus ihm rausquetschen, und er hätte sich ihr Wohlwollen obendrein verscherzt. Wenn er es offen zugäbe, würde er den rechtlichen Folgen seines Eifers nur entgehen, um zum Altar geführt zu werden. Es gab offenbar kaum Alternativen. Er schluckte nervös, sah sich zum letzten, nicht verlobten Mal im Zimmer um und bat um ein Glas Wasser.

»Willst du mich heiraten?« sagte er schließlich.

Frau Dr. von Blimenstein lächelte hold.

»Natürlich will ich, mein Liebling. Natürlich will ich«, und einen Augenblick darauf lag Verkamp in ihren Armen, und der

Mund der Doktorin preßte sich schwer auf seine Lippen. Verkamp schloß die Augen und überlegte, wie das wohl wäre, ein ganzes Leben mit Dr. von Blimenstein. Es wäre, vermutete er, besser als gehenkt zu werden.

Als Kommandant van Heerden in Fort Rapier ankam, um den Luitenant zu besuchen, war es nicht verwunderlich, daß er seinen Weg mit ungewöhnlichen Hindernissen gepflastert fand. Als erstes stellte er fest, daß die Sekretärin am Auskunftsschalter in der Aufnahme entschieden wenig hilfsbereit war. Die Tatsache, daß sie eine Katatonisch-Schizophrene war, die von Dr. von Blimenstein wegen ihrer üblicherweise totalen Regungslosigkeit dazu ausgesucht worden war, in Zeiten akuter Personalknappheit auszuhelfen, führte beim Kommandanten zu einem rapiden Anstieg seines Blutdrucks.

»Ich verlange, Luitenant Verkamp zu sprechen«, schrie er die regungslose Katatonikerin an und war schon drauf und dran, Gewalt anzuwenden, als ein hochgewachsener Mann mit außerordentlich blassem Gesicht dazwischentrat.

»Ich glaube, er liegt auf Station C«, sagte der Mann. Der Kommandant dankte ihm und ging zur Station C, nur um festzustellen, daß sie ausschließlich mit manischdepressiven Frauen belegt war. Er ging wieder zur Aufnahme, und nach einer weiteren einseitigen Schreierei mit der katatonischen Sekretärin wurde ihm von dem langen, dünnen Mann, der zufällig gerade wieder vorbeikam, gesagt, Verkamp liege zweifellos auf Station H. Der Kommandant ging zur Station H, und obgleich er nicht in der Lage war zu diagnostizieren, worunter dort die Patienten litten, war er froh, als er feststellte, daß Verkamp nicht darunter war. Mieser Laune ging er zur Aufnahme zurück und traf den dünnen, langen Mann auf dem Korridor.

»Nicht da?« fragte der Mann. »Dann ist er bestimmt auf Station E.«

»Nun kommen Sie endlich mal auf den Pott«, schrie der Kommandant wütend. »Erst sagen Sie, er ist auf Station C, dann Station H und jetzt Station E.«

»Interessanter Punkt, den Sie da gerade angeschnitten haben«, sagte der Mann.

»Was denn für'n Punkt?« fragte der Kommandant.

»Über das Auf-den-Pott-kommen«, sagte der Mann. »Es setzt zuerst einmal voraus, daß es einen Unterschied zwischen Pott und Topf gibt. Wenn sie nämlich gesagt hätten: ›Kommen Sie endlich mal auf den Topf‹, dann wäre der tiefere Sinn ein ganz anderer gewesen.«

»Hören Sie zu«, sagte der Kommandant. »Ich bin hergekommen, um Luitenant Verkamp zu sprechen, und nicht, um mit Ihnen Haare zu spalten.« Er ging durch den Korridor davon, um nach Station E zu suchen, und stellte lediglich fest, daß sie in der Bantu-Abteilung lag, was es unwahrscheinlich machte, daß Verkamp dort war, egal, was er hatte. Der Kommandant ging wieder zur Aufnahme zurück und schwor, den langen, dünnen Mann umzubringen, wenn er ihn fände. Statt dessen sah er sich plötzlich Frau Dr. von Blimenstein gegenüber, die ihn scharf darauf hinwies, daß er hier in einem Krankenhaus und nicht in einer Polizeistation sei, und er solle sich gefälligst entsprechend benehmen. Durch diesen Autoritätsbeweis einigermaßen gedämpft, folgte ihr der Kommandant in ihr Büro.

»Also, was wünschen Sie?« fragte sie, setzte sich hinter ihren Schreibtisch, und beäugte ihn kalt.

»Ich möchte Luitenant Verkamp besuchen«, sagte der Kommandant.

»Sind Sie der Vater, ein Verwandter oder Vormund?« fragte die Ärztin.

»Ich bin ein Polizeibeamter, der ein Verbrechen untersucht«, sagte der Kommandant.

»Dann haben Sie sicher eine Vollmacht. Die möchte ich bitte mal sehen.

Der Kommandant sagte, er habe keine Vollmacht. »Ich bin der Polizeikommandant von Piemburg, und Verkamp untersteht meinem Befehl. Ich brauche keine Vollmacht, um ihn zu besuchen, ganz gleich, wo er ist.«

Dr. von Blimenstein lächelte herablassend.

»Sie haben offenbar keinen Begriff von Krankenhausregeln«, sagte sie. »Wir müssen sehr genau darauf achten, wer unsere Patienten besucht. Wir können nicht zulassen, daß sie von irgendwelchen flüchtigen Bekannten gestört oder über ihre Arbeit ausgefragt werden. Schließlich sind Balthasars Probleme weitgehend auf Überarbeitung zurückzuführen, und leider betrachte ich Sie als den dafür Verantwortlichen.«

Der Kommandant war so verdutzt, als er hörte, Verkamp heiße Balthasar, daß ihm keine passende Erwiderung einfiel.

»Aber wenn Sie mir einen Eindruck von der Art der Fragen geben könnten, die Sie ihm stellen wollen, könnte ich Ihnen vielleicht behilflich sein«, fuhr die Ärztin fort, sich der Überlegenheit bewußt, die sie bereits gewonnen hatte.

Der Kommandant konnte sich sehr viele Fragen vorstellen, die er dem Luitenant stellen wollte, aber er hielt es für klüger, sie jetzt nicht zu erwähnen. Er erklärte, er wolle einfach herausbekommen, ob Verkamp nicht irgendwie Licht in die Serie von Bombenanschlägen bringen könne, die es neulich gegeben habe.

»Aha«, sagte Dr. von Blimenstein. »Also, wenn ich Sie richtig verstehe, sind Sie recht zufrieden damit, wie der Luitenant in Ihrer Abwesenheit die Stellung gehalten hat?«

Kommandant van Heerden kam zu dem Schluß, daß eine Politik der Beschwichtigung der einzige wahrscheinliche Weg sei, die Ärztin so weit zu kriegen, daß sie ihm erlaubte, Verkamp ein paar Fragen zu stellen.

»Ja«, sagte er, »Luitenant Verkamp hat alles in seiner Macht Stehende getan, um die Schwierigkeiten zu beenden.«

»Gut«, sagte Dr. von Blimenstein hoffnungsvoll, »es freut mich, das von Ihnen zu hören. Sie verstehen, daß es wichtig ist, dem Patienten keinen Anlaß zu geben, sich schuldig zu fühlen. Balthasars Schwierigkeiten röhren vor allem aus einem eingefleischten Schuld- und Minderwertigkeitsgefühl. Und diese Gefühle wollen wir doch jetzt nicht noch verstärken, nicht wahr?«

»Nein«, sagte der Kommandant, der nur zu gerne glaubte, daß die Schwierigkeiten Verkramps etwas mit Schuld zu tun hatten.

»Also, wenn ich Sie recht verstehe, sind Sie absolut zufrieden mit seiner Arbeit und haben den Eindruck, daß er die Situation mit Geschick und einem außerordentlichen Maß an Gewissenhaftigkeit gemeistert hat. Ist das richtig?«

»Absolut«, sagte der Kommandant, »er hätte es nicht besser machen können, selbst wenn er's versucht hätte.«

»In dem Fall, denke ich, ist es vollkommen in Ordnung, daß Sie ihn sprechen«, sagte Dr. von Blimenstein und schaltete das transportable Tonbandgerät auf ihrem Schreibtisch ab. Sie stand auf und schritt den Korridor hinunter, gefolgt vom Kommandanten, der allmählich das Gefühl hatte, auf ziemlich subtile Weise aufs Kreuz gelegt worden zu sein. Sie stiegen mehrere Treppen hinauf und gelangten in einen anderen Korridor. »Wenn Sie hier mal eben warten würden«, sagte die Ärztin. »Ich gehe schnell rein und sage ihm, daß Sie ihn sprechen möchten.« Und damit ließ sie den Kommandanten in einem kleinen Warteraum stehen und verschwand in Verkramps Zimmer.

»Wir haben Besuch«, verkündete sie heiter, als Verkamp sich zitternd in seinem Bett verkroch.

»Wer ist es denn?« fragte er matt.

»Nur ein alter Freund«, sagte sie. »Er möchte dir bloß ein paar

Fragen stellen. Kommandant van Heerden.«

Verkamp nahm eine neue und furchtbare Blässe an.

»Aber es besteht doch gar kein Grund zur Aufregung«, sagte Dr. von Blimenstein, setzte sich auf die Bettkante und ergriff seine Hand. »Du mußt Fragen nur beantworten, wenn du es willst.«

»Also, ich will nicht«, sagte Verkamp mit Nachdruck.

»Dann brauchst du's auch nicht«, sagte sie und zog ein Fläschchen und ein Stück Zucker aus ihrer Tasche.

»Was ist das?« fragte Verkamp ängstlich.

»Etwas, das dir hilft, keine Fragen zu beantworten, mein Liebling«, sagte die Ärztin und steckte ihm das Zuckerstückchen in den Mund. Verkamp schluckte es runter und legte sich zurück.

Zehn Minuten später wurde der Kommandant, der versuchte, trotz des langen Wartens bei Laune zu bleiben, indem er eine Autoillustrierte las, durch Schreie aufgeschreckt, die aus dem Korridor herüberschallten. Es hörte sich an, als mache ein Patient alle Qualen der Hölle durch.

Dr. von Blimenstein kam ins Zimmer zurück. »Er ist jetzt bereit, Sie zu sehen«, sagte sie. »Aber ich möchte Ihnen dringend raten, sanft mit ihm umzugehen. Er hat heute einen seiner guten Tage, und wir wollen ihn doch nicht unnötig aufregen, nicht?«

»Nein«, sagte der Kommandant, der sich über die wahnsinnigen Schreie hinweg verständlich zu machen versuchte. Die Ärztin schloß eine Tür auf, und der Kommandant spähte ängstlich in das Zimmer. Was er erblickte, ließ ihn eilig in den Flur zurückflüchten.

»Kein Grund zur Beunruhigung«, sagte die Doktorin und schob ihn wieder in das Zimmer. »Stellen Sie ihm Ihre Fragen nur behutsam und regen Sie ihn nicht auf.« Sie verschloß die

Tür hinter dem Kommandanten, und der sah sich plötzlich in einem kleinen Zimmer allein mit einem schreiend vor ihm Reißaus nehmenden Wesen, dessen Gesicht, als der Kommandant einen kurzen Blick darauf erhaschen konnte, einige Ähnlichkeit mit den Zügen Luitenant Verkramps hatte. Die dünne Nase, die stechenden Augen und das eckige Profil waren die des Stellvertreters des Kommandanten, aber damit hörte die Ähnlichkeit auch auf. Verkamp schrie nicht so, und eigentlich konnte sich der Kommandant nicht denken, was so schrie. Verkamp sabberte nicht so, Verkamp hastete nicht so zur Seite, und vor allem klammerte Verkamp sich nicht so an die Fenstergitter.

Als sich der Kommandant entsetzt in eine Ecke an der Tür drückte, wußte er, daß seine Fahrt hierher umsonst gewesen war. Was ihn der Tag auch sonst gelehrt haben mochte, eines war sicher: Luitenant Verkramps Irrsinn war nicht zu bezweifeln.

»Hu, hu, Schneemann Picker macht voll Nigger«, kreischte Verkamp, sprang mit einem Satz von den Fenstergittern weg und verschwand immer noch schreiend unter dem Bett, um sogleich wieder darunter aufzutauchen und nach n Beinen des Kommandanten zu grapschen. Der Kommandant versetzte ihm einen Tritt, und Verkamp schoß quer durch das Zimmer und wieder an den Fenstergittern hoch. »Ich will hier raus«, schrie der Kommandant und sah sich mit einer so wahnsinnigen Wut gegen die Tür bummern, daß sie der Rage des Luitenant glich. Ein Auge beobachtete ihn durch das Guckloch in der Tür.

»Haben Sie ihm wirklich schon alle Fragen gestellt, die Sie auf dem Herzen hatten?« fragte Dr. von Blimenstein. »Ja, ja«, schrie der Kommandant verzweifelt. »Und es besteht kein Zweifel, daß Balthasar keine Verantwortung für das trifft, was passiert ist?«

»Verantwortung?« rief der Kommandant. »Natürlich ist er ohne jede Verantwortung.« Die Frage schien ihm völlig unnötig.

Frau Dr. von Blimenstein schloß die Tür auf, und der Kommandant taumelte in den Korridor. Hinter ihm hing Verkamp immer noch am Fenster und schnatterte Unverständliches, während seine Augen mit einer Heftigkeit leuchten, daß der Kommandant keinen Zweifel mehr hatte, daß dies ein Zeichen unheilbaren Wahnsinns sei. »Einer seiner guten Tage«, sagte die Ärztin, verschloß die Tür und ging in ihr Büro zurück.

»Was sagten Sie vorhin, was ihm fehlt?« fragte der Kommandant und überlegte, wie wohl Verkramps schlechte Tage aussähen.

»Eine leichte Depression infolge von Überarbeitung.«

»Großer Gott«, sagte der Kommandant, »ich hätte nicht gedacht, daß das was Leichtes wäre.«

»Ach, aber dann haben Sie keine Ahnung von Geisteskrankheiten«, sagte die Ärztin. »Das ist echt wieder mal Laienverständ.«

»Malaienverständ? Das würde ich nicht sagen«, sagte der Kommandant. »Meinen Sie, daß er wieder gesund wird?«

»Absolut«, sagte die Ärztin. »In ein paar Tagen ist er wieder gesund und munter wie ein Füllen auf der Weide.«

Kommandant van Heerden hörte sich ergeben ihre fachmännische Meinung an und dankte ihr mit einer Höflichkeit für ihre Hilfe, die der Überzeugung entsprang, daß sie es trotzdem mit einem hoffnungslosen Fall zu tun habe.

»Wenn ich mal irgendwas für Sie tun kann«, sagte sie zu ihm, »dann rufen Sie mich ohne Bedenken an.«

Mit einem stummen Gebet, daß er das nie nötig haben möge, verließ der Kommandant das Sanatorium. In seinem Zimmer setzte Lieutenant Verkamp seinen Trip fort. Er hatte das erste Mal LSD geschluckt.

## 13

Wenn der Besuch in der Irrenanstalt Fort Rapier Kommandant van Heeren neue und schreckliche Einsichten in die irrationalen Tiefen der menschlichen Psyche vermittelte hatte, dann tat der nächste Punkt auf seiner Tagesordnung nichts, um bei ihm den Eindruck zu verwischen, daß sich während seiner Abwesenheit jedermann in Piemburg zum Schlechten verändert hatte. Natürlich waren die sechsunddreißig Gestalten, die aus den Zellen wankten, um des Kommandanten aufrichtige Entschuldigungen und Ausdrücke des tiefsten Bedauerns entgegenzunehmen, nicht mehr die aufrechten und imponierenden öffentlichen Erscheinungen, die sie vor vierzehn Tagen gewesen waren. Der Bürgermeister, den der Kommandant als ersten zu sehen beschlossen hatte, war nicht imstande, dieses zu erwideren. Seine Augen waren geschwollen und schwarz, weil, wie der Sicherheitsbeamte dem Kommandanten mitteilte, der Häftling seinen Kopf gegen die Zellentürklinke gerammt habe. Da die Zellen keine Türklinken hatten, hörte sich die Erklärung nicht sehr plausibel an. Der Rest des Bürgermeisters war in keinem viel besseren Zustand. Er hatte acht Tage hintereinander mit einem Sack über dem Kopf aufrecht stehen müssen, und man hatte ihm nicht erlaubt, seine persönlichen Verrichtungen, ganz zu schweigen von seinen öffentlichen, in einer Art und Weise durchzuführen, wie sie seinem Amt angestanden hätten. So kam es, daß er von oben bis unten mit Dreck beschmiert war und in dem Wahn lebte, er habe bei einem Bürgermeisterbankett den Vorsitz.

»Das ist ein äußerst bedauerlicher Vorfall«, begann der Kommandant, der sich ein Taschentuch vor die Nase hielt.

»Ich habe die Ehre, heute hier in dieser erlauchten Versammlung zu sein«, murmelte der Bürgermeister.

»Ich möchte Ihnen meine...«, sagte der Kommandant.

»...aufrichtigen Glückwünsche zu...«, unterbrach der Bürgermeister.

»... dieser unverantwortlichen Tat aussprechen«, sagte der Kommandant.

»Nicht jeder hat die große Ehre...«

»Sie hinter Schloß und Riegel gesteckt zu haben.«

»Der Allgemeinheit nach besten Kräften zu dienen...«

»Wird nicht wieder vorkommen.«

»Ich freue mich...«

»Ach, leck mich am Arsch«, sagte der Kommandant, der den Faden verloren hatte. Nachdem schließlich dem Bürgermeister drei Wärter dabei geholfen hatten, eine Erklärung zu unterschreiben, die er nicht mal sehen, geschweige denn lesen konnte, und die besagte, daß er sich über die Art seiner Behandlung nicht beklagen könne und der Polizei für ihren Schutz danke, wurde er zu einem Krankenwagen hinausgetragen, wo man ihm mitteilte, er dürfe nach Hause fahren.

Einige der anderen Häftlinge waren Vernurftsgründen weniger zugänglich, und einer oder zwei hatten den Wahn, der Kommandant sei lediglich ein neuer und noch gemeinerer Fragesteller.

»Ich weiß, was Sie von mir wissen wollen«, versicherte der Direktor der Barclays Bank, als er den Kommandanten sah.  
»Also gut, ich gebe es zu. Ich bin Mitglied der Anglikanischen Kirche und Kommunist.«

Der Kommandant sah den Direktor einigermaßen perplex an. Das Gesicht des Direktors war furchtbar zerschlagen, und seine Fußknöchel waren von dem langen Stehen entsetzlich angeschwollen.

»Sind Sie das wirklich?« fragte der Kommandant zweifelnd.

»Nein«, sagte der Direktor, durch den skeptischen Ton

ermutigt. »Das bin ich nicht. Ich gehe kaum zur Kirche. Nur, wenn meine Frau darauf besteht, und die ist Baptistin.«

»Verstehe«, sagte der Kommandant. »Aber Sie sind Kommunist.«

»Oh mein Gott«, jammerte der Bankdirektor, »wäre ich Bankdirektor, wenn ich Kommunist wäre?«

Der Kommandant schob das Formular, das die Polizei entlastete, über den Schreibtisch. »Mich interessiert es einen Dreck, was Sie sind, solange Sie mir dieses Formular unterschreiben«, sagte er gereizt. »Wenn Sie sich weigern, bringe ich Sie wegen Sabotage vor Gericht.«

»Sabotage?« krächzte der Direktor entsetzt. »Aber ich habe keine Sabotage begangen.«

»Nach Ihrem eigenen Eingeständnis haben Sie in den Hluwe-Stausee gepinkelt, und das stellt nach der Allgemeinen Gesetzreform von 1962 Sabotage dar.«

»Das Pinkeln in einen Stausee?«

»Die Verunreinigung des öffentlichen Wasserversorgungssystems. Darauf steht Todesstrafe.« Der Bankdirektor unterschrieb das Formular und wurde hinausgeführt.

Bis sich der Kommandant zu seiner Zufriedenheit mit allen Häftlingen beschäftigt hatte, war es spät am Abend, und noch immer stand er vor dem unlösbaren Problem der Welle von Bombenanschlägen. Gewiß, es hatte keine Explosionen mehr gegeben, seitdem die Straße sich selber und so viele öffentliche Bauwerke in die Luft gesprengt hatten, aber das Vertrauen der Öffentlichkeit wäre erst dann wieder hergestellt, wenn man die Saboteure verhaftet hätte. Der Kommandant verließ das Gefängnis und sagte Els, er solle ihn zur Polizeidienststelle zurückfahren.

Als er die Treppe hinaufstieg und am Schreibtisch des

Diensthabenden vorbeiging, wo ein Wachtmeister mit einem Mann herumturtelte, der nur hatte melden wollen, daß man ihm den Wagen gestohlen hatte, wurde dem Kommandanten die Größe der vor ihm liegenden Aufgabe klar. Mit einer völlig demoralisierten Polizeitruppe hatte er die Stadt gegen Saboteure zu verteidigen, die so gut ausgerüstet waren, daß sie sogar Polizeisprengstoff für ihre Bombenanschläge benutzten, und die, von dem einen Toten in der Toilette des Majestic Cinema abgesehen, absolut unidentifizierbar blieben. Das war eine Aufgabe, die einen unbedeutenderen Mann überfordert hätte, und Kommandant van Heerden hatte keine Illusionen. Er war ein unbedeutenderer Mann.

Er ließ sich eine gemischte Grillplatte aus einem griechischen Restaurant kommen und schickte nach Sergeant Breitenbach.

»Wissen Sie irgendwas von diesen Geheimagenten«, sagte er, »von denen Verkamp immer gesprochen hat?«

»Ich denke doch, Sie werden den Kontakt zu ihnen wiederherstellen«, sagte der Sergeant.

»Das ist nicht der einzige Kontakt, den er verloren hat, das kann ich Ihnen sagen«, sagte der Kommandant mit Gefühl. Verkramps gräßliche Possen hatte er noch frisch im Gedächtnis. »Weiß sonst jemand, wer sie sind?«

»Nein, Sir.«

»Es muß doch Akten geben«, sagte der Kommandant.

»Verbrannt, Sir.«

»Verbrannt? Wer hat sie denn verbrannt?«

»Verkamp, als er verrückt wurde, Sir.«

»Was denn, den ganzen verdammten Krempel?«

Sergeant Breitenbach nickte. »Er hatte eine Akte, die hieß ›Operation Rotes Fiasko‹. Ich habe nie gesehen, was drin war, aber ich weiß, daß er sie in der Nacht verbrannte, als die Strauß explodierten. Die haben ihn wahnsinnig aufgeregt, Sir, diese

Strauße. Er war ein völlig anderer Mensch, als einer auf der Straße da draußen in die Luft ging.«

»Ja, naja, das hilft uns nicht sehr viel weiter«, sagte der Kommandant, als er mit seiner gemischten Grillplatte fertig war und sich den Mund abwischte. »Wissen Sie«, fuhr er fort und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, »etwas frage ich mich schon lange, und das ist, warum die Kommunisten mein Haus mit Abhörmikrofonen verwanzt haben. Verkamp hatte offenbar den Eindruck, sie versuchten, irgendwas über mich zu erfahren. Hörte sich nicht sehr plausibel an. Ich tu doch gar nichts.«

»Nein, Sir«, sagte der Sergeant. Er sah sich ziemlich nervös im Raum um. »Meinen Sie, Luitenant Verkamp wird jemals wieder gesund, Sir?«

Kommandant van Heerden hatte, was das betraf, keine Zweifel.

»Nichtmal die Chance einer Zelluloidratte in der Hölle«, sagte er aufgeräumt. Sergeant Breitenbach wirkte erleichtert.

»In dem Fall, meine ich, sollten Sie wissen, daß nicht die Kommunisten die Mikrofone dort angebracht haben, Sir.« Er machte eine Pause, um den Schlüssen aus dieser Bemerkung Gelegenheit zu geben, sich zu setzen.

»Sie meinen...«, sagte der Kommandant und nahm eine beängstigende Farbe an.

»Verkamp, Sir«, sagte eilig der Sergeant.

»Sie meinen, der Scheißkerl hat mein Haus verwanzt?« schrie der Kommandant. Sergeant Breitenbach nickte stumm und wartete, bis der Ausbruch des Kommandanten von allein aufhörte.

»Er sagte, er hätte von BOSS den Befehl dazu, Sir«, sagte er, als der Kommandant sich etwas beruhigt hatte.

»BOSS?« fragte der Kommandant. »Befehl von BOSS?« Ein neuer Schreckenston war in seiner Stimme.

»Genau das hat er gesagt, Sir. Ich glaube aber, er hatte keinen«, sagte Sergeant Breitenbach zu ihm.

»Ich verstehe«, sagte der Kommandant und versuchte, darüber nachzudenken, warum das Bureau of State Security an seinem Privatleben so interessiert sein sollte. Der Gedanke war nicht gerade beruhigend. Leute, die für BOSS interessant waren, fielen öfter mal aus Fenstern im zehnten Stock des Sicherheitshauptquartiers in Johannesburg.

»Ich glaube, das gehörte alles zu seinem Wahnsinn, Sir«, fuhr der Sergeant fort, »zu seiner Keuschheitskampagne.«

Der Kommandant sah ihn matt an.

»Du lieber Gott«, sagte er. »Wollen Sie damit sagen, daß Verkramps ganzes Gerede von kommunistischen Agenten nichts weiter als ein Vorwand war herauszufinden, ob ich ein Liebesverhältnis hätte?«

»Ja, Sir«, sagte Sergeant Breitenbach, der verzweifelt entschlossen war, nicht zu sagen, mit wem der Kommandant ein Liebesverhältnis zu haben im Verdacht gestanden hatte.

»Tja, da kann ich nur sagen, Verkamp kann von Glück reden, daß er in einer Irrenanstalt ist. Wenn er's nicht wäre, ließe ich den Kerl degradieren.«

»Ja, Sir«, sagte der Sergeant. »Keine Detonationen heute abend.« Er war ängstlich darauf bedacht, das Gesprächsthema vom Privatleben des Kommandanten wegzulenken. Kommandant van Heerden sah aus seinen scheibenlosen Fenstern und seufzte.

»Keine gestern abend. Keine vorgestern abend. Keine, seitdem Verkamp in der Klapsmühle ist. Komisch, nicht?« sagte er.

»Sehr komisch, Sir.«

»Alle Anschläge fallen mit Verkramps Zeit als Leiter der Polizeidienststelle zusammen«, fuhr der Kommandant fort. »Der

ganze Sprengstoff kam aus dem Polizeiarsenal. Wirklich sehr komisch.«

»Denken Sie, was ich denke?« fragte der Sergeant.

Kommandant van Heerden sah ihn aufmerksam an.

»Ich denke nicht nach über das, was ich denke, und ich möchte Ihnen raten, dasselbe zu tun«, sagte er. »Es verträgt kein Nachdenken.« Er versank in Schweigen und sann über die erschreckende Aussicht nach, die ihm Sergeant Breitenbachs Mitteilung eröffnet hatte. Wenn keine kommunistischen Agenten in die Verwanzung seines Hauses mit Abhörmikrofonen verwickelt waren... Er ließ es bleiben, diesen Gedankengang weiter zu verfolgen. Und welches Interesse hatte BOSS an der Geschichte? Wiederum erschien ihm die Überlegung als sehr gefährlich.

»Tja, ich weiß nur eines: daß wir mit den Saboteuren vor Gericht aufwarten und sie ihrer Verbrechen überführen müssen, sonst ist mein Job hier nicht mehr sicher. Es wird einen öffentlichen Aufschrei über diese Dinge gegen, und irgend jemand muß dann auf dem Schafott stehen.« Er erhob sich müde. »Ich gehe ins Bett«, sagte er. »Das reicht mir für einen Tag.«

»Nur noch eines, Sir, was Sie meiner Meinung nach bedenken sollten«, sagte der Sergeant. »Ich habe ein paar Berechnungen über die Bombenanschläge angestellt.« Er legte dem Kommandanten ein Papier vor. »Wenn Sie das hier mal betrachten, werden Sie sehen, daß sich in jeder der fraglichen Nächte zwölf Explosionen ereigneten. Richtig?« Kommandant van Heerden nickte. »Am Tag, bevor Sie auf Urlaub fuhren, ließ Lieutenant Verkamp zwölf neue Schlüssel für das Polizeiarsenal anfertigen.« Er machte eine Pause, und der Kommandant setzte sich wieder hin und hielt sich den Kopf.

»Weiter«, sagte er schließlich. »Bringen wir's hinter uns.«

»Nun ja, Sir«, fuhr der Sergeant fort. »Ich habe mal den

Männern auf den Zahn gefühlt, die die Botschaften der Geheimagenten in Empfang nahmen, und es sieht fast so aus, als hätte es auch zwölf Geheimagenten gegeben.«

»Wollen Sie mir etwa erzählen, Verkamp selbst hätte diese Anschläge organisiert?« fragte der Kommandant und wußte, daß das eine ganz überflüssige Frage war. Es war klar, was Sergeant Breitenbach dachte.

»Es sieht fast so aus, Sir«, sagte er.

»Aber warum zum Teufel? Es ergibt doch verdammt nochmal keinen Sinn«, schrie der Kommandant wütend.

»Ich glaube, er war immer schon verrückt, Sir«, sagte der Sergeant.

»Verrückt?« brüllte der Kommandant. »Verrückt? Er war nicht bloß verrückt. Er war verdammt irre.«

Als Kommandant van Heerden in dieser Nacht zu Bett ging, war er selbst fast irre. Die ungewöhnlichen Ereignisse des Tages hatten ihren Tribut gefordert. Während er, sich im Bett hin und herwälzend, eine unruhige Nacht verbrachte, mischten sich Bilder von explodierenden Straßen und homosexuellen Polizisten auf beunruhigende Weise mit Mrs. Heathcote-Kilkoon, die, mit nichts außer Zylinder und Stiefeln bekleidet, auf einem kolossalen Roß über eine von Bombenkratern zerrissene Landschaft ritt, während Els im Hintergrund dämonisch lächelte.

In der Irrenanstalt Fort Rapier verbrachte der Urheber des Großteils der Nöte des Kommandanten ebenfalls eine ziemlich unerfreuliche Nacht. Sicher war sie nicht so furchtbar wie der Trip, auf dem er am Tage gewesen war, aber sie war schlimm genug, um Dr. von Blimenstein davon zu überzeugen, daß sie sich in der Stärke der Dosis, die sie ihm verpaßt hatte, vielleicht geirrt haben könnte.

Nur Wachtmeister Els schlieft gut. Als er es sich in Verkramps Wohnung bequem gemacht hatte, die er angeblich bewachte, hatte er dessen Sammlung von Nacktmagazinen gefunden, und nachdem er sie durchgeblättert hatte, war er eingeschlafen und hatte von Wachtmeister Botha geträumt, dessen blonde Perücke Els überaus reizend fand. Einige Male zuckte er im Schlaf wie ein Hund, der vom Jagen träumt. Am Morgen stand er auf und fuhr zum Haus des Kommandanten, wo dumpfe Flüche aus der Küche die Vermutung nahelegten, daß der Leitartikel im *Zululand Chronicle* nicht sehr nach dem Geschmack des Kommandanten war.

»Ich wußte es, ich wußte es«, schrie er und fuchtelte mit dem beleidigenden Artikel herum, der die Polizei der Inkompetenz, der Folterung unschuldiger Menschen und allgemein der Unfähigkeit bezichtigte, Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten. »Nächstens werden sie noch einen Untersuchungsausschuß fordern. Wohin zum Teufel ist es nur mit diesem Lande gekommen? Wie soll ich denn verdammt nochmal Recht und Ordnung aufrecht erhalten, wenn die Hälfte meiner Männer Scheiß Tunten sind?«

Mrs. Roussouw war entsetzt. »Was für Ausdrücke«, sagte sie scharf. »Die Wände haben Ohren.«

»Das ist auch sowas«, schnauzte der Kommandant. »Ist Ihnen eigentlich klar, daß ich die letzten Monate hier in sowas wie einem Hörsaal gewohnt habe? Hier gibt's mehr Wanzen...«

Mrs. Roussouw hatte genug gehört. »Das dürfen Sie mir nicht nochmal sagen«, sagte sie. Draußen vor dem Fenster grinste Wachtmeister Els in sich hinein und lauschte mit immer größerem Vergnügen dem sich anschließenden Streit. Als Kommandant van Heerden aus dem Haus kam, hatte er Mrs. Roussouw überredet, weiter als Haushälterin bei ihm zu bleiben, aber erst, nachdem sie ihn so weit gebracht hatte, sich für seine Kritik an ihrer Arbeit zu entschuldigen.

Als der Kommandant in der Polizeidienststelle erschien, wartete bereits ein anderer Trupp wütender Frauen auf ihn.

»Abordnung von Polizistenfrauen, Sir«, sagte Sergeant Breitenbach, als der Kommandant die Treppe erklimmen hatte, auf der die Frauen versammelt waren.

»Was zum Kuckuck wollen sie denn?« fragte der Kommandant.

»Es geht darum, daß ihre Männer schwul geworden sind«, erklärte der Sergeant. »Sie sind hergekommen, um Ersatz zu fordern.«

»Ersatz?« schrie der Kommandant auf. »Ersatz? Wie zum Teufel soll ich sie denn ersetzen?«

»Ich glaube, Sie haben nicht ganz verstanden«, sagte der Sergeant, »sie möchten, daß Sie etwas wegen ihrer Männer unternehmen.«

»Ach so, na schön. Bringen Sie sie rein«, sagte der Kommandant matt. Sergeant Breitenbach verließ das Zimmer, und wenig später sah sich der Kommandant zwölf stattlichen und ohne jede Frage frustrierten Frauen gegenüber.

»Wir sind hergekommen, um eine offizielle Beschwerde vorzubringen«, sagte die Stattlichste der Damen, die offenbar die Sprecherin der Gruppe war.

»Ganz recht«, sagte der Kommandant. »Das versteh ich vollkommen.«

»Ich glaube nicht, daß Sie das tun«, sagte die Frau. Der Kommandant sah sie an und dachte, er täte es doch.

»Ich nehme an, es handelt sich um Ihre Männer«, sagte er.

»Genau«, sagte die stattliche Frau. »Unsere Männer sind zu Experimenten herangezogen worden, die sie ihrer Männlichkeit beraubt haben.«

Der Kommandant schrieb die Beschwerde auf ein Blatt Papier.

»Ich verstehe«, sagte er. »Und was erwarten Sie nun in dieser Angelegenheit von mir?«

Die große Frau sah ihn voll Verachtung an.

»Wir wollen, daß diese Sache auf der Stelle geradegebogen wird«, sagte sie. Der Kommandant lehnte sich zurück und starrte sie an.

»Geradegebogen?«

»Ja«, sagte die stattliche Dame mit Nachdruck.

Der Kommandant überlegte, was zu tun sei. Er beschloß, es mit Schmeicheln zu probieren.

»Ich glaube, das Mittel liegt in Ihren Händen«, sagte er mit vielsagendem Lächeln. Es war zweifellos das Falscheste, was er hatte sagen können.

»Wie ekelhaft«, schrie die Frau, »wie ungeheuer widerlich!«

Kommandant van Heerden wurde putterrot.

»Nein, bitte«, sagte er, »bitte, meine Damen...« Aber es gab kein Halten mehr.

»Nächstens sind's Möhren und Kerzen«, schrie eine der Frauen.

»Meine Damen, Sie mißverstehen mich«, sagte der Kommandant, der sie verzweifelt zu beruhigen versuchte. »Ich wollte nur sagen, wenn sie sich erstmal zusammentun...«

In dem folgenden Höllenspektakel konnte man Kommandant van Heerden sagen hören, er sei sicher, wenn sie sich alle zugehen und mit hartem Griff...

»Um Gottes willen, fassen Sie sich«, brüllte er, als die Frauen schreiend um seinen Schreibtisch herumstanden. Sergeant Breitenbach betrat das Zimmer und stellte mit Hilfe von zwei Hetero-Beamten die Ordnung wieder her.

Schließlich erklärte der sichtlich aufgelöste Kommandant den Damen, er werde tun, was er könne.

»Seien Sie versichert, daß ich alle Hebel in Bewegung setze, damit Ihre Männer wieder zu ihren ehelichen Pflichten zurückkehren«, sagte er, und die Frauen verließen im Gänsemarsch das Büro. Auf der Treppe fragte Wachtmeister Els ein paar von ihnen, ob er ihnen irgendwie behilflich sein könne, und machte für den Abend drei Verabredungen aus. Als sie alle gegangen waren, gab der Kommandant Sergeant Breitenbach den Auftrag, Fotos von nackten Männern machen zu lassen.

»Wir müssen die Sache wieder rückgängig machen«, sagte er.

»Schwarze oder weiße Männer, Sir?«

»Beides«, sagte der Kommandant, »wir wollen der Lotterwirtschaft hier ein Ende machen.«

»Meinen Sie nicht, wir sollten einen richtigen Psychiater um Rat fragen?« fragte der Sergeant.

Kommandant van Heerden dachte darüber nach.

»Was meinen Sie, wo Verkamp die Idee eigentlich her hatte?« fragte er.

»Er hat ein Buch gelesen von einem gewissen Professor Eis-Eng.«

»Ist aber ein komischer Name für einen Professor«, sagte der Kommandant.

»Ist auch ein komischer Professor«, sagte der Sergeant, »und deshalb meine ich, wir sollten uns einen richtigen Psychiater zu Hilfe holen.«

»Da haben Sie wohl recht«, stimmte der Kommandant zweifelnd zu. Der einzige Psychiater, den er kannte, war Frau Dr. von Blimenstein, und er hügte sich, sie um Unterstützung zu bitten.

Aber bis gegen Mittag hatte er seine Meinung geändert. Eine Abordnung von Piemburger Geschäftsleuten hatte ihn besucht und ihm ihre Absicht unterbreitet, eine Selbstschutztruppe aufzustellen, um die Polizei bei ihren bislang fruchtlosen

Bemühungen zu unterstützen, Leben und Eigentum vor den Terroristen zu schützen, und der Kommandant hatte mehrere Briefe von Anwälten erhalten, in denen erklärt wurde, daß ihre Klienten, nämlich der Bürgermeister und fünfunddreißig weitere prominente Bürger, widerrechtlich festgenommen und gefoltert worden seien. Um allem die Krone aufzusetzen, hatte er einen Telefonanruf vom Polizeikommissar von Zululand erhalten, der die sofortige Verhaftung der für die Sabotageakte verantwortlichen Leute verlangte.

»Ich mache Sie persönlich für alles haftbar, van Heerden«, schrie der Kommissar, der schon jahrelang nach einem Vorwand gesucht hatte, den Kommandanten abzusetzen. »Verstanden? Persönlich haftbar für alles, was vorgefallen ist. Entweder es passiert was oder ich verlange Ihren Abschied. Verstanden?«

Der Kommandant verstand und legte den Hörer mit einem Blick einer sehr großen Ratte in einer sehr engen Ecke wieder auf.

In der nächsten halben Stunde wurden die Folgen der Drohung des Kommissars langsam spürbar.

»Ist mir völlig Wurscht, um wen sich's handelt«, brüllte der Kommandant Sergeant Breitenbach an, »ich will, daß jede Gruppe von elf Leuten auf der Stelle verhaftet wird.«

»Was, auch der Bürgermeister und die Stadträte?« fragte der Sergeant.

»Nein«, kreischte der Kommandant. »Nicht der Bürgermeister und die Stadträte, aber jede andere verdächtige Gruppe.«

Wie üblich hatte Sergeant Breitenbach was einzuwenden.

»Ich meine, das würde das Unglück herausfordern, Sir«, erklärte er.

»Unglück?« schrie der Kommandant. »Ja, was meinen Sie denn, wo wir bereits drinstecken? Schließlich ist es mein Hals, der auf dem Block liegt, und wenn Sie denken, ich gebe dem

Scheiß Kommissar die Gelegenheit, ihn mir durchzuhacken, dann haben Sie falsch gedacht.«

»Es ist BOSS, woran ich denke, Sir«, sagte der Sergeant.

»BOSS?«

»Lutenant Verkramps Agenten waren wahrscheinlich Leute vom Bureau of State Security in Pretoria, Sir. Wenn wir sie verhaften, wäre BOSS wohl nicht sehr glücklich darüber.«

Der Kommandant sah ihn entsetzt an.

»Also, was zum Teufel soll ich Ihrer Meinung nach tun?« fragte er immer hysterischer. »Der Kommissar sagt, ich soll die Männer verhaften, die die Bombenanschläge ausführten. Sie sagen, ich brächte BOSS in Harnisch, wenn ich's täte. Was zum Kuckuck soll ich denn machen?«

Sergeant Breitenbach fiel dazu nichts ein. Schließlich widerrief der Kommandant seinen Befehl, alle Gruppen von elf Leuten zu verhaften, und nachdem er den Sergeant weggeschickt hatte, saß er an seinem Schreibtisch mit einem Problem vor sich, das unlösbar schien.

Zehn Minuten später war er bei einer Lösung angelangt und wollte eben Els zu den Zellen hinunterschicken, um elf schwarze Gefangene aussuchen zu lassen, die sich in einem gestohlenen Auto voller Polizeisprengstoff selber in die Luft jagen sollten - als Beweis dafür, daß die Südafrikanische Polizei im allgemeinen und Kommandant van Heerden im besonderen schnell und erfolgreich gegen kommunistische Saboteure zu handeln verstünden, als ihm bewußt wurde, daß der Plan einen Fehler hatte. Die Männer, die beim Straußbefüttern gesehen worden waren, waren alle weiß. Mit einem Fluch wandte sich der Kommandant wieder dem Problem zu.

»Verkamp muß wahnsinnig sein«, murmelte er zum zigsten Male und dachte eben über das Wesen des Verkrampschen Wahnsinns nach, als ihm eine brillante Lösung einfiel.

Er griff zum Telefon, rief Dr. von Blimenstein an und verabredete sich mit ihr nach dem Mittagessen.

»Bitte, was wollen Sie von mir?« fragte Frau Dr. von Blimenstein, als ihr der Kommandant seinen Vorschlag unterbreitet hatte. Sie machte eine Bewegung, um das Tonbandgerät anzuschalten, aber der Kommandant griff danach und zog das Kabel aus der Steckdose.

»Sie scheinen immer noch nicht begriffen zu haben«, sagte der Kommandant grimmig entschlossen, die Doktorin zur Vernunft zu bringen. »Entweder Sie arbeiten mit mir zusammen oder ich lasse Verkamp hier rausholen und bringe ihn wegen vorsätzlicher Zerstörung öffentlichen Eigentums und Sabotage vor Gericht.«

»Aber Sie können doch unmöglich von mir erwarten, daß ich...«, sagte die Ärztin und ging langsam auf die Tür zu. Mit einer plötzlichen schnellen Bewegung riß sie sie auf - und sah sich Auge in Auge Wachtmeister Els gegenüber. Sie machte die Tür schleunigst wieder zu und kam ins Zimmer zurück.

»Das ist ja unerhört«, schimpfte sie. Kommandant van Heerden lächelte grausam.

»Sie können meinen Balthasar nicht verhaften«, fuhr die Ärztin fort und versuchte, angesichts dieses Lächelns ein bißchen Mut zu bewahren. »Erst gestern haben Sie mir doch gesagt, er hätte die ganze Angelegenheit sehr geschickt und mit äußerster Gewissenhaftigkeit gehandhabt.«

»Geschickt?« bellte der Kommandant. »Geschickt? Ich werde Ihnen erzählen, wie geschickt dieser Mistkerl gewesen ist. Ihr verdammter Balthasar war für die riesigste Sabotagewelle verantwortlich, die dieses Land je erlebt hat. Wirklich, verglichen mit ihm spielen die Guerillas am Sambesi bloß Soldaten. Er ist persönlich verantwortlich für die Zerstörung von vier Straßenbrücken, zwei Eisenbahnlinien, einem Transformator, dem Telegrafenamt, vier Kraftstofflagern, einem

Gasometer, fünftausend Morgen Zuckerrohr und einem Sendemast, und Sie haben den Nerv, mir zu erzählen, er habe geschickt gehandelt.«

Dr. von Blimenstein plumpste in ihren Sessel und starre ihn an.

»Dafür haben Sie keine Beweise«, wimmerte sie endlich.  
»Und außerdem ist er nicht auf der Höhe.«

Kommandant van Heerden lehnte sich über den Schreibtisch und sah ihr fest ins Gesicht. »Auf der Höhe?« sagte er. »Auf der Höhe? Wenn der Henker mit ihm fertig ist, wird er sich noch verdammt viel niedriger vorkommen, glauben Sie mir.«

Dr. von Blimenstein glaubte ihm. Sie schloß die Augen und schüttelte den Kopf, um den Blick des Kommandanten und das entsetzliche Bild ihres Verlobten auf dem Schafott loszuwerden. Zufrieden darüber, daß er seine Absicht erreicht hatte, schöpfte der Kommandant erleichtert Atem.

»Schließlich heißt das nur, daß wir tun, was die armen Kerle selber versucht haben und was nicht geklappt hat«, erklärte er.  
»Es ist ja nicht so, daß wir von ihnen verlangen, gegen ihre Neigung zu handeln.«

Dr. von Blimenstein öffnete ihre Augen und sah ihn flehentlich an.

»Aber Balthasar und ich, wir wollen heiraten«, sagte sie.

Nun war Kommandant van Heerden an der Reihe, entsetzt zu sein. Die Vorstellung, daß die vollbusige Doktorin mit dem affenähnlichen Wesen verheiratet sei, das er tags zuvor in seiner Zelle hatte herumsausen sehen, verschlug ihm den Atem. Er begann, den Ausdruck äußersten Schreckens zu verstehen, den er in Verkramps Augen erblickt hatte.

»Gratuliere«, murmelte er. »In dem Fall gibt es nur desto mehr Ursache für Sie, das zu tun, was ich vorschlage.«

Dr. von Blimenstein nickte kleinlaut. »Wahrscheinlich ja«,

sagte sie.

»Na schön, dann machen wir uns mal an die Einzelheiten«, sagte der Kommandant. »Sie sorgen dafür, daß elf Patienten mit einem Rekord an Selbstmordversuchen in einer Isolierstation untergebracht werden. Dann wenden Sie Ihre Perversionstherapie an, um sie mit marxistischleninistischem Gedankengut vollzustopfen...«

»Aber das geht doch nicht«, sagte die Ärztin. »Man kann die Aversionstherapie nicht dazu benutzen, den Leuten Ideen einzutrichtern. Man kann sie nur von Eigenarten kurieren.«

»Das glauben Sie«, sagte der Kommandant. »Dann kommen Sie mal und sehen Sie sich an, was für Ideen Ihr Balthasar meinen Beamten beigebracht hat. Er hat sie nicht von irgendwelchen Eigenarten kuriert, das kann ich Ihnen flüstern.«

Dr. von Blimenstein probierte es in einer anderen Richtung. »Aber ich weiß nichts über den Marxismus-Leninismus«, sagte sie.

»Das ist schade«, sagte der Kommandant und überlegte, ob ihm jemand einfiele, der dafür in Frage käme. Der einzige Mensch, den er wußte, saß gerade eine fünfundzwanzigjährige Gefängnisstrafe in Piemburg ab.

»Lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen«, sagte er schließlich. »Ich sorge dafür, daß jemand rübergeschickt wird, der das kann.«

»Und was werden Sie dann tun?« fragte die Ärztin.

Kommandant van Heerden lächelte. »Ich glaube, das übrige können Sie unbedenklich mir überlassen«, sagte er und stand auf. Als er das Büro verließ, drehte er sich um und dankte der Ärztin für ihre Hilfsbereitschaft.

»Vergessen Sie nicht, es geschieht alles nur zu Balthasars Bestem«, sagte er und ging, gefolgt von Wachtmeister Els, hinaus zu seinem Wagen. In ihren Büro dachte Dr. von

Blimenstein über die schreckliche Aufgabe nach, die ihr der Kommandant übertragen hatte. »Ach, es ist sicher bloß eine andere Form von Euthanasie«, dachte sie und machte sich daran, eine Liste geeigneter Selbstmordpatienten aufzustellen. Dr. von Blimenstein war immer einverstanden gewesen mit der Behandlung von Geisteskranken, wie sie das Dritte Reich praktiziert hatte.

Dasselbe konnte man von dem Mann im Piemburger Gefängnis schwerlich sagen, den der Kommandant als nächsten besuchte. Zu fünfundzwanzig Jahren Haft verurteilt für seine Rolle in der Rivona-Verschwörung, von der er in Wirklichkeit nichts gewußt hatte, hatte Aaron Geisenheimer sechs Jahre in Einzelhaft verbracht, über die er sich mit dem Gedanken tröstete, daß früher oder später eine Revolution stattfände, die ihn, wenn nicht wieder in sein Verfügungsrecht einsetze, so doch wenigstens aus dem Verfügungsrecht anderer befreie. Er tröstete sich mit diesem Gedanken und der Bibel, die dank der religiösen Grundsätze der Gefängnisleitung das einzige Buch war, das der von seinem Glauben abgefallene Jude lesen durfte. Da Aaron Geisenheimer seine Jugend mit dem besessenen Studium der Werke von Marx, Engels und Lenin verbracht hatte und er von einer langen Reihe rabbinischer Gelehrter abstammte, überraschte es kaum, daß er nach sechs Jahren mehr oder minder erzwungener Bekanntschaft mit der Heiligen Schrift nun ein Füllhorn biblischen Wissens war. Er war auch kein Dummkopf, wie der Gefängnispfarrer aus eigener bitterer Erfahrung wußte. So tauchte der Pfarrer nach einer Stunde christlicher Gespräche mit Geisenheimer aus dessen Einzelzelle Nummer zwei in ziemlichem Zweifel an der Göttlichkeit Jesu und in der Annahme wieder auf, *Das Kapital* stehe irgendwo zwischen dem ersten Buch der Chronik und dem Hohelied Salomonis. Schlimmer noch, Aaron Geisenheimer beschloß täglich seine dreißigminütige Bewegungsration im Gefängnishof damit, daß er jeden nur möglichen Gottesdienst in der

Gefängniskapelle besuchte, wo seine kritische Gegenwart den Pfarrer zwang, das intellektuelle Niveau seiner Predigten derart hochzuschrauben, daß der Rest der Gemeinde überhaupt nichts mehr verstand, während der Marxist immer noch erhebliche Kritik daran übte. Angesichts der Klagen des Pfarrers hörte der Gefängnisdirektor mit Entzücken, daß Kommandant van Heerden überlegte, ob er Geisenheimer nicht nach Fort Rapier verlegen lassen sollte.

»Machen Sie mit dem Kerl, was Sie wollen«, sagte Direktor Schnapps zum Kommandanten. »Ich bin froh, wenn ich ihn hier loswerde. Er hat sogar ein paar von meinen Wärtern dazu gebracht, Mao-Abzeichen zu tragen.«

Der Kommandant dankte ihm und ging hinunter zur Einzelzelle Nummer zwei, wo der Häftling in die Lektüre des Propheten Amos vertieft war.

»Es steht geschrieben: ›Darum soll der Weise Schweigen bewahren in jener Zeit; denn es ist eine böse Zeit‹«, sagte Geisenheimer zu dem Kommandanten, als der ihn fragte, ob er irgendwelche Klagen habe.

Kommandant van Heerden sah sich in der Zelle um. »Ein bißchen knapp der Platz hier«, sagte er, »man kann sich ja kaum umdrehen.«

»Ja, so kann man das ausdrücken«, sagte Geisenheimer.

»Wollen Sie nicht in eine bequemere Unterkunft umziehen?« fragte der Kommandant.

»*Timeo Danaos et dona, ferentis*«, sagte Geisenheimer.

»Reden Sie gefälligst kein Küchenkaffir mit mir«, schrie der Kommandant. »Ich habe Sie gefragt, ob sie größere Bequemlichkeit wollen.«

»Nein«, sagte Geisenheimer.

»Und zum Teufel warum nicht?« fragte der Kommandant.

»Es steht geschrieben: ›Es wird sein, wie wenn einer einem

Löwen entflieht, und ein Bär begegnet ihm, und er kommt ins Haus und stützt die Hand an die Wand, und eine Schlange beißt ihn.« Das scheint mir ein vernünftiger Standpunkt zu sein.«

Kommandant van Heerden hatte keine Lust, sich mit Amos auf einen Streit einzulassen, aber er war dennoch verwirrt.

»Muß manchmal ein bißchen einsam hier werden«, sagte er.

Geisenheimer zuckte die Achseln.

»Ich glaube, das hat die Einzelhaft so an sich«, sagte er philosophisch.

Der Kommandant ging zu Direktor Schnapps zurück und sagte ihm, er habe keinen Zweifel, daß Geisenheimer nicht ganz bei Troste sei. Am gleichen Nachmittag wurde der Marxist in eine Station der Irrenanstalt Fort Rapier verlegt, wo er elf weitere Betten und sämtliche Werke von Marx und Lenin vorfand, die die Abteilung für beschlagnahmte Bücher in der Piemburger Polizeidienststelle freundlichst zur Verfügung gestellt hatte. Als der Kommandant sie an Dr. von Blimenstein übergab, fiel ihm die Aversionstherapie für die homosexuellen Polizisten wieder ein.

»Noch eines«, sagte er, als die Doktorin erklärte, sie habe elf geeignete Selbstmordfälle beisammen, »ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie heute nachmittag mal in der Exerzierhalle vorbeikämen. Ich möchte Ihren Rat, wie man ein paar Tunten wieder in den Normalzustand zurückbefördern könnte.«

Als der Kommandant zur Exerzierhalle hinunterfuhr, in der Sergeant Breitenbach zweihundertzehn lautstark protestierende Polizeibeamte versammelt hatte, fühlte er sich zufrieden damit, wie die Dinge sich entwickelten. Natürlich lägen noch Schwierigkeiten vor ihm, aber zumindest war ein Anfang gemacht, die Dinge wieder ins Lot zu bringen. Es würde einen oder zwei Tage dauern, bis man die Selbstmörder so weit hätte, daß man sie verhaften könnte, nur war sich der Kommandant immer noch nicht schlüssig, wie er die Sache genau anpacken sollte. Wieder einmal studierte er Wachtmeister Elsens Hinterkopf und fand Trost in dessen Form und Farbe. Was menschliche Absicht und Erfindungsgabe beim Vernichten lästiger Beweise nicht zuwege bringen konnten, das brachte Wachtmeister Els durch Zufall und gedankenlose Bosheit fertig, und der Kommandant hatte öfter schon die Hoffnung gehegt, Els selber würde sich diesem Prozeß einfach anschließen. Aber irgendwie erschien das unwahrscheinlich. Der Zufall, so schien es, begünstigte den Wachtmeister. Ganz sicher begünstigte er nicht die, die mit Els in Berührung kamen, und der Kommandant hatte wenig Zweifel, daß der Wachtmeister die Verhaftung der elf Patienten so verpfuschen würde, daß alle späteren Versuche, ihre Unschuld zu beweisen, sich erübrigten.

Als sie vor der Exerzierhalle ankamen, war Kommandant van Heerden etwas fröhlicherer Stimmung. Das war von den zweihundertzehn Polizisten nicht zu behaupten, die sich dem Gedanken widersetzen, sich der Aversionstherapie ein zweites Mal unterziehen zu müssen.

»Man weiß doch nicht, als was man diesmal rauskommt, Süßer«, sagte einer von ihnen zu Sergeant Breitenbach. »Ich meine, man weiß es doch einfach nicht, gell?«

Sergeant Breitenbach mußte zugeben, daß er es angesichts

dessen, was vorher passiert war, wirklich nicht wußte.

»Schlimmer als so könnt ihr auch nicht werden«, sagte er mit Mitgefühl.

»Ich weiß nicht«, lächelte der Wachtmeister, »wir könnten doch völlig zu Tieren werden.«

»Ich bin bereit, es darauf ankommen zu lassen«, sagte der Sergeant.

»Und was ist mit uns, Herzchen? Was ist mit uns? Ich meine, es ist doch nicht gerade lustig, wenn man nicht weiß, was von einem Moment zum anderen aus einem wird, nicht? Es ist beunruhigend, das ist es.«

»Und was wird aus dem ganzen Kram, den wir uns gekauft haben?« fragte ein anderer Beamter. »Hat 'n kleines Vermögen gekostet. BHs und Höschen und all das. Die nehmen das nämlich nicht mehr zurück, verstehen Sie?«

Sergeant Breitenbach erschauerte und fragte sich soeben, wie er die Leute überhaupt jemals in die Halle kriegen solle, als der Kommandant eintraf und ihn von der Verantwortung befreite.

»Ich werde an ihre Vaterlandsliebe appellieren«, sagte er und blickte mit sichtlichem Widerwillen auf Wachtmeister Bothas Perücke. Er griff zu einem Megafon und wandte sich an die schwulen Beamten.

»Männer«, rief er. Seine Stimme, in der Zweifel mitschwangen, dröhnte über den Exerzierplatz hinweg in die Stadt hinein. »Männer der Südafrikanischen Polizei, mir ist klar, daß die Erfahrung, der ihr euch kürzlich unterzogen habt, nicht so ist, daß ihr sie noch einmal machen wollt. Ich kann nur sagen, daß es im Interesse dieses Landes als ganzen liegt, daß ich diese neuerliche Behandlung angeordnet habe, die euch wieder zu der edlen, aufrechten Männerenschaft machen wird, die ihr einmal wart. Diesmal wird eine ausgebildete Psychiaterin die Behandlung überwachen, und es werden keine solchen Böcke mehr vorkommen.« Lautes Gelächter unterbrach den

Kommandanten an dieser Stelle, und ein besonders einfältiger Beamter, der offenbar falsche Wimpern trug, zwinkerte ihm zweideutig zu. Kommandant van Heerden, durch die rasche Entwicklung der Ereignisse bereits am Ende seiner Kräfte, verlor die Beherrschung.

»Hört zu, ihr Drecksgesindel«, schrie er, wobei er seiner wahren Meinung mit einer Verstärkung Ausdruck verlieh, daß sie zwei Meilen entfernt zu hören war, »ich habe in meinem Leben schon ein paar Arschbanditen zu sehen gekriegt, aber ihr stellt alles in den Schatten. Eine widerlichere Rotte von Schwuchteln und Tunten ist mir wirklich noch nie begegnet. Wenn ich mit euch fertig bin, habe ich euch alle wieder scheißnormal.« Er ließ den Beamten mit den falschen Wimpern wegen persönlicher Beleidigung raustreten und verkündete ihm gerade, daß er nie wieder so einem Arschloch ins Auge sehen werde, ohne aber total wuschig zu werden, als Dr. von Blimenstein die Szene betrat und die Ordnung wiederherstellte. Während die Ärztin langsam, aber bedeutungsvoll auf die Beamten zuschritt, wurden sie still und blickten respektvoll auf ihre kolossale Gestalt.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Kommandant«, sagte sie, während sein Blutdruck sich zu etwas runterbewegte, was dem Normalzustand nahekam, »werde ich's, denke ich, auf etwas andere Weise versuchen.« Kommandant van Heerden reichte ihr das Megafon, und einen Augenblick später hallte ihre wohlklingende Stimme über den Paradeplatz.

»Jungs«, sagte die Ärztin, womit sie eine etwas geeignetere Anrede benutzte, »ich möchte, daß ihr mich alle«, sie machte eine verführerische Pause, »als Freundin betrachtet, nicht als jemanden, vor dem man Angst haben muß.« Ein Beben nervöser Erregung lief durch die Mannschaften. Die Aussicht, jemanden zur Freundin zu haben, der dermaßen von frustriertem Sex, gleich welchen Geschlechts, umwittert war, sagte den Wachtmeistern offensichtlich zu. Während Dr. von Blimenstein

in ihrer Rede fortfuhr, stahl sich der Kommandant beiseite, zufrieden darüber, daß alles wieder unter Kontrolle war, nun da das faszinierende Zwitterwesen dieser Ärztin seinen Einfluß auf die warmen Brüder spielen ließ. In der Exerzierhalle fand er Sergeant Breitenbach, der den Transformator überprüfte.

»Was für ein schreckliches Weib«, sagte der Sergeant. Dr. von Blimenstein erzählte den Beamten gerade was von den Freuden, die sie vom heterosexuellen Geschlechtsverkehr zu erwarten hätten.

»Die zukünftige Mrs. Verkamp«, sagte der Kommandant kummervoll. »Er ist mit ihr verlobt.« Er verließ den Sergeant, der über diesen neuerlichen Beweis für Verkramps Wahnsinn nachdachte. Der Kommandant hatte sich um ein anderes Problem zu kümmern. Eine Abordnung von Geistlichen der Holländischen Reformiertenkirche war eingetroffen, um ihre Einwände den Einsprüchen der Wachtmeister an die Seite zu stellen.

Der Kommandant führte sie in ein Büro auf der Rückseite der Halle und wartete, bis Dr. von Blimenstein ihre Patienten dazu überredet hatte, sich hinzusetzen, bevor man das Problem mit den schwarzberockten Pastoren erörterte.

»Sie haben kein Recht, in die Natur des Menschen hineinzupfuschen«, sagte Hochwürden Schachbals, als die Ärztin dazukam. »Gott hat uns so gemacht, wie wir sind, und Sie mischen sich in sein Werk ein.«

»Gott hat nicht alle diese Männer als Schwuchteln erschaffen«, sagte die Ärztin, ein Jargon, der den Pfarrer in seiner Meinung bestärkte, daß sie ein Werkzeug des Teufels sei. »Der Mensch hat den Fehler begangen, und der Mensch muß ihn auch wieder ausbügeln.«

Kommandant van Heerden nickte zustimmend. Er war der Ansicht, sie habe den Fall sehr richtig dargelegt. Hochwürden Schlachbals war zweifellos anderer Meinung.

»Wenn der Mensch sittsame junge Christen mit wissenschaftlichen Mitteln zu Homosexuellen machen kann«, beharrte er, »dann ist der nächste Schritt, daß man Schwarze in Weiße verwandelt, und wo bleiben wir dann? Die gesamte abendländische Kultur und die christliche Religion stehen auf dem Spiel.«

Wieder nickte Kommandant van Heerden. Es war klar, daß der Pfarrer einen wichtigen Punkt angeschnitten hatte. Dr. von Blimenstein war nicht der Ansicht.

»Sie haben ohne Frage das Wesen der Verhaltenspsychologie mißverstanden«, erklärte sie. »Wir tun nichts anderes, als Fehler zu berichtigen, die gemacht worden sind. Wir verändern keine wesentlichen Charaktermerkmale.«

»Sie wollen mir doch wohl nicht erzählen, daß diese jungen Männer in ihrem Wesen... äh... Homosexuelle sind«, sagte der Schulpfarrer. »Sie stellen ja die moralischen Grundlagen unseres ganzen Gemeinwesens in Frage.«

Dr. von Blimenstein weigerte sich, das zuzugeben.

»Was für ein absoluter Blödsinn«, sagte sie. »Ich sage nur, daß die Aversionstherapie ein Maß an moralischem Druck ausüben kann, dem nichts sonst gleichkommt.«

Kommandant van Heerden, der über den Gedanken, Schwarze mit Elektroschocks in Weiße zu verwandeln, ein bißchen nachgedacht hatte, mischte sich wieder ein, um darauf hinzuweisen, daß, wenn das der Fall wäre, schon Tausende von Schwarzen weiß wären.

»Wir geben ihnen doch bereits Elektroschocks«, sagte er, »das gehört zu unserer üblichen Vernehmungsmethode.«

Hochwürden Schachbals beeindruckte das nicht. »Das ist ganz was anderes, Strafen sind gut für die Seele«, sagte er. »Aber was die Frau Doktor macht, das heißt, Gott ins Handwerk pfuschen.«

»Wollen Sie mir damit etwa erzählen, es ist Gottes Wille, daß diese Polizisten Tunten bleiben?« fragte der Kommandant.

»Gewiß nicht«, sagte der Geistliche, »ich will damit nur sagen, daß sie kein Recht hat, wissenschaftliche Mittel anzuwenden, um sie zu verändern. Das kann nur durch moralische Anstrengungen unsererseits geschehen. Hier ist Beten vonnöten. Ich werde jetzt in die Halle gehen und niederknien...«

»Tun Sie, was Sie wollen«, sagte der Kommandant, »aber machen Sie mich nicht verantwortlich für das, was passiert.«

»... und für die Vergebung der Sünden beten«, fuhr der Pfarrer fort.

Schließlich einigte man sich, daß man es mit beiden Meinungen zu dem Problem gleichzeitig probieren wolle. Dr. von Blimenstein würde sich an die Aversionstherapie halten, während Hochwürden Schachbals in der Hoffnung, eine geistige Bekehrung zu bewirken, einen Gottesdienst abhalten sollte. Die gemeinsamen Anstrengungen waren auch wirklich erfolgreich, obwohl es einige Zeit dauerte, bis Hochwürden Schlachbals sich damit abfand, daß er mit der Gemeinde »Zu dir flieh ich, verstoß mich nicht« sang, während gleichzeitig Fotos von nackten Männern beider Rassen in doppelter Lebensgröße über seinem Kopf projiziert wurden. Anfangs war der Gemeindegesang tatsächlich ziemlich holprig, bald aber riß Dr. von Blimenstein den Rhythmus an sich und drückte jedesmal höchst nachdrücklich auf den Schockknopf, wenn ein besonders hoher Ton verlangt war. Auf ihre Stühle geschnallt, ließen die zweihundertzehn Polizeibeamten ihren Gefühlen mit einer Inbrust freien Lauf, die Hochwürden überaus lohnend fand.

»Es ist lange her, daß ich mal eine so begeisterte Gemeinde hatte«, sagte er zu Hochwürden Diederichs, der ihn nach drei Stunden ablöste.

»Ja, Gottes Wege sind wunderbar«, sagte Hochwürden

Diederichs.

In Fort Rapier hatte Aaron Geisenheimer so ziemlich denselben Gedanken, obwohl es in seinem Fall weniger Gott als die Geschichte war, deren Wege ihm wunderbar erschienen. Die Ankunft der elf Patienten, deren Intelligenz dadurch gekennzeichnet war, daß die politische Situation in Südafrika sie alle veranlaßt hatte, Selbstmord zu begehen, ohne daß sie dämlich genug waren, ihr Ziel auch zu erreichen, gab dem hervorragenden Marxisten Stoff zum Nachdenken. Das tat auch das Verhalten der Irrenhausleitung, die ihm keine Hindernisse in den Weg legte, den Leuten Vorlesungen über die Feinheiten des dialektischen Materialismus zu halten, sondern im Gegenteil alles in ihrer Macht Stehende tat, daß er's auch wirklich machte. Während er noch über diese außerordentliche Veränderung in seinem Schicksal nachgrübelte, kam er zu dem Schluß, daß die Polizei darauf aus sei, frische Beweise für einen neuen Prozeß gegen ihn in die Hand zu bekommen, aber warum sie ein Interesse daran haben sollte, sein Lebenslänglich noch zu verschärfen, konnte er sich nicht denken. Ganz egal, was sie für Motive hätten, er beschloß, ihnen keine Chance zu geben, und sah entschieden davon ab, mit seinen neuen Gefährten über den Kommunismus zu reden. Um aber seinem Bedürfnis nach Gesprächen Luft zu machen, das vor seiner Verurteilung schon recht dringend gewesen war und sich in sechs Jahren Einzelhaft nicht verringert hatte, unterrichtete er die elf Männer statt dessen in biblischer Geschichte, und zwar mit so durchschlagendem Erfolg, daß er sie nach einer Woche nicht nur allesamt von ihrer Selbstmordneigung geheilt, sondern auch zu überzeugten Christen gemacht hatte.

»Gott verdamm ihn«, fauchte der Kommandant unlogischerweise, als Dr. von Blimenstein ihm erzählte, daß Geisenheimer nicht mitmache. »Man sollte doch denken, der Kerl wäre nur allzu erpicht darauf, ihre Seelen mit dem Gift des

Marxismus zu verderben. Wir können doch nicht zwölf fanatische Christen auf die Anklagebank setzen.«

»Ach, ich weiß nicht«, sagte die Ärztin, »schließlich hatten Sie ja schon den Dechanten von Johannesburg dort.«

»Das war was anderes«, sagte der Kommandant, »der war Kommunist.« Er versuchte, irgendeinen Weg um das Problem herum zu finden. »Können Sie die Schweinebande nicht hypnotisieren oder sowas?«

Dr. von Blimenstein vermochte nicht einzusehen, was das nutzen sollte.

»Erzählen Sie ihnen, sie sollten als Kommunisten aufwachen«, sagte der Kommandant. »Mit Hypnose kann man alles machen. Ich habe mal gesehen, wie ein Hypnotiseur einen Mann in ein Brett verwandelte und sich drauf setzte.«

Dr. von Blimenstein sagte, mit Ideen sei das was anderes.

»Man kann Leute nicht dazu bringen, etwas zu tun, was sie in ihrem normalen Leben nicht tun würden. Man kann sie nicht dazu bringen, gegen ihr sittliches Empfinden zu handeln.«

»Ich glaube nicht, daß der Kerl damals ein Brett sein wollte«, sagte der Kommandant, »jedenfalls nicht im normalen Leben, und was das sittliche Empfinden angeht, so möchte ich meinen, Ihre Selbstmörder haben sehr viel mit den Kommunisten gemein. Alle Kommunisten, die mir bisher begegnet sind, wollten ihre Wählerstimme den Schwarzen geben, und wenn das nicht purer Selbstmord ist, dann sagen Sie mir mal, was.«

Er verließ sie mit der Mahnung, daß etwas getan werden müsse, und zwar rasch. »Pretoria schickt uns bald ein Rudel Untersuchungsbeamte auf den Hals, und dann sitzen wir alle in der Scheiße«, sagte er.

Ein paar Stunden später hatte er mit Hochwürden Schlachbals dieselbe Mühe, diesmal wegen der Verwendung nackter Frauen zur Behandlung der schwulen Beamten.

»Diese Frau Doktor will aus den Striptease-Clubs in Durban Mädchen herholen und sie vor den Jungs auf und ab spazieren lassen«, beklagte sich Hochwürden Schlachbals. »Sie sagt, sie will damit ihre Reaktionen testen. Ich werde mir das nicht bieten lassen.«

»Scheint mir eine gute Idee zu sein«, sagte der Kommandant.

Hochwürden Schlachbals sah ihn mißbilligend an.

»Dem mag sein, wie ihm will«, sagte er, »aber mir ist das zu viel. Nackte Männer habe ich mir gefallen lassen, aber nackte Frauen sind eine andere Geschichte.«

»Jedem das Seine«, sagte der Kommandant. Der Geistliche wurde rot.

»Ich meine nicht, was Sie meinen«, sagte er und ging hinaus.

Der Kommandant gab Dr. von Blimenstein die Genehmigung, den Test durchzuführen, und wenig später zogen ein paar heruntergekommene Mädchen aus Durban ihre Routineschau vor den Wachtmeistern ab, während Sergeant Breitenbach mit einem Offiziersstöckchen an den Reihen entlangging und kontrollierte, ob alle entsprechend reagierten.

»Alle präsent und kerzengerade, Sir«, sagte er, als er fertig war.

Kommandant van Heerden dankte der Ärztin für ihre Hilfe und begleitete sie zu ihrem Wagen.

»Aber keine Ursache«, sagte die Doktorin. »Für mich war die ganze Geschichte sehr wertvoll. Nicht jede Frau kann von sich sagen, sie hätte auf zweihundertzehn Männer gleichzeitig eine so anregende Wirkung gehabt.«

»Zweihundertelf, Frau Doktor«, sagte der Kommandant mit ungewöhnlicher Artigkeit und ließ die Ärztin mit dem Eindruck zurück, sie habe eine Eroberung gemacht. Er hatte eben Els erblickt, der offensichtlich drauf und dran war, eine von den Stripteasetänzerinnen zu vergewaltigen.

»Eine erstaunliche Frau«, sagte Sergeant Breitenbach. »Ich beneide Verkamp nicht um seine Chancen bei ihr.«

»Das ist mal eine Heirat, die nicht im Himmel beschlossen wurde«, sagte der Kommandant.

In White Ladies war Mrs. Heathcote-Kilkoon zu ziemlich dem gleichen Schluß gelangt, was ihre Ehe mit dem Colonel betraf. Seitdem sie in dem Tal so kurz vom Glück gekostet hatte, waren ihre Gedanken immer wieder zum Kommandanten zurückgekehrt. Die des Colonel ebenfalls.

»Der verdammte Kerl kommt her, ruiniert mir die besten Rosen, prügelt ein teures Pferd zu Tode, verunreinigt ein Bassin mit tropischen Fischen, vergiftet den armen Willy und sucht schließlich mit einem verdammt guten Pikör das Weite«, sagte er wütend.

»Ich hatte eine ziemliche Schwäche für Forebode«, sagte zärtlich La Marquise.

Doch war der Besuch des Kommandanten zum größten Teil vergessen, und der kurze Blick auf die furchtbare Wirklichkeit, den seine Anwesenheit den Mitgliedern des Dornford Yates-Clubs eröffnet hatte, verlieh ihren Bemühungen, die Vergangenheit lebendig werden zu lassen, eine neue, übermütige Fröhlichkeit. Sie fuhren hinüber nach Swasiland, um im Casino in Piggs Peak zu spielen, und zwar zur Erinnerung an den *in Jonah & Co.* beschriebenen großen Coup Berrys in San Sebastian, wo er viertausendneunhundertfünfundneunzig Pfund gewonnen hatte. Colonel Heathcote-Kilkoon verlor vierzig, ehe er aufgab und durch ein Gewitter nach Hause fuhr, wobei er eine Unbekümmertheit zur Schau zu stellen versuchte, die er nicht empfand. Sie gingen zum Pferderennen, jedoch wieder ohne Glück. Denn der Colonel bestand darauf, zur Erinnerung an Chaka nur auf schwarze Pferde zu setzen.

»Blauärschiger Pavian«, schimpfte er mit einer Stimme, die

seine einmalige Mischung aus innerem Zirkel und Provinz über die Köpfe der Menge hinwegtrug. »Dieser verdammte Jockey hat das Pferd zurückgehalten.«

»Wir sollten uns unsere eigenen Rennen organisieren, Berry«, sagte der Dicke. »*In Jonah & Co.* kam ein Autorennen vor.«

»Beim Jupiter, ich glaube, er hat recht«, sagte La Marquise, die als Piero, Herzog von Padua, kostümiert war.

»Die Wagen hießen Ping und Pong«, sagte Major Bloxham. »Und das Rennen führte von Angoulême nach Pau. Es waren zweihundertzwanzig Meilen.«

Am nächsten Tag erblickten die staubigen Straßen von Zululand das große Rennen von Weezen nach Dagga und zurück, und gegen Abend hatte der Colonel (als Berry) seine Verluste vom Vortag wieder wettgemacht. Zugegebenermaßen war Weezen kaum Angouleme, und Daggas Ähnlichkeit mit Pau beschränkte sich auf eine Aussicht auf ferne Berge, aber der Club glich diese Unvollkommenheiten mit Phantasie und damit wieder aus, daß er mit absolut authentischer Nichtachtung anderer Verkehrsteilnehmer die Straßen befuhr. Selbst Berry & Co. hätten sich kaum beklagen können, und neben anderen Trophäen kassierte der Colonel zwei Ziegen und ein Perlhuhn. Auf dem Rücksitz des Rolls tat Mrs. Heathcote-Kilkoon ihr Bestes, als Daphne glaubhaft zu erscheinen, aber sie war nicht mit dem Herzen bei der Sache. Ungefähr dasselbe war über den Herzog von Padua zu sagen, der darauf bestand, daß der Dicke in Sjambok anhielt, damit sie sich einen aufblasbaren Reifen kaufen könne. Am Abend erklärte Mrs. Heathcote-Kilkoon dem Colonel, sie wolle am nächsten Morgen hinunter nach Piemburg fahren.

»Wieder zur Dauerwelle, wie?« sagte der Colonel. »Na, übertreib's nicht. Morgen haben wir den Berry-opfert-seine-Männlichkeit-Abend.«

»Ja, mein Schatz«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon.

Am nächsten Tag war sie schon früh auf und unterwegs nach Piemburg. Als der große Wagen den Rooi Nek hinunterglitt, kam sich Mrs. Heathcote-Kilkoon frei und sonderbar jung vor. Das Kinn erhoben, die Augenbrauen hochgezogen, die Lider gesenkt, das allerzarteste Lächeln um den kleinen roten Mund, lehnte sie sich mit dem unbeschreiblichen Ausdruck mühelosen Talents zurück, der außerordentlich reizvoll war. Nur die geöffneten Lippen verrieten ihre Ungeduld...

Sie war noch immer in dieser mutwilligen Laune, als sie von Sergeant Breitenbach ins Büro des Kommandanten geführt wurde.

»Mein Liebling«, sagte sie, sobald sich die Tür geschlossen hatte, und hüpfte, eine anmutige Vision aus malvenfarbener Seide, durch das Zimmer.

»Um Gottes willen«, sprudelte der Kommandant hervor, der ihre Arme von seinem Nacken löste.

»Ich mußte kommen, ich konnte es nicht mehr erwarten«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon.

Der Kommandant sah sich entsetzt in seinem Büro um. Etwas von wegen ›auf die eigene Schwelle scheißen‹ schwebte ihm auf der Zunge, aber er konnte sich beherrschen. Statt dessen fragte er nach dem Colonel.

Mrs. Heathcote-Kilkoon machte es sich in einem Sessel bequem. »Er ist absolut wütend über dich«, sagte sie. Kommandant van Heerden wurde blaß.

»Das kannst du ihm auch nicht verdenken, nicht wahr?« fuhr sie fort. »Ich meine, überleg' mal, wie du dich an seiner Stelle fühlen würdest.«

Der Kommandant mußte sich das nicht erst überlegen. Er wußte es.

»Was wird er tun?« fragte er besorgt. Die Vision des gehörnten Colonel, der auf ihn schoß, tauchte drohend vor

seinem geistigen Auge auf. »Hat er eine Pistole?«

Mrs. Heathcote-Kilkoon lehnte sich zurück und lachte. »Ob er eine Pistole hat? Mein Schatz, er hat eine ganze Waffenkammer«, sagte sie. »Hast du sein Arsenal denn nicht gesehen?«

Der Kommandant setzte sich schnell hin und stand fast im selben Augenblick wieder auf. Zu der schrecklichen Lage, in die er von Verkramp gebracht worden war, hatte ihm diese Bedrohung, nicht nur seiner Position, sondern auch seines Lebens, gerade noch gefehlt. Mrs. Heathcote-Kilkoon ahnte, was er empfand.

»Ich hätte nicht herkommen sollen«, sagte sie, womit sie dem Kommandanten die Worte aus dem Mund nahm. »Aber ich mußte dir doch einfach sagen...«

»Als wenn ich ohne das nicht schon verdammt genug Scherereien am Hut hätte«, knurrte der Kommandant, indem sein Selbsterhaltungstrieb das bißchen Haltung beiseite wischte, das er bisher in ihrer Gegenwart bewahrt hatte. Mrs. Heathcote-Kilkoon paßte ihre Ausdrucksweise seiner Stimmung an.

»Hat Dudu seine Mammy denn nicht mehr lieb?« gurrte sie.

In einem seltenen Anfall von Taktgefühl lenkte der Kommandant ein.

»Natürlich hat er das«, schnappte er zurück, wobei er vor der Bedrohung, die ihm das »Du du!« zu verheißen schien, Zuflucht in die dritte Person nahm. Er wollte gerade sagen, er hätte schon genug auf seinen Scheiß Schultern, auch ohne eifersüchtige Ehemänner, da klopfte es an der Tür, und Sergeant Breitenbach kam herein.

»Dringendes Telegramm für Verkramp, Sir«, sagte er. »Von BOSS. Ich dachte, Sie würden es gern sehen wollen.« Kommandant riß ihm die Botschaft aus den Händen und sah sie sich an.

»UMGEH AUFKLÄR SUBV SAB ANSCHLAG PIEMBURG STOP DRING FEST VERN LIBKOMMS STOP PUNKT EINSATZ VORN STOP SAB SUB TRUPP BOSS TRIFFT KURZ«, las er und starrte den Sergeant verständnislos an. »Was zum Kuckuck soll das denn heißen?« fragte er.

Sergeant Breitenbach blickte bedeutungsvoll zu Mrs. Heathcote-Kilkoon hinüber.

»Stören Sie sich nicht an ihr«, schrie der Kommandant, »sagen Sie mir was da drin steht.«

Sergeant Breitenbach sah sich das Telegramm an.

»Umgehende Aufklärung der subversiven Sabotageanschläge in Piemburg stop Dringende Festnahme und Vernehmung von Liberalen und Kommunisten stop Punktuelle Einsätze sind vorzunehmen stop Sabotage-Subversions-Truppe von BOSS trifft in Kürze ein.«

»Oh, du mein Gott«, stöhnte der Kommandant, für den sich die Nachricht, daß ein Inspektionstrupp von BOSS unterwegs nach Piemburg sei, wie das letzte Totengeläut anhörte. »Was machen wir denn jetzt?«

Mrs. Heathcote-Kilkoon saß in ihrem Sessel, hörte zu und fühlte sich ein bißchen wie im Zentrum des Geschehens, wo Entscheidungen von weitreichender Bedeutung getroffen wurden und echte Männer echte Entschlüsse zu echten Ereignissen faßten. Es war eine seltsam erhebende Erfahrung. Die Kluft zwischen Traum und Wirklichkeit, die die jahrelange, quer durch den schwarzen Erdteil fortgesetzte Lektüre von Dornford Yates und der Zwang, dem Berry des Colonel die Daphne vorspielen zu müssen, in ihrem Geist geschaffen hatten, schloß sich mit einemmal. Das hier war es, ganz gleich, was, und Mrs. Heathcote-Kilkoon, die so lange davon ausgeschlossen gewesen war, wünschte dazuzugehören.

»Wenn ich dir doch helfen könnte«, sagte sie melodramatisch, als sich die Tür hinter Sergeant Breitenbach schloß, der soeben

eingeräumt hatte, er könne es nicht.

»Wie denn?« sagte der Kommandant, der alleingelassen werden wollte, damit ihm jemand einfiele, den er verhaften könne, bevor die BOSS-Truppe einträfe.

»Ich könnte doch deine bezaubernde Spionin sein«, sagte sie.

»Es fehlt uns nicht an bezaubernden Spionen«, sagte der Kommandant kurz angebunden, »was wir brauchen, sind Verdächtige.«

»Was denn für Verdächtige?«

»Elf verfluchte Irre, die wissen, wie man mit Sprengstoff umgeht, und alles Afrikanische dermaßen hassen, daß sie die Uhr am liebsten tausend Jahre zurückdrehen würden«, sagte der Kommandant verdrießlich und sah zu seinem Erstaunen, daß Mrs. Heathcote-Kilkoon ihren bezaubernden Kopf lachend in den Nacken warf.

»Was ist denn jetzt los?« fragte er und kam sich selber ziemlich hysterisch vor.

»Ach, wie furchtbar komisch«, quiekte Mrs. Heathcote-Kilkoon. »Das ist ja absolut unbezahlbar. Ist dir klar, was du eben gesagt hast?«

»Nein«, sagte der Kommandant, während die gefärbten Locken reizend vor ihm hin und her baumelten.

»Verstehst du nicht? Der Club. Elf Irre. Boy, Berry, Jonah... Ach, es ist einfach zu phantastisch.«

Kommandant van Heerden setzte sich an seinem Schreibtisch nieder, und das Licht der Erkenntnis ließ seine blutunterlaufenen Augen aufleuchten. Während Mrs. Heathcote-Kilkoons Lachen Sergeant Breitenbach im Nachbarzimmer in Verwunderung versetzte und in Wachtmeister Els Erinnerungen an andere Tage und andere Orte weckte, wußte Kommandant van Heerden, daß seine Sorgen ausgestanden waren.

»Zwei Fliegen mit einer Klappe«, murmelte er und drückte

auf die Klingel, um Sergeant Breitenbach zu rufen.

Zwanzig Minuten später saß Mrs. Heathcote-Kilkoon, die über ihre rasche Verabschiedung aus dem Büro des Kommandanten etwas erstaunt war und noch immer vergnügt über ihren Witz kicherte, beim Friseur.

»Ich glaube, ich möchte sie zur Abwechslung mal schwarz gefärbt haben«, sagte sie mit einem intuitiven Vorgefühl zu der Friseuse.

In der Exerzierhalle, die vor kurzem noch der Schauplatz sexueller Bekehrungen gewesen war, gab Kommandant van Heerden seinen Leuten Anweisungen.

»Die Saboteure haben ihre Basis in der Nähe von Weezen in einem Haus namens White Ladies«, teilte er den versammelten Beamten mit. »Sie werden von einem ehemaligen Colonel im britischen Geheimdienst angeführt, einem ihrer Topleute, der während des Krieges im innersten Kreis des Untergrunds Dienst tat. Sein Stellvertreter ist ein gewisser Major Bloxham, und als Aushängeschild benutzt die Sabotagegruppe einen Club, der angeblich literarischen Zwecken dient. Sie sind im Besitz einer beträchtlichen Menge Waffen und Munition, und ich erwarte wütenden Widerstand, wenn wir das Haus umstellen.«

»Woher wissen wir, daß sie die Leute sind, die wir suchen?« wollte Sergeant Scheepers aus der Sicherheitsabteilung wissen.

»Es ist mir klar, daß Ihnen die Sache ziemlich überraschend kommt, Sergeant«, antwortete der Kommandant lächelnd. »Aber wir von der uniformierten Polizei haben auch unsere Agenten an der Front. Ihr Burschen von der Sicherheitsabteilung seid nicht die einzigen, die im geheimen arbeiten.« Er machte eine Pause, um seine Mitteilung sich setzen zu lassen. »Das ganze letzte Jahr hat Wachtmeister Els, als Häftling getarnt und unter erheblicher persönlicher Gefahr, in der Gegend um Weezen gearbeitet.« Wachtmeister Els, der neben dem Kommandanten stand, errötete bescheiden. »Aufgrund seiner Bemühungen waren wir in der Lage, in den kommunistischen Apparat einzudringen. Außerdem«, setzte er hinzu, ehe jemand darauf hinweisen konnte, daß Wachtmeister Els wohl kaum ein glaubhafter Zeuge sei, »außerdem habe ich die Angelegenheit während der letzten zwei Wochen selber an Ort und Stelle untersucht. Ich habe Wachtmeister Els' Feststellungen bestätigt

gefunden und kann mich für die Tatsache verbürgen, daß diese Leute sämtlich erklärte Feinde der Republik, Großbritannien unzweifelhaft treu ergeben und äußerst grausam sind. Es wurde ein Versuch unternommen, mich während eines Ausriffs zu töten.«

»Gibt es noch andere Beweise dafür, daß diese Leute für die Sabotageakte in Piemburg verantwortlich sind?« fragte Sergeant Breitenbach.

Der Kommandant nickte. »Eine ausgezeichnete Frage, Sergeant«, sagte er. »Erstens wird Wachtmeister Els in den Zeugenstand treten und beeiden, daß er den Colonel und seine Komplizen häufig über die Notwendigkeit eines Regierungswechsels in Südafrika hat sprechen hören. Zweitens wird Els bezeugen, daß die Gruppe in den Nächten, in denen die Anschläge stattfanden, das Haus früh verließ und bis Morgengrauen nicht im Bett war. Drittens, und am bedeutsamsten, hat sich ein Mitglied der Gruppe zum Kronzeugen erklärt und wird bestätigen, daß alle diese Aussagen richtig sind. Stellt Sie das zufrieden, Sergeant?«

»Das kommt mir alles ziemlich an den Haaren herbeigezogen vor«, sagte Sergeant Breitenbach skeptisch. »Ich meine, gibt es nicht irgendwelche greifbaren Beweise?«

»Ja«, sagte der Kommandant mit Nachdruck, kramte in seiner Tasche herum und zog einen kleinen Gegenstand hervor. »Hat jemand von Ihnen schon mal eins von diesen Dingern hier gesehen?« fragte er. Es war klar, daß jeder in dem Raum schon einmal eine Polizei-Sprengkapsel gesehen hatte. »Gut«, fuhr der Kommandant fort. »Also, dieses Ding wurde in den Ställen von White Ladies gefunden.«

»Von Wachtmeister Els?« fragte Sergeant Breitenbach.

»Von mir«, sagte der Kommandant und notierte sich in Gedanken, daß er Els mit einem Polizeilastrwagen, bis zum Dach voll mit Sprengstoff, Zündern, Sprengkapseln und Parisern,

vorausschicken müsse, um sicherzustellen, daß genügend greifbare Beweise gefunden würden, um Sergeant Breitenbach zufriedenzustellen, wenn der Rest der Truppe einträfe. Unterdessen erläuterte er die Anlage von Haus und Garten und gab Befehl, einen kompletten Verband Schützenpanzerwagen, zweihundert mit Maschinengewehren bewaffnete Polizisten, deutsche Schäferhunde und Dobermänner in Gefechtsbereitschaft zu versetzen.

»Denken Sie daran, wir haben's mit berufsmäßigen Killern zu tun«, sagte er schließlich. »Diese Burschen sind keine Amateure.«

Als Mrs. Heathcote-Kilkoon gebührend gewaschen, zurechtgemacht und dauergewellt aus dem Friseursalon trat, kam sie gerade rechtzeitig, um den von fünf Schützenpanzern angeführten Konvoi sich durch die Hauptstraße quälen zu sehen. Sie stand einen Augenblick da und sah auf die Polizisten, die sich auf den Lastwagen drängten, und Bewunderung für die offensichtliche Tatkraft des Kommandanten schwoll in ihrem Busen. Als der letzte, mit deutschen Schäferhunden beladene Lkw um die Ecke verschwunden war, machte sie kehrt und spazierte zur Polizeidienststelle zurück, um ihm noch einmal zu sagen, wie sehr sie ihn vermißt habe, eine Ansicht, in der sie von dem Sergeant am Diensthabenden-Schreibtisch bestärkt wurde.

»Aber wo ist er denn hingegangen?« fragte sie jämmerlich.

»Tut mir leid, Madam«, sagte der Sergeant, »das darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Gibt's denn keine Möglichkeit, wie ich das rausfinden könnte?«

»Naja, wenn Sie dem Konvoi folgen, glaube ich, werden Sie ihn finden«, sagte der Sergeant, und Mrs. Heathcote-Kilkoon ging enttäuscht und ziemlich hungrig hinaus auf die Straße. Um sich zu trösten, ging sie in Lorna's Causerie in der Dirk-Passage und ließ sich eine Kanne Tee und ein paar Biskuits kommen.

Ich versuch's später nochmal, dachte sie. Weit kann er nicht sein. Aber als sie eine Stunde später wieder hinüber zur Polizeidienststelle ging, erfuhr sie, daß der Kommandant nicht vor dem folgenden Tag zurückkommen werde.

»Wie sonderbar. Warum er mir das wohl nicht gesagt hat«, sagte sie, während sie einen Hauch gutbürgerlichen Charmes verströmte, dem Stärkere als der diensthabende Sergeant erlegen wären.

»Sagen Sie's niemandem weiter«, sagte er vertrauensvoll, »aber sie sind nach Weezen rauf gefahren.«

»Zum Manöver?« fragte Mrs. Heathcote-Kilkoon hoffnungsvoll.

»Um die Saboteure zu fassen«, sagte der Sergeant.

»In Weezen?«

»Genau«, sagte der Sergeant, »aber sagen Sie niemandem, daß ich es Ihnen gesagt habe.«

Mrs. Heathcote-Kilkoon sagte, das täte sie bestimmt nicht, und ging hinaus, erstaunt über diese neue Wendung der Dinge. Sie war fast bei ihrem Rolls angelangt, als ihr langsam dämmerte, was sie angerichtet hatte.

»Oh, mein Gott«, wimmerte sie und rannte den Rest des Weges zum Rolls, wo sie feststellte, daß sie die Schlüssel irgendwo vergessen hatte. Sie kramte ihre Handtasche durch, aber die Schlüssel waren nicht da. Im Zustand äußerster Erregung lief sie zum Friseur zurück und kam fünf Minuten später mit leeren Händen wieder heraus. Als sie völlig verzweifelt auf der Straße stand, kam ein Taxi heran.

Mrs. Heathcote-Kilkoon sprang hinein. »Nach Weezen, schnell«, sagte sie. Der Taxifahrer drehte sich um und schüttelte den Kopf.

»Das sind siebzig Meilen«, sagte er. »Das geht nicht.«

»Ich zahle Ihnen den doppelten Fahrpreis«, sagte Mrs.

Heathcote-Kilkoon außer sich und öffnete ihre Handtasche.

»Das ist dann gleich noch für die Rückfahrt mit.«

»In Ordnung«, sagte der Chauffeur.

»Um Gottes willen, machen Sie schnell«, sagte sie zu ihm, »es geht um Leben und Tod.«

Das Taxi fuhr los und holperte schon bald über die tiefen Furchen der Straße in die Berge. Weit vor ihnen meldeten Zackzackblitze am Horizont die Ankunft eines Sturmes.

Als die Blitze um ihn her aufleuchteten und die Hagelkörner auf das Dach seines Lkw's prasselten, schaltete Wachtmeister Els die Scheibenwischer an und spähte in die Finsternis. Er fuhr mit der üblichen Unverschämtheit gegenüber dem anderen Verkehr auf der Straße, seinem eigenen Leben und dem alles Lebenden im Umkreis von einer halben Meile um den Lastwagen, sollte er explodieren, und wartete gespannt auf den Vergnügensteil des Abends. Er würde ihn für den Tonfall entschädigen, in dem Colonel Heathcote-Kilkoon ihn früher angepfiffen hatte. »Ich werde ihm ein Forebode sein, an den er noch lange denken wird«, dachte Els genüßlich. Als er in Weezen ankam, war die Nacht hereingebrochen. Els fuhr weiter und bog in die Auffahrt nach White Ladies ein. Weil er die Trinkgewohnheiten der Bewohner kannte, fuhr er den Lastwagen mit demonstrativer Überheblichkeit auf den Hof auf der Rückseite des Hauses und schaltete den Motor aus. Ein schwarzes Gesicht spähte in den Wagen. Es war Fox.

»Forebode«, sagte er, »du bist wieder da.«

»Ja«, sagte Els, »ich bin wieder da.«

Wachtmeister Els stieg aus dem Lastwagen, ging um ihn herum nach hinten und machte die Türen auf. Dann kam er zurück und rief: »Fox, du Kaffer, komm her!« Aber er hörte keine Antwort. Da Fox demselben Selbsterhaltungstrieb gehorchte wie sein Namensvetter, hatte er sich quer durch den Garten in die Büsche verzogen, indem er so viel Gelände wie

nur möglich zwischen sich und den Mann in der Uniform der Südafrikanischen Polizei brachte, den er als Forebode kannte. Fox witterte den Tod, wenn er ihn sah.

Colonel Heathcote-Kilkoon und seine Gäste im Inneren des Hauses waren weniger scharfsichtig.

»Möchte bloß wissen, was Daphne zugestoßen ist«, dachte der Colonel, als er sich zu der Party anzog. »Typisch für sie, heute abend zu spät zu kommen.« Er blickte in den Spiegel und war sofort wieder versöhnt. Ein Kleid aus blaßrosa Georgette mit langen Glockenärmeln und einem schwarzen Samtgürtel, der auf einer Seite geknotet war, paßte ihm anscheinend wie ein Handschuh. Ein riesiger Florentinerhut, dessen schwarze Samtbänder unter dem Kinn des Colonels befestigt waren und der sich unter dem Gewicht einer vollerblühten Rose über ein Auge nach unten bog, drohte, seinen widerspenstigen Haarschopf fast zu verbergen. Weiße Seidenstrümpfe und ein Paar gewöhnliche Pumps vervollständigten seine Kleidung. Eine Miniaturschürze mit der aufgemalten Inschrift »Eine englische Rose« auf ihrem Musselin ließ keinen Zweifel an seiner Identität.

»Berry, wie er leibt und lebt«, murmelte er und schlug im 11. Kapitel von *Jonah & Co.* nach, um zu sehen, ob er irgendwas vergessen hätte. Dann griff er zu seinem Perlentäschchen und stieg die Treppe hinab, wo sich die anderen schon versammelt hatten und darauf warteten, daß die Lustbarkeiten begännen.

»Ich bin ein Incroyable«, sagte Major Bloxham zu La Marquise, die als Sycomore Tight gekommen war.

»Absolut, Darling«, kreischte sie schrill.

Colonel Heathcote-Kilkoons Auftritt als Berry in der Rolle von »Eine englische Rose« wurde mit stürmischem Applaus begrüßt. Der Colonel wartete, bis sich das Gelächter gelegt hatte, ehe er das Wort an seine Gäste richtete.

»Wie ihr alle wißt«, sagte er, »feiern wir unser alljährliches

Zusammentreffen jedesmal damit, daß wir eine der großen Episoden aus dem Leben von Berry & Co. in letztgültiger Form nachstellen. Heute abend ist es das 11. Kapitel aus *Jonah & Co.*, »Berry opfert seine Männlichkeit«. Ich sehe mit Freuden, daß der Besuch dies Jahr hervorragend ist.«

Nach ein paar weiteren Worten über die Notwendigkeit, die Fahne in fremden Ländern hochzuhalten, was La Marquise als Kompliment auffaßte, forderte der Colonel Major Bloxham auf, den Plattspieler einzuschalten, und tanzte wenig später einen Tango mit ihm.

»Diese Schläpfer von Daphne sind verdammt eng«, sagte er, als er eine Drehung linksrum machte.

»La Marquise auch«, sagte der Major.

Im Dunkeln draußen vor dem Fenster sah Wachtmeister Els den Dingern interessiert zu. »Und ich hab' mich immer gewundert, warum er auf Rosen so versessen ist«, dachte er und betrachtete den Colonel mit ganz neuen Augen.

Er ging zum Lkw zurück und begann, die Beweise für den Versuch des Colonel, die Regierung Südafrikas zu stürzen, in die Sattelkammer zu schleppen. Nachdem er mehrere Zentner Sprengstoff in die Regale gepackt hatte, in denen vorher nichts Belastenderes als Sattelschmiere gewesen war, tat es ihm allmählich leid, daß er Fox hatte entwischen lassen. Als schließlich der letzte Karton Durex Federleicht sicher verstaut war, zündete sich Els eine Zigarette an und machte es sich im Dunkeln bequem, um darüber nachzudenken, welche weiteren Maßnahmen er ergreifen solle.

»Die Party wird, scheint's, ja noch ein toller Knaller«, hörte er den Dicken auf der Terrasse zu Major Bloxham sagen, wo die zwei Männer ohne Unterbrechung auf ein Begonienbeet pinkelten. Els verstand den Wink und drückte seine Zigarette aus, aber die Bemerkung hatte ihn auf eine neue Idee gebracht. Er schlüpfte vorsichtig aus der Sattelkammer und trug wenig

später aus dem Treibstoffmagazin kübelweise Petroleum über den Hof, das er in den Weinkeller des Colonel goß, wo es unbemerkt über den australischen Burgunder plätscherte. Um die Mischung noch explosiver zu machen, nahm Els mehrere Pakete Sprengstoff und warf sie in den Keller. Und um schließlich zu verhindern, daß jemand das Haus ohne einen Hinweis darauf verließe, wohin er gegangen sei, goß er eine Lösung aus Anissamen auf die Fußabtreter, ehe er wieder in den Lastwagen stieg und ihn zum Haupttor fuhr, um auf den Polizeikonvoi zu warten. Als er nach zehn Minuten nichts von ihm vernahm, beschloß er, wieder zurückzugehen und nachzusehen, wie es um die Party stünde.

»Muß ein bißchen Zeit totschlagen«, murmelte er, als er durch den Obstgarten schlenderte. White Ladies, zu dem Anlaß hell erleuchtet, strahlte die Atmosphäre diskreter Hemmungslosigkeit aus. Den Tango hatte inzwischen ein Black Bottom abgelöst, den der Colonel mit La Marquise durchstand, während Major Bloxham und der Dicke darüber debattierten, was man in einen Cocktail namens Affendrüse gießen müsse. Mit schöner Verachtung für die Zierblumenrabatte des Colonel tastete sich Els um das Haus herum und fand schließlich ein Fenster, das ihm eine hervorragende Aussicht auf die Vorgänge im Inneren bot. Er betrachtete gerade mit Kennerauge »Eine englische Rose«, als La Marquise aufsah und ihn bemerkte.

Im zweiten Schützenpanzer schenkte Kommandant van Heerden nochmals der Tatsache seine Aufmerksamkeit, daß er Els drei Zentner Sprengstoff zum Einschmuggeln in das Haus gegeben hatte. »Er ist der einzige, der den Grundriß kennt, und außerdem hätte ich's gehört, wenn er in die Luft gegangen wäre«, dachte er und tröstete sich mit dem Gedanken, daß es gar nicht so schlimm wäre, wenn Els die Rolle schmeißen würde, die er ihm zu spielen aufgegeben hatte. Keine Verhaftungen, keine Scherereien mit Geständnissen und kein Els mehr, und er

fragte sich von neuem, ob es klug gewesen war, auf Mrs. Heathcote-Kilkoon zu hören. Alles in allem, schloß er, hatte er in der Angelegenheit nur sehr wenige Wahlmöglichkeiten gehabt. Wenn sie so dämlich war, ihrem Mann zu erzählen, daß er zum Hahnrei gemacht worden war, und der Colonel drohte, ein Mitglied der Südafrikanischen Polizei, und ein altgedientes Mitglied obendrein, zu erschießen, dann hatte er wegen der Folgen nur sich allein Vorwürfe zu machen. Der Kommandant erinnerte sich nicht mehr, ob Mrs. Heathcote-Kilkoon wirklich gesagt hatte, ihr Mann habe gedroht, ihn zu erschießen, aber der Verdacht, daß er es vielleicht tätte, reichte auf alle Fälle aus. Zutreffender war das Interesse, das der Colonel beim Bureau of State Security finden würde. Wenn es eine Sorte Verdächtiger gab, die BOSS nach jüdischen Millionären, deren Eltern aus Petrograd eingewandert waren, wirklich liebte, dann waren es Engländer der alten Schule mit Verbindungen zur Anglikanischen Kirche. Die ausgesprochene Verachtung des Colonels für Afrikaander würde jeden Verdacht, daß er eventuell vollkommen unschuldig sei, zum Schweigen bringen, wogegen seine Untergrunderfahrungen während des Krieges und seine Vertrautheit mit Sprengstoffen ihn genau zu der Sorte Leute machten, nach denen BOSS schon die ganzen Jahre suchte. Dem Kommandant fiel auch der Union Jack ein, der vor White Ladies flatterte. In den Augen von BOSS würde schon allein das den Colonel und seinen Club zu Verrätern stempeln.

Um den kleinen Rest, der von seinem Gewissen noch übrig war, zu beruhigen, rief sich der Kommandant schließlich das Schicksal seines Großvaters vor Augen, der nach der Schlacht von Paardeberg von den Briten erschossen worden war.

Wie du mir, so ich dir, dachte er und befahl dem Fahrer, an der Polizeistation in Weezen anzuhalten. Dort bestand er darauf, den diensthabenden Sergeant zu sprechen.

»Colonel Heathcote-Kilkoon ein Kommunist?« fragte der Sergeant, der schließlich im Pyjama die Szene betrat. »Da muß

ein Irrtum vorliegen.«

»Nach unseren Informationen ist er ein vom britischen Geheimdienst ausgebildeter Saboteur«, sagte der Kommandant. »Haben Sie mal in Ihren Sicherheitsberichten nachgeprüft, was er im Krieg gemacht hat?«

»Was denn für Sich...« begann der Sergeant, ehe ihm der Fehler bewußt wurde. »Nein.«

»Ich besitze immer eine Aktenkopie für den Fall, daß das Sicherheitshauptquartier diejenige verliert, die ich hingeschickt habe«, sagte der Kommandant. »Erstaunlich, wie oft sie Dinge verlegen, die ich ihnen schicke. « Er sah sich beifällig in der Polizeidienststelle um. »Gefällt mir, wie ordentlich hier alles ist, Sergeant. Ist wohl mal an der Zeit zu 'ner Beförderung für Sie. Hauptsache ist, Sie haben immer Abschriften von Ihren Sicherheitsberichten da.«

Er ging nach draußen, und der Sergeant war erstaunt über die Größe der Sondertruppe, die erforderlich war, um Colonel Heathcote-Kilkoon zu verhaften. Wie um einen letzten Beweis dafür zu liefern, daß der Colonel tatsächlich der vom britischen Geheimdienst geschulte kommunistische Saboteur sei, hörte man aus der Richtung von White Ladies plötzlich Schüsse. Kommandant van Heerden verschwand im Schützenpanzer, und der Sergeant kehrte in sein Büro zurück und setzte sich an seine Schreibmaschine, um einen Bericht über den Colonel abzufassen. Das war viel leichter als er gedacht hatte, und zwar dank der Vergeßlichkeit des Kommandanten, der ein Exemplar seines eigenen Berichts auf dem Schreibtisch hatte liegen lassen.

Während der Konvoi sich wieder in Bewegung setzte, tippte der Sergeant seine Verdachtsgründe hin. Sie waren sechs Monate vordatiert.

»Besser spät als nie«, dachte er, während er tippte.

Seine Ansicht wurde von Mrs. Heathcote-Kilkooms Taxichauffeur geteilt.

»Es liegt Eis auf der Straße«, teilte er ihr mit, als sie ihn bat, Gas zu geben.

»Unsinn«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon, »es ist eine heiße Nacht.«

»Es hat gehagelt, Lady, und wenn's kein Eis ist, dann ist es eine dünne Schlammschicht und so glatt wie der Teufel«, und um seine Ansicht zu beweisen, brachte er den Wagen an der nächsten Biegung leicht ins Rutschen.

»Sie wollen ja wohl nicht auf 'ner Klippe enden«, sagte er, während er den Wagen wieder in die Spur brachte, »das würde Ihnen doch überhaupt nichts nutzen.«

Auf ihrem Rücksitz konnte sich Mrs. Heathcote-Kilkoon nicht vorstellen, daß ihr irgendwas noch viel nutzen könne. Was lediglich mit der Gefühlsaufwallung über die allmonatliche Wahl ihrer neuen Frisur begonnen hatte, war hysterischer Ungewißheit gewichen. Melodramatische Scheingeständnisse waren eine Sache. Die Würze an der Fadheit des täglichen Lebens. Aber Panzerwagen und ganze Konvois von Polizisten mit Gewehren und knurrenden Schäferhunden waren ganz was anderes. »Man kann's auch übertreiben«, dachte sie, als sie sich den Aufwand ihres Liebhabers vor Augen führte. Er zeugte von einer vollkommen unangemessenen Zuneigung, von dem schrecklichen Mangel an Humor mal abgesehen.

»Ich hab's nicht ernst gemeint«, murmelte sie und wurde von der nächsten Bemerkung des Taxifahrers auch nicht getröstet.

»Sieht aus, als wär' die Armee hier durchgezogen«, sagte er, als der Wagen durch den Schlamm schleuderte, den der Konvoi aufgewühlt hatte. »Sollte mich wundern, wenn's keine Panzer waren.«

»Mich nicht«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon wahrheitsgemäß und starre angespannt in die Dunkelheit.

Im Gesellschaftszimmer von White Ladies tat ihr Gatte genau dasselbe, und sogar noch angespannter. La Marquises

plötzlicher Aufschrei beim Anblick des Gesichts am Fenster hatte es der »Englischen Rose« ermöglicht, eine Ritterlichkeit an den Tag zu legen, die dem Colonel das Vertrauen in sein rechtmäßiges Geschlecht wiedergeben sollte, das durch La Marquises Interesse in gewisser Weise unterminiert worden war.

»Ich kümmere mich um den Schweinehund«, schrie er und stürzte, so schnell es die Schlüpfer seiner Frau zuließen, in sein Arbeitszimmer, um eine Sekunde später mit einem Jagdgewehr wieder aufzutauchen. »Gibt nur eine Möglichkeit, mit Eindringlingen umzugehen«, sagte er und feuerte in den Garten.

Für Wachtmeister Els, der gerade über den Rasen flitzte, kam die Genauigkeit des Schusses ziemlich überraschend. Auf einen sorgfältig gestutzten Busch abgeschossen, der gut zwanzig Meter weiter rechts stand und für das alkoholisierte Auge des Colonel wie ein Eindringling aussah, prallte die Kugel von einem Steinbeet ab und pfiff unerfreulich dicht an Wachtmeister Eisens Kopf vorbei. Er ging in einem tiefliegenden Teil des Gartens in Deckung und löste seinen Pistolenhalfter. Als Silhouette vor dem Licht eines Fensters konnte er den Colonel sehen, der in den Garten spähte. Els zielte genau über die Schulter des Colonel hinweg, schoß und freute sich über die Bestürzung, die sein vorsätzlicher Fehlschuß im Hause auslöste. Als die Lichter ausgingen und der Colonel Anweisungen schrie, sich hinzulegen, kroch Els davon und saß wenig später wohlverborgen in einem Azaleenstrauch, von dem aus er die Hintertür im Auge behalten konnte. Die Schlacht von White Ladies hatte begonnen.

»Gott der Allmächtige«, schrie »Eine englische Rose«, als eine dritte Kugel, diesmal aus einem ganz anderen Teil des Gartens, die Nachtluft erzittern ließ und eine Vase auf dem Kaminsims zertrümmerte, »das ist ja ein gottverdammter Aufstand. Die Eingeborenen haben sich erhoben.« Mit einer Rachgier, die aus der Entdeckung resultierte, daß die Kaffern viel raffiniertere Waffen als Spieße und Knüppel benutzten,

machte er sich bereit, seinen Winkel abendländischer Kultur gegen die barbarische Flut zu verteidigen, die er immer vorausgesehen hatte. Hinter ihm stolperten die Mitglieder des Dornford Yates-Clubs, durch die Aussicht auf ein unmittelbar bevorstehendes Blutbad wieder nüchtern, in das Arbeitszimmer, wo ihnen Major Bloxham Gewehre und Munition reichte. Mit nie geübter Kommandogewalt ließ der Colonel seine Truppen Gefechtsstellung einnehmen.

»Boy, du nimmst das Vorderzimmer. Toby, die Küche«, befahl er. »Ihr übrigen verteilt euch in der Bibliothek und im Frühstückszimmer und hört nicht auf zu schießen.«

»Und was soll ich machen?« fragte La Marquise.

»Munition reichen und zusehen, daß dein Pulver trocken bleibt«, rief der Colonel grimmig. La Marquise robbte ins Arbeitszimmer und begann, sich auszuziehen. Wenn die schwarzen Horden kämen, hatte es keinen Sinn, weiter so zu tun, als sei sie ein Mann.

»Es gibt kein schlimmeres Schicksal als den Tod«, murmelte sie im Finstern.

»Was ist?« flüsterte Major Bloxham.

»Ich habe gesagt, bei Nacht sind alle Katzen grau«, sagte La Marquise.

»Das kann ich dir sagen«, sagte der Major, der angestrengt versuchte, sich seines Incroyable-Kostüms zu entledigen.

Wachtmeister Els lag in dem Azaleengebüsch und lauschte auf den Gewehrkugelhagel, der aus dem Haus kam. Es würde eine fabelhafte Nacht werden. Daran zweifelte er jetzt nicht mehr.

Kommandant van Heerden im zweiten Schützenpanzerwagen war weniger optimistisch. Daß er sich in ein Gebiet begab, in dem Wachtmeister Els in einen Privatkrieg verwickelt war, rief in ihm Erinnerungen an frühere, von Els angezettelte Massaker

wach.

»Dieses dämliche Arschloch nimmt noch seine eigene Seite unter Feuer«, dachte er, als Sergeant Breitenbach kam, um nach Befehlen zu fragen.

»Eröffnen Sie das Feuer aus der Ferne«, sagte er zum Sergeant, »ich will nicht, daß jemand zu nahe rangeht.« Wenig später waren zweihundert Polizeibeamte von den Lkw's gestiegen, hatten sich in die Büsche verkrochen, die die Grenze von White Ladies markierten, und stimmten mit ihrem geballten Feuer in das von Els und dem Dornford Yates-Club ein.

»Warum schicken wir nicht die Panzerwagen hin«, fragte Sergeant Breitenbach.

»Auf keinen Fall«, sagte der Kommandant, den die Vorstellung entsetzte, daß man ihn in unmittelbare Nähe von Wachtmeister Els und drei Zentnern Sprengstoff fahren könne, ganz zu schweigen vom offensichtlich wutentbrannten Colonel und den wie immer auch gearteten Waffen, die er in seiner Waffenkammer hatte. »Erst zermürben wir sie, und dann rücken wir ein.«

»Zermürben ist ungefähr das richtige Wort«, sagte der Sergeant, als das Feuer der Polizei eine Schneise durch die Zierhecken legte, die den Garten des Colonels säumten. Im Hintergrund gaben die Hunde der Dornford Yates-Meute Laut und verliehen dem Knurren der Polizeihunde in den hinteren Lastwagen von neuem den Eindruck großer Dringlichkeit.

Im Inneren des Hauses war den meisten Verteidigern langsam bewußt geworden, daß sie umzingelt und die schwarzen Horden mit den allermodernsten Automatikwaffen ausgerüstet waren. La Marquise hatte kein Interesse mehr. Sie verließ ihren Posten und kroch die Treppe nach oben, um in Erwartung ihrer herannahenden schweren Prüfung etwas saubere Unterwäsche anzuziehen, als sie von einer Maschinengewehrgarbe getroffen wurde. Sie war das erste Opfer der Schlacht.

In der Küche zeigte der Zulu-Butler größere Geistesgegenwart. Er verließ das Haus, lief zu einer Telefonzelle am Rande von Weezen und rief die Vermittlung an.

»Geben Sie mir die Polizei«, sagte er zu dem Fräulein von der Vermittlung. Das Fräulein ließ sich nichts sagen.

»Sprich nicht so mit mir, du Kaffer«, schrie sie. »Du hast höflich zu bitten.«

»Ja, Missus«, sagte der Butler, indem er in die geforderte Servilität zurückfiel. »Krankenwagen, bitte, Missus.«

»Weißen oder schwarzer Krankenwagen?« wollte das Vermittlungsfräulein wissen.

Der Butler dachte über die Frage nach.

»Weißen Krankenwagen, Missus«, sagte er schließlich.

»Aber er ist nicht für dich, oder?« fragte das Mädchen.

»Kaffern dürfen nämlich nicht in weißen Krankenwagen gefahren werden. Sonst müssen sie hinterher ausgeräuchert werden.«

»Nicht für mich, Missus«, sagte der Butler, »für weißen Boss.«

»Welche Adresse?«

»White Ladies«, sagte der Butler.

»Welche weißen Ladies denn?«

»White Ladies-Haus«, sagte der Butler, während neue Feuersalven seiner Forderung Nachdruck verliehen.

»Das weiß ich, du Kaffer«, kreischte das Fräulein. »Ich weiß, daß weiße Ladies in Häusern wohnen. Ich weiß, daß sie nicht in einer Dreckshütte wie du wohnen. Ich will bloß wissen, welche weißen Ladies.«

»Mrs. Heathcote-Kilkoon«, sagte der Butler.

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?« schrie das Fräulein von der Vermittlung. Der Butler legte auf und ging in die

unwirtliche Nacht davon, in der seine weißen Herren sich gegenseitig mit einer Grausamkeit umbrachten, die er unbegreiflich fand.

»Quatsch, sich mitten in die Tinte zu begeben«, dachte er und lief langsam nach Weezen hinein. Gelegentlich schwirrte eine verirrte Kugel über seinen Kopf hinweg. Der Butler hielt den Kopf gesenkt. Auf der Hauptstraße wurde er von einem Polizisten angehalten und nach seinem Paß gefragt.

»Du bist verhaftet«, sagte der Wachtmeister, als der Butler zugab, daß er keinen Paß bei sich habe. »Können doch nicht zulassen, daß Wilde hier mitten in der Nacht ohne Pässe rumspazieren.«

»Ja, Baas«, sagte der Butler und kletterte in den Polizeiwagen.

Für Wachtmeister Els war die Ankunft des Polizeikonvois ein fragwürdiges Glück. Die Tatsache, daß er sich auf sowas wie einem Niemandsland zwischen zwei Konfliktparteien befand, von denen jede die abendländische Kultur verteidigte, hatte was Gefährliches an sich. Als die unberechenbaren Schüsse des Colonel durch die Blätter über ihm fetzten und von Maschinengewehrsalven in seinem Rücken beantwortet wurden, kam Els der Gedanke, daß es Zeit sei, seine Anwesenheit zu demonstrieren. Er kroch durch die Azaleen bis zur Ecke des Hauses, stürmte dann unvermittelt in den Hof und wollte eben ein Streichholz anzünden, um das Petroleum anzuzünden, das er in den Weinkeller gegossen hatte, als ihm einfiel, daß er damit sowohl die Beweise, die er so umsichtig in die Sattelkammer eingeschmuggelt hatte, als auch sein Leben in Gefahr brächte. Er nahm einen Schlauch, leitete hn in die Sattelkammer und ließ Wasser über den Sprengstoff rieseln. Er war dermaßen in seine Arbeit vertieft, daß er die Gestalt gar nicht bemerkte, die schwerfällig über den Hof ins Dunkle bei den Hundezwingern rannte. Im Bewußtsein, alle denkbaren Vorkehrungen getroffen zu haben, schloß Els die Tür der Sattelkammer und huschte über den Hof zurück.

Das sollte genügen, die Arschlöcher aufzuscheuchen, dachte er, zündete ein Streichholz an und warf es in das Petroleum, ehe er Hals über Kopf in Deckung ging. Einen Augenblick später erhellte ein Feuermeer den Nachthimmel, und eine Explosion erschütterte die Fundamente von White Ladies. Äußerst zufrieden lugte Wachtmeister Els aus den Azaleen hervor und besah sich sein Werk, während die Polizei in seinem Rücken das Feuer einstellte. Es war auch wirklich nicht nötig, noch weiterzumachen. Vom gelegentlichen Knall einer explodierenden Flasche australischen Burgunders abgesehen, die unter Tonnen von Schutt begraben war, hatten die Bewohner von White Ladies ihren Widerstand aufgegeben. Der Berry-opfert-seine-Männlichkeit-Abend war zu Ende.

Nur Colonel Heathcote-Kilkoon blieb nicht stehen, um seinem Haus beim Abbrennen zuzusehen. Er war zu sehr damit beschäftigt, über das offene Gelände stolpernd nach Deckung Ausschau zu halten. Währenddessen verfluchte er seine Frau wegen ihrer Abwesenheit. »Wäre alles nicht passiert, wenn sie da gewesen wäre«, keuchte er, weniger aus Respekt vor der Macht ihrer Persönlichkeit, als vor der Enge ihres Hüfthalters, der in seinen Innereien Verwüstungen anrichtete. Von den Schreien, die die Einäscherung seines Hauses begrüßten, und von der Notwendigkeit getrieben, jene seiner Nachbarn, die von dem Lärm der Schlacht nicht einmal wach geworden waren, davon in Kenntnis zu setzen, daß die Eingeborenen sich erhoben hatten, tappte »Eine englische Rose« in ein Gehölz, wo sie weiter mit ihrem Hüftgürtel rang.

»Muß aus ihm raus, ehe ich platze«, murmelte er, um zehn Minuten später zu der Erkenntnis zu kommen, daß von Platzen keine Rede sei, trotz seiner vergeblichen Anstrengungen, das Ding loszuwerden. Schließlich fand er, daß Schlaf ihn am ehesten von seinen Blähungen befreien könne, kroch in den Schutz eines Gebüschs und blieb still liegen.

Vom Turm seines Panzerwagens aus betrachtete

Kommandant van Heerden mit einer Mischung aus Befriedigung und Bedauern, was von White Ladies übriggeblieben war.

»Na, haben Sie jetzt noch Zweifel, daß sie die Saboteure waren, Sergeant?« fragte er Sergeant Breitenbach.

»Überhaupt nicht«, sagte der Sergeant. »Hier in den Ställen liegt genug Sprengstoff, um halb Piemburg in die Luft zu jagen..«

Kommandant van Heerden verschwand schleunigst in dem Panzerwagen. Seine Stimme hörte man dumpf den Fahrer dazu antreiben, ja wie der Teufel von hier wegzufahren.

Sergeant Breitenbach ging um den Panzer herum zur Hintertür.

»Es ist alles in Ordnung«, teilte er dem Kommandanten mit, »es kann nichts explodieren. Jemand hat alles mit einem Wasserschlauch bespritzt.«

»Sind Sie sicher?« fragte der Kommandant. Sergeant Breitenbach sagte, er stünde ja nicht da, wenn er's nicht wäre, und der Kommandant kam schließlich wieder zum Vorschein und glotzte das vor sich hinqualmende Haus an. »Besser, man holt die Feuerwehr«, sagte er. »Wir wollen keine Explosionen mehr, und ich wünsche, daß so bald wie möglich die Leichen gezählt werden.«

»Wieviele Verdächtige erwarten Sie?« fragte der Sergeant.

»Elf reichen«, sagte der Kommandant und kletterte wieder in den Panzerwagen, um ein bißchen Schlaf zu bekommen.

Am Eingang dessen, was einst Mrs. Heathcote-Kilkooms Heim gewesen war, wurde ihr Taxi von einem Sergeant und mehreren Wachtmeistern angehalten, die mit Maschinengewehren bewaffnet waren.

»Tut mir leid, Madam«, sagte der Sergeant, aber Befehl ist Befehl. Hier darf niemand rein.«

»Aber ich wohne hier, Sergeant«, sagte Mrs. Heathcote-

Kilkoon, indem sie aus den Tiefen ihrer Verzweiflung ein verführerisches Lächeln hervorzog.

»Nun nicht mehr«, sagte der Sergeant. »Das hier ist ein Haus, in dem Sie nie mehr wohnen werden.«

Im Fond des Taxis zog Mrs. Heathcote-Kilkoon ihren Mantel enger um sich und zitterte. Um ihren Kummer voll zu machen, bestand der Taxifahrer darauf, bezahlt zu werden, ehe er weiterföhre.

»Wie soll ich Sie denn zahlen?« flehte sie. »Alles, was ich je besaß, ist dort drin«, und sie zeigte auf die Qualmwolke, die den Nachthimmel über den Azaleen verdunkelte.

»Sie haben gesagt, Sie würden mir den doppelten Fahrpreis bezahlen, wenn wir angekommen sind«, beharrte der Fahrer, »ich bin doch nicht den ganzen Weg für gar nichts gefahren.«

»Aber ich habe nichts, was ich Ihnen geben könnte«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon erschöpft.

»Na, das sehen wir mal«, sagte der Fahrer und fuhr mit dem Wagen auf die Straße zurück. Eine halbe Meile weiter fuhr er an den Straßenrand und kletterte auf den Rücksitz.

»Ach, das ist also meine Taxe«, murmelte Mrs. Heathcote-Kilkoon, als seine rüden Hände an ihren Höschen herumfummelten.

Es war typisch für Wachtmeister Els, daß seine Empfindungen, während er dem Ende von White Ladies zusah, weniger unklar waren als die des Kommandanten. Wenn er überhaupt ein Bedauern fühlte, dann das, daß seine Brandstiftung so überaus erfolgreich gewesen war. Er hatte zumindest gehofft, die Flammen würden ein paar Überlebende des Dornford Yates-Clubs ins Freie jagen, wo sie mit Leichtigkeit wie Männer oder richtiger: wie als Frauen verkleidete Männer hätten niedergeschossen werden können. Els bedauerte ganz besonders, daß sein ehemaliger Arbeitgeber sich zu zeigen versäumt hatte. Els hatte sich schon so darauf gefreut, »Eine englische Rose« mit einem Maß an langwieriger Gemeinheit ins Jenseits zu befördern, wie es seiner Meinung nach dem Colonel zukam.

Die Asche war lange noch nicht kalt, da war Wachtmeister Els schon emsig damit beschäftigt, in der Ruine die Leichen zu zählen und sicherzustellen, daß niemand übersehen worden war. Als er damit fertig war, hatte er die geschmolzenen Überreste von Mrs. Heathcote-Kilkooms Schmuck bergen können, und nun kam ihm langsam der Gedanke, daß doch noch was fehle.

Er stolperte in der Asche herum und zählte die Leichen ein zweites Mal.

»Hier sind nur elf«, sagte er zu Sergeant Breitenbach, der ihm ziemlich angeekelt zusah.

»Wen kümmert's?« fragte der Sergeant mit Betonung.

»Mich«, sagte Els. »Es müßten dreizehn sein.« Er rechnete nochmal im Kopf nach. »Immer noch verkehrt«, sagte er schließlich. »Es fehlt aber trotzdem einer.«

»Wieviel Personal?« fragte der Sergeant.

»Ich zähle keine Kaffern«, sagte Els, »ich spreche von

Menschen.«

»Und wer fehlt?«

»Sieht aus, als war's der Colonel«, sagte Els grimmig.  
»Gerissener Hund. Typisch für ihn zu entkommen.«

Sergeant Breitenbach sagte, seiner Meinung nach sei das sehr vernünftig, aber er ging hinüber zu dem Schützenpanzer und klopfte an die Klappe.

»Was ist denn jetzt los?« fragte der Kommandant schlaftrig.

»Els sagt, der Colonel ist entkommen«, sagte der Sergeant und war erstaunt über die Schnelligkeit, mit der Kommandant van Heerden reagierte.

»Holt die Hunde«, schrie er wie von Sinnen, »holt die Hunde. Wir müssen das Schwein unbedingt fassen.« Als Sergeant Breitenbach den Befehl gab, die Dobermänner loszulassen, ging Wachtmeister Els rüber zu den Hundezwingern, und bald darauf war der kiesbestreute Vorhof mit knurrenden Polizeihunden und sabbernden Fuchshunden angefüllt, von denen jede Meute der anderen eifrig das Recht streitig machte, da zu sein. Inmitten der brodelnden Masse stand Kommandant van Heerden, entsetzt darüber, daß Mrs. Heathcote-Kilkoons zornglühender Gatte noch immer auf freiem Fuße und zweifellos von neuem Groll durchdrungen war, und versuchte, sich davor zu retten, gebissen zu werden.

»Platz, Jason! Platz, Knurrer!« rief er in dem vergeblichen Versuch, die Zauberformel zu wiederholen, die in dem kleinen Tal so gut funktioniert hatte. Hier war sie weniger erfolgreich. Mit ihren Privatangelegenheiten beschäftigt, knurrten die Hunde und schnappten in einem sich immer schneller drehenden Wirbel von Verwechslungen nach einander, so daß der Kommandant allmählich überzeugt war, er werde totgebissen, als Els endlich auf seinem Gaul daher geritten kam und Mrs. Heathcote-Kilkoons Braunen am Zügel führte. Der Kommandant kletterte dankbar in den Sattel und sah sich um.

»So könnte man mich sicher für'n MFHDP halten«, sagte er stolz. Els, der überlegte, ob MFH nun ›Mobiles Feldhospital‹ oder ›Meister der Fuchshunde‹ bedeute, stieß ins Horn, und die Jagd setzte sich durch das Tor und über die Felder in Bewegung.

»Und was heißt DP?« fragte er, während sie folgten.

Der Kommandant sah ihn gereizt an. »Der Polizei natürlich«, sagte er, trieb den Braunen zur Eile an und galoppierte hinter der Meute her, die den Duft der ›Englischen Rose‹ schon in der Nase hatte. Aus Chanel No. 5 und Anissamen gemischt, war er völlig unverwechselbar. Sogar die Dobermannpinscher, die drohend hinter den Fuchshunden hersetzten, hatten ihn aufgenommen. Im Licht der frühen Morgendämmerung beschleunigten sie den Schritt.

Das tat auch Colonel Heathcote-Kilkoon, der durch den Schlaf nicht in dem Maße von den Blähungen befreit worden war, daß er sich aus der hartnäckigen Umschlingung des Korsets seiner Frau hätte lösen können. Während er in dem verzweifelten Versuch, diese gräßlichen Sachen loszuwerden, durch das Dickicht stolperte, hörte er Elsens Horn und deutete seine Botschaft richtig. Als die ersten Fuchshunde eine Meile entfernt am Horizont auftauchten, brach der Colonel aus der Deckung hervor und rannte auf den Fluß zu. Beim Laufen streute er die weniger anhänglichen Accessoires der ›Englischen Rose‹ in die Gegend. Das Kleid aus blaß rosa Georgette samt Glockenärmeln, der Florentinerhut und die Minaturschürze flatterten hinter ihm auf dem Feld herum, pathetische Überreste eines imperialen Traums. Am Flußufer zögerte der Colonel, ehe er sich in die Fluten warf. »Muß den Geruch loswerden«, dachte er, während er untertauchte und sich vom Strom flußabwärts treiben ließ.

»Er ist uns durch die Lappen gegangen«, schrie Els, als sich die Hunde um die verstreuten Kleidungsstücke drängten.

»Das sehe ich«, sagte der Kommandant, der die rosa Fetzen

ziemlich angeekelt betrachtete. »Sind Sie sicher, daß es nicht Major Bloxham ist?« fragte er. »Er sagte, er trägt immer Pink.«

Aber Els war mit den Hunden bereits unten am Fluß und schnupperte in die Luft. »Er ist da lang«, sagte er schließlich und zeigte flußabwärts. Dann stieß er in sein Horn und machte sich entlang dem Flußufer auf den Weg. Kommandant van Heerden folgte langsam.

Die Sonne war aufgegangen, und mit ihr kam den Kommandanten mit einem mal ein Bedauern an. Es bestand nun kein Anlaß mehr zur Eile. Els war auf der Spur und hatte Blut gerochen, und aus langer Erfahrung wußte der Kommandant, daß er nie aufgeben würde. Außerdem bestand jetzt kein Zweifel mehr, daß er vor BOSS sicher sei. Verkramps falsche Beurteilungen lagen unter den Trümmern von White Ladies begraben, und niemand würde nun noch die erfolgreiche Behandlung der Angelegenheit durch den Kommandanten in Frage stellen, da er elf Leichen und drei Zentner Sprengstoff vorzuweisen hatte, die alles bewiesen. Er fühlte sich endlich sicher, und mit diesem Gefühl der Sicherheit kehrte sein Wunsch zurück, den Gentleman herauszukehren. Angejahrte, als Frauen verkleidete Colonels durch die Landschaft zu jagen, war gewiß keine Beschäftigung für einen Gentleman. Das hatte doch was leicht Niederträchtiges an sich. Mit einem letzten Blick auf die schwanzlosen Hinterteile der Dobermänner, die drohend zwischen den Weidenbäumen umherglitten, wendete der Kommandant seinen Braunen und ritt langsam zum Haus zurück. Unterwegs traf er Sergeant Breitenbach in einem Schützenpanzer, und mit neu erwachter Ritterlichkeit zeigte er in die völlig falsche Richtung. »Da sind sie lang«, rief er und sah den Sergeant über die Hügel entschwinden. Weit unten am Fluß stieß Els in sein Horn, und der Kommandant meinte, den Schrei »Gefunden!« zu hören. Dem folgte Hundekläff.

Auf dem Rücksitz der Taxe hatte Mrs. Heathcote-Kilkoon die

Nacht damit zugebracht, zu beobachten, wie sich der Nachthimmel über den Schultern des Taxifahrers allmählich rötete, und sie hatte so erregt darauf reagiert, daß er der Überzeugung war, sie genieße ungeheuer, was er machte. Als der glühende Widerschein am Himmel nachließ, ließen auch Mrs. Heathcote-Kilkoons Zuckungen nach, und der Taxifahrer schlief ein. Während sie sich von ihm losmachte und aus dem Auto stieg, kam ihr in den Sinn, seine Taschen nach Geld zu durchsuchen, aber sie verwarf den Gedanken wieder. Im Haus war mehr zu holen. Als die Panzerwagen auf der Jagd nach ihrem Mann aus dem Hof rollten, zog Mrs. Heathcote-Kilkoon ihr Kleid zurecht, kletterte durch die Hecke und ging zu dem Haus hinauf. Der rußgeschwärzte Schutthaufen erinnerte sie nur noch wenig an Vergangenes. Und Mrs. Heathcote-Kilkoon beschäftigte sich sowieso mehr mit der Zukunft. Sie hatte die Vorstädte Südlondons nicht für die Gefahren und Unbequemlichkeiten des Lebens in Afrika verlassen, um gar nichts davon zu haben. Sie stieg die Stufen hinauf, die der Schauplatz so vieler Begrüßungen gewesen waren und auch jetzt noch etwas von ihrer alten Wärme hatten, und warf einen Blick über die Trümmer. Dann trat sie vorsichtig zwischen ihre alten Freunde, bahnte sich ihren Weg zu ihrem Schlafzimmer und begann, in der Asche zu buddeln.

Als Colonel Heathcote-Kilkoon den Klang des Hornes vernahm, stieg er aus dem Fluß und verschwand zwischen den Bäumen. Er stolperte durch das Unterholz und befand sich fünf Minuten später am Fuße einer steilen Klippe. Hier kam er nicht weiter. Hinter ihm, am jenseitigen Flußufer, wurde das Gekläff der Hunde immer unüberhörbarer. Atemlos lauschte der Colonel einen Augenblick, dann drehte er sich um und suchte nach einer Stelle, wo er sich verstecken könnte. Er fand sie in einem Feldüberhang. Er kroch hinein und fand sich in einer Art Höhle wieder, dunkel und tief und mit einem engen Eingang. Wenn er den nur verrammeln könnte, dachte er, und mit einer

Geistesgegenwart, die recht spät in ihm erwachte, war er im nächsten Moment wieder draußen im Hellen und mühte sich mit einem Dornbusch herum, der sich resolut dagegen zur Wehr setzte, mit den Wurzeln ausgerissen zu werden. Der Lärm der Meute unter ihm schien näherzukommen, und durch dieses Gefahrenzeichen angespornt, zog der Colonel den Busch aus der Erde, eine Leistung, die, hätte er nicht das Korsett seiner Frau angehabt, ihn sicherlich zerrissen hätte. Er kroch wieder zurück in das Loch und zog den Dornbusch hinter sich her. Der müßte sie eigentlich abhalten, dachte er grimmig und kroch ins Dunkle, blind gegen die Malereien anderer Jagden, die von den Wänden der Höhle schimmerten.

Am Flußufer zogen Wachtmeister Els und die Meute die Luft in die Nasen. Nichts deutete darauf hin, welchen Weg ihre Beute genommen hatte. Els überlegte, was er in der Lage des Colonel getan hätte, und kam zu dem Schluß, er würde sich am gegenüberliegenden Ufer ins Dickicht geschlagen haben. Er trieb seinen Klepper vorwärts ins Wasser und durchquerte den Fluß, während die Meute ihn umschwärmte. Wenige Minuten später hatten die Leithunde die Fährte wieder aufgenommen und folgten einer Spur zwischen den Bäumen. Els schob sich ihnen nach durch das Dickicht und kam auf einer Lichtung heraus, wo die Meute um einen Dornbusch herum Laut gab, der auf die unwahrscheinlichste Art und Weise aus einer Höhle hervorzuwachsen schien. Els stieg vom Pferd und dachte über die Lage nach, während die Dobermannpinscher feindselig knurrten und die Fuchshunde ihr Herrchen mit einer Zuneigung begrüßten, die nicht erwidert wurde. Mit tollkühner Verachtung von Leib und Leben mischte sich Els unter die Meute und spähte in den Dornenstrauch. Einen Augenblick später hallte sein »Gefunden« von den Klippenwänden wider.

In seinem Versteck erkannte Colonel Heathcote-Kilkoon den Ruf, und die Stimme hatte etwas ihm Vertrautes. Hoffnung wogte in seiner Brust. Wenn das da draußen Forebode war, dann

war er sicher. Langsam schob er den Dornbusch nach vorn, um hinauszukriechen, wurde aber sofort von drei Dobermännern davon abgebracht, die sich mit gefletschten Zähnen in die Bresche stürzten. Der Colonel zog den Busch wieder zurück und versuchte zu rufen, aber seine Worte gingen im Lärm der Meute unter.

Wachtmeister Els setzte sich draußen auf einen Felsen und zündete sich eine Zigarette an. Er hatte keine Eile. Darf ihn nicht erschießen, dachte er, sich an das unbedingte Veto des MFH gegen das Abschießen von Füchsen erinnernd; was ich brauchte, wäre ein Terrier. Er sah sich nach einem geeigneten Ersatz um. Wenig später kletterte er zwischen den Felsen auf der einen Seite der Klippe herum. Das war Schwerarbeit, und die Sonne stand schon hoch. Els brauchte eine halbe Stunde, ehe er fand, wonach er suchte. Aber schließlich fing er eine große Schlange, die sich auf einer Felsenleiste sonnte. Sie am Schwanz haltend stieg er wieder zur ebenen Erde hinab, wo die Hunde ängstlich vor ihm zurückwichen. Els schleuderte die Schlange kichernd in den Dornbusch und beobachtete, wie sie ins Dunkle glitt. Eine Sekunde darauf ergriff den Strauch ein krampfhaftes Zittern, dem ein Schrei folgte, während der korsettierte Colonel aus seinem Bau hervorbrach und über das Geröll hinweg unter die Bäume sauste. »Packt ihn!« schrie Els und sah lächelnd zu, wie die Hunde dem Colonel nachsetzten. Blöder Kerl, dachte er, er sollte doch wissen, daß Ringelnattern harmlos sind. Geschrei und Geknurre aus dem Dickicht markierten das Ende der Jagd, und Els drängte sich zwischen die Hunde und zog sein Messer.

Für Kommandant van Heerden, der nach White Ladies zurücktrabte, war der Anblick, der sich ihm dort bot, von einem Schmerz erfüllt, den er nie vergessen würde. Er ließ ihn an die Heldinnen in den Büchern des Autors denken, dessen Porträt einst die Wand des Esszimmers geschmückt hatte. Gewiß, Mrs. Heathcote-Kilkoon war kein schlankes Mädchen, und der Zauber, der sie umschwebte, war durch und durch faul, aber

diese Abweichungen bedeuteten nichts gegenüber dem Anblick tragischen Schmerzes, den sie bot. Kommandant van Heerden ließ das Pferd am Tor stehen und ging über den kiesgestreuten Vorplatz zu ihr. Erst im dem Augenblick hob Mrs. Heathcote-Kilkoon ihr gefärbtes Haupt.

»Er ist weg, beerdigt...«, begann sie, während Tränen ihr reizendes Antlitz entstellten. Kommandant van Heerden blickte auf den Leichnam neben ihren Füßen und schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht Berry, Daphne. Boy«, murmelte er. Aber Mrs. Heathcote-Kilkoon war offenbar zu tief in ihrem Gram versunken, um ihn zu hören.

»Mein liebster Schatz... «, heulte sie, warf sich auf die Erde und scharrete in der Asche. Der Kommandant kniete sich neben sie und schüttelte wieder traurig den Kopf.

»Sie sind weg für immer, mein Liebling«, flüsterte er und war über den neuen Schmerzanfall erstaunt, der ihren Körper erschütterte. Er verfluchte sich wegen seines fehlenden Taktgefühls, das ihn ausgerechnet in so einem Augenblick zu einem Kosewort hatte greifen lassen, und nahm ihre Hand in seine.

»Sie sind in einer besseren Welt«, sagte er und blickte in ihre unergründlichen, grauen Augen. Mrs. Heathcote-Kilkoon stieß ihn herrisch von sich.

»Du lügst«, schrie sie, »das ist nicht möglich. Sie sind alles, was ich habe«, und ohne Rücksicht auf ihre zarten Hände grub sie in dem Schutt. Von Gefühlen überwältigt, kniete der Kommandant neben ihr und sah ihr zu.

Er hielt noch immer standhaft Wache, als Els auf seinem Gaul angeritten kam und etwas in der Hand schwenkte.

»Ich hab' ihn, ich hab' ihn«, rief er triumphierend und stieg ab. Kommandant van Heerden sah ihn durch tränenverschleierte Augen düster an und gab ihm mit einem Wink zu verstehen, daß er verschwinden solle. Aber Els fehlte das Feingefühl des

Kommandanten. Er lief pflichteifrig die Treppe hinauf in die Ruine und fuchtelte mit irgendwas dem Kommandanten vor dem Gesicht herum.

»Kucken Sie doch mal. Ist der nicht toll?« rief er.  
Kommandant van Heerden schloß vor Entsetzen die Augen.

»Um Gottes willen, Els. Hier ist weder Ort noch Stunde...«, schrie er wie von Sinnen, aber Els hatte ihm schon Wangen und Stirn mit Blut besudelt.

»Sie sind ganz blutig«, rief er, »Sie sind ganz blutig.«

Außer sich sprang der Kommandant auf.

»Du Schwein«, brüllte er, »du dreckiges Schwein.«

»Ich dachte, Ihnen gefällt die Rute«, sagte Els, Verwirrung in der Stimme. Es war deutlich zu sehen, daß er durch die Ablehnung seines Angebots an den Kommandanten tief gekränkt war. Das war, so schien es, auch Mrs. Heathcote-Kilkoon. Als sich der Kommandant zu ihr umdrehte, um sich für Elsens schreckliche Entgleisung zu entschuldigen, kam die Witwe des Colonel eben mühsam auf die Beine.

»Das ist meins, du Dieb«, kreischte sie und ging auf Els los.  
»Duhattest kein Recht, es dir zu nehmen, ich will's wiederhaben«, eine Forderung, deren Berechtigung der Kommandant zugeben mußte, obwohl er zugleich bedauerte, daß Mrs. Heathcote-Kilkoon sie wirklich durchzusetzen wünschte.

»Gib's ihr wieder«, schrie er Els an, »es gehört rechtmäßig ihr«, aber ehe Els ihr sein gräßliches Souvenir aushändigen konnte, hatte Mrs. Heathcote-Kilkoon, die offenbar auf eine handgreiflichere Wiedergutmachung des Verlustes ihrer ehelichen Rechte aus war, sich auf den Wachtmeister gestürzt und zog an seinen Hosen.

»Du lieber Gott«, rief der Kommandant, als Els rücklings in die Trümmer fiel.

»Hilfe«, schrie Els, den offenbar, was ihre Absichten anging, derselbe Verdacht peinigte.

»Es ist meins«, kreischte Mrs. Heathcote-Kilkoon und krallte sich an Eisens Hose. Kommandant van Heerden schloß die Augen und versuchte, damit auch Els' Schreie auszuschließen.

»Daß es so weit kommen mußte«, dachte er, und versuchte, diesen neuerlichen Beweis weiblicher Furie mit dem freundlichen Bilde Mrs. Heathcote-Kilkooms in Einklang zu bringen, das er bislang im Busen genährt hatte, als die Witwe des Colonel mit einem Triumphgeheul wieder auf die Beine kam. Der Kommandant machte die Augen auf und blickte auf den seltsamen Gegenstand in ihrer Hand. Es war nicht, wie er dankbar feststellte, was er befürchtet hatte. Mrs. Heathcote-Kilkoon hatte einen dunklen Metallklumpen in der Hand, in dessen unförmiger Oberfläche hier und da große funkelnende Steine leuchteten. So ineinander verschlungen und verschmolzen sie auch waren, erkannte der Kommandant dennoch in Resten die Juwelen Mrs. Heathcote-Kilkooms wieder. Den großen Klumpen an ihre Brust gepreßt, sah sie wieder wie die Frau aus, die er gekannt hatte.

»Meine Lieblinge«, winselte sie, und ihre Stimme strahlte vor wahnsinniger Freude, »meine kostbaren Lieblinge.«

Der Kommandant drehte sich streng zu Els um, der immer noch, von seiner neuesten Erfahrung arg mitgenommen, hingestreckt auf dem Bauch lag.

»Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst nichts klauen?« fragte er. Els lächelte schwach und stand auf.

»Ich hab' mich nur um sie gekümmert«, sagte er als Erklärung.

Der Kommandant wandte sich ab und folgte Mrs. Heathcote-Kilkoon die Treppe hinunter.

»Haben Sie einen Wagen da?« fragte er besorgt. Mrs. Heathcote-Kilkoon schüttelte den Kopf.

»Dann schicke ich nach einem Taxi«, sagte der Kommandant. Von neuem ließ eine Blässe Mrs. Heathcote-Kilkoon erbleichen.

»Sie machen Witze«, murmelte sie, dann fiel sie ihm ohnmächtig in die Arme.

»Armes Ding«, dachte der Kommandant, »das war alles zu viel für sie.« Er hob sie auf und trug sie sanft zu einem Schützenpanzer hinüber. Als er sie auf den Boden legte, bemerkte er, daß sie noch immer den Metallklumpen in der schlaffen Hand hielt.

»Der britische Trotzkopf«, dachte er und schloß die Panzerklappe.

Als der Polizeikonvoi White Ladies endlich verließ, hatte Mrs. Heathcote-Kilkoon sich soweit erholt, daß sie aufrecht sitzen konnte. Sie war ohne Frage noch immer niedergeschmettert von der Wende in ihrem Geschick, und der Kommandant brachte das Thema taktvollerweise nicht zur Sprache. Statt dessen beschäftigte er sich mit der Durchsicht irgendwelcher Papiere und ging in seinen Überlegungen Dinge durch, die er noch zu erledigen hatte.

Er hatte Sergeant Breitenbach mit einer kleinen Mannschaft dagelassen, um den Schauplatz des Verbrechens zu bewachen, und dafür gesorgt, daß Fotos von dem Versteck des Sprengstoffs und der Zünder in der Sattelkammer an die Presse ausgehändigt würden. Er würde für den Polizeikommissar einen vollständigen Bericht über die Angelegenheit abfassen und eine Abschrift an BOSS weiterleiten, und der Presse würde er mitteilen, daß wieder einmal eine revolutionäre Verschwörung, die die Republik zerstören wollte, im Keim erstickt worden sei. Er könnte sogar eine Pressekonferenz abhalten. Doch dann beschloß er, es lieber sein zu lassen, denn Journalisten waren ein Schlag Leute, die der Polizei in Südafrika ihren Job kein bißchen leichter machten, und er sah keinen Grund, weshalb sie

sich für ihre Informationen auf ihn verlassen sollten. Er hatte sich in jedem Fall um wichtigere Dinge zu kümmern als um die öffentliche Meinung.

Da war zum Beispiel das Problem mit der Witwe des Colonel, und obwohl der Kommandant in ihrer gegenwärtigen Misere alles Mitgefühl mit ihr hatte, sah er der Möglichkeit ins Auge, daß der schmerzliche Eingriff, den er hatte unternehmen müssen, das Wohlwollen, das sie einst für ihn empfunden hatte, eventuell zerstört haben könnte. Als sich der Konvoi Piemburg näherte, befragte der Kommandant sie wegen ihrer Pläne.

»Pläne?« fragte Mrs. Heathcote-Kilkoon, aus ihren stillen Träumen aufgescheucht. »Ich habe keine Pläne.«

»Du hast doch Freunde in Umtali«, sagte der Kommandant hoffnungsvoll. »Die würden dich bestimmt aufnehmen.«

Mrs. Heathcote-Kilkoon nickte. »Sicherlich«, sagte sie.

»Besser als eine Polizeizelle«, sagte der Kommandant und erklärte ihr, daß er sie eigentlich als Zeugin dabeihalten müsse. »Wenn du mir natürlich dein Wort gibst, das Land nicht zu verlassen...«, fügte er hinzu.

Am selben Abend hielt der Rolls vor der Zollstation an der Beilt-Brücke.

»Irgendwas anzugeben?« fragte der rhodesische Zollbeamte.

»Ja«, sagte Mrs. Heathcote-Kilkoon mit Gefühl. »Es ist schön, wieder zu Hause zu sein, bei seinen Verwandten und Bekannten.«

»Ja, Ma'am«, sagte der Zollbeamte van der Merwe und winkte sie durch. Während sie durch die Nacht fuhr, sang Mrs. Heathcote-Kilkoon, um sich wachzuhalten.

»Herrsche Britannien, beherrsch' die Welt der Meere. Kein Brite je verlieren soll die Freiheit und die Ehre«, kreischte sie glücklich, als ihr Wagen einen schwarzen Radfahrer in den

Straßengraben rammte. Mrs. Heathcote-Kilkoon war zu müde, um anzuhalten. »Hat er davon, wenn er ohne Licht fährt«, dachte sie und setzte den Fuß auf den Gashebel. Im Handschuhfach rollte ein Vermögen an Gold und Diamanten herum.

In der Woche darauf hatte der Kommandant viel zu viel zu tun, um sich über Mrs. Heathcote-Kilkoons Verschwinden Gedanken zu machen. Der Trupp Sicherheitsbeamte, der aus Pretoria kam, um über die Sache Bericht zu erstatten, wurde zu den Untersuchungen nach Weezen hinauf geschickt.

»Befragen Sie den Kaufmann da«, schlug der Kommandant vor. »Sehr hilfsbereiter Bursche.« Die Sicherheitsbeamten befragten den Kaufmann, und dessen Weigerung, Afrikaans zu sprechen, brachte sie auf die Palme.

»Ich hab' genug Bullen gesehen«, teilte er ihnen mit, »das reicht mir für mein ganzes Leben. Einen hab' ich schon aus meinem Laden gewiesen, und mit Ihnen tu ich das auch. Das hier ist Klein-England, machen Sie zum Teufel nochmal, daß Sie hier rauskommen.«

Bis die Beamten wieder nach Pretoria zurückfuhren, konnten sie in der Behandlung der Angelegenheit durch den Kommandanten nichts finden, was zu kritisieren gewesen wäre. Die Tatsache, daß die Opfer des Polizeieinsatzes bei näherer Prüfung Frauenkleider im Falle der Männer und ein Suspensorium im Falle von La Marquise trugen, verlieh der Behauptung des Kommandanten Gewicht, daß die Sicherheit der Republik bedroht gewesen sei. Selbst im Kabinett fand das Vorgehen des Kommandanten in dieser Affäre freundliche Aufnahme.

»Über die Terrorismusdrohung geht nichts, um die Wähler auf unserer Seite zu halten«, sagte der Justizminister. »Eine Geschichte wie die könnten wir vor jeder Wahl gebrauchen.«

In Fort Rapier sah Luitenant Verkamp den Ausgang der

Geschichte in ganz anderem Licht. Nun, da die unmittelbare Ursache seines Wahnsinns beseitigt war, nahm Verkramp wieder soviel Vernunft an, um seinen Frau Dr. von Blimenstein gemachten Heiratsantrag als eine vorübergehende Geistesverwirrung zu betrachten.

»Ich muß verrückt gewesen sein«, sagte er zu der Ärztin, als sie ihn an die Verlobung erinnerte.

Dr. von Blimenstein sah ihn vorwurfsvoll an.

»Und das nach allem, was ich für dich getan habe«, sagte sie schließlich.

»Für mich getan. Daß ich nicht lache«, sagte Verkramp.

»Und ich hatte schon so eine schöne Hochzeitsreise geplant«, jammerte sie.

»Tja, ich fahre nicht«, sagte Verkramp. »Ich habe so viele Trips gehabt, das reicht fürs ganze Leben.«

»Ist das dein letztes Wort?« fragte die Ärztin.

»Ja«, sagte Verkramp.

Dr. von Blimenstein verließ das Zimmer und gab der Schwester die Anweisung, Verkramp ruhigzustellen. Zehn Minuten später steckte Verkramp in einer Zwangsjacke, und Dr. von Blimenstein hatte eine vertrauliche Unterredung mit dem Krankenhauspfarrer.

Als Kommandant van Heerden am Nachmittag Fort Rapier einen Besuch abstattete, um sich nach Aaron Geisenheimer zu erkundigen, traf er Dr. von Blimenstein, die mit einem großen Federhut und einem Schneiderkostüm recht auffällig gekleidet war, wie er fand.

»Soll's wo hingehen?« fragte er. Im Sturme der Ereignisse hatte er Verkramps bevorstehende Heirat völlig vergessen.

»Wir machen Flitterwochen in Muizenberg«, sagte die Ärztin.

Kommandant van Heerden mußte sich ganz plötzlich auf einen Stuhl setzen.

»Und Verkamp ist wieder völlig in Ordnung?« fragte er.

Nach der Zuvorkommenheit des Kommandanten bei ihrer letzten Begegnung überhörte Dr. von Blimenstein die Spitze.

»Ein bißchen Panik im letzten Augenblick«, sagte sie, »aber ich denke, das wird sich reibungslos beheben lassen.« Sie zögerte einen Moment, dann fuhr sie fort: »Ich weiß, es ist unbescheiden von mir, aber ob Sie wohl Trauzeuge sein würden?«

Kommandant van Heerden überlegte, was er sagen könne. Der Gedanke, den Urheber so vieler seiner Mißlichkeiten einer so wenig liebenswerten Frau wie Dr. von Blimenstein anzudrehen, hatte was Reizvolles an sich. Der Gedanke, die Doktorin wäre die zukünftige Mrs. Verkamp, sprach indessen absolut nicht für sich.

»Verkamp hat bestimmt jeden Gedanken daran, auf seinen Posten zurückzukehren, aufgegeben?« erkundigte er sich hoffnungsvoll. Dr. von Blimenstein beruhigte ihn hocherfreut.

»Da brauchen Sie sich gar keine Sorgen zu machen«, sagte sie. »Balthasar tritt seinen Dienst wieder an, sobald wir von der Hochzeitsreise zurück sind.«

»Ich verstehe«, sagte der Kommandant und erhob sich, »in dem Fall spreche ich jetzt wohl am besten mal mit ihm.«

»Er ist in der Hypnotherapie«, sagte die Ärztin, als der Kommandant auf den Korridor trat. »Sagen Sie ihm, ich bin gleich da.«

Der Kommandant ging den Gang entlang und fragte eine Schwester nach dem Weg. In der Hypnotherapie machte die Schwester die Tür auf und lächelte.

»Hier kommt Ihr Trauzeuge«, sagte sie und schob den Kommandanten in das Krankenzimmer, in dem Verkamp aufrecht im Bett saß, von einem Chrysanthemenmeer umgeben.

»Sie auch«, stöhnte Verkamp, als der Kommandant sich auf

einen Stuhl neben dem Bett setzte.

»Wollte bloß mal schnell reinschauen, um zu sehen, ob Sie irgendwas brauchen könnten«, sagte der Kommandant. »Ich wußte ja gar nicht, daß sie heiraten.«

»Ich heirate nicht«, sagte Verkamp, »ich werde geheiratet.«

»Wie ich sehe, wurde Ihnen zur Feier eine saubere Zwangsjacke verpaßt«, sagte der Kommandant, eifrig darauf bedacht, sich aus Streithemen rauszuhalten.

»Wird er in einer Minute nicht mehr brauchen«, sagte die Schwester. »Nicht wahr?« Sie griff zu einer Spritze, zog das Bettuch zurück und rollte Verkamp auf den Bauch.

»Ich will nicht...«, schrie Verkamp, aber die Schwester hatte ihm die Nadel bereits ins Hinterteil gepiekt. Als sie sie wieder rauszog, war der Kommandant ausgesprochen erregt, während Verkamp in eine ganz ungewöhnliche Lethargie verfallen war.

»So, das hätten wir«, sagte die Schwester, stützte ihn und schnürte ihm die Zwangsjacke auf. »Nun brauchen wir das schreckliche Ding nicht mehr, nicht wahr?«

»Doch doch«, sagte Verkamp.

Die Schwester lächelte zum Kommandanten rüber und ging aus dem Zimmer.

»Hören Sie zu«, sagte der Kommandant, entsetzt über das, was er eben gesehen hatte, »ist es wahr, daß Sie diese Frau gar nicht heiraten wollen?«

»Doch doch«, sagte Verkamp. Der Kommandant, der ihm gerade hatte versichern wollen, daß es für ihn keine Veranlassung gebe, sich auf die Heirat einzulassen, sah verdutzt drein.

»Aber ich dachte, Sie sagten, Sie wollten nicht«, sagte er.

»Doch doch«, sagte Verkamp.

»Es gibt immer noch 'ne Chance, sich anders zu besinnen«, sagte der Kommandant.

»Doch doch«, sagte Verkamp.

»Na, ich will verdammt sein«, murmelte der Kommandant.

»Sie ändern Ihre Entschlüsse aber ganz schön schnell.«

»Doch doch«, sagte Verkamp. In dem Moment kam die Schwester mit dem Ring zurück.

»Fällt er oft in diesen ›Doch doch‹-Trott?« fragte der Kommandant, als er den Ring in seine Tasche gleiten ließ.

»Das ist eine neue Behandlung, die sich Dr. von Blimenstein ausgedacht hat«, teilte ihm die Schwester mit. »Sie heißt CARS.«

»Das hatte ich mir gleich gedacht«, sagte der Kommandant.

»Chemisch ausgelöstes Repetitionssyndrom«, erklärte die Schwester.

»Doch doch«, sagte Verkamp.

»Großer Gott«, sagte der Kommandant, dem plötzlich die volle Bedeutung der Behandlung klar wurde. Falls es Dr. von Blimenstein gelingen sollte, Verkamp durch eine chemisch ausgelöste Hypnose gegen seinen Willen vor den Altar zu bekommen und dort in einem fort »Doch doch« sagen zu lassen, konnte sie alles erreichen. Kommandant van Heerden sah im Geiste schon das Ergebnis vor sich. Hunderte unschuldiger und angesehener Bürger konnten dazu gebracht werden, Sabotage, die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei, ihre Ausbildung im Guerillakampf und jedes xbeliebige Verbrechen zu gestehen, das einem nur einfiel. Schlimmer noch, Dr. von Blimenstein war nicht die Sorte Frau, die zögern würde, wenn's dahin kam, die Karriere ihres Mannes mit derart zweifelhaften Machenschaften zu befördern. Der Kommandant dachte gerade über diese neuerliche Bedrohung seiner Position als Polizeichef nach, als die Braut mit dem Krankenhauspfarrer und einer Schar Patientinnen eintraf, die sie als Brautjungfern aufgetrieben hatte. Aus einem Tonbandgerät erscholl der Hochzeitsmarsch, und der Kommandant drückte Verkamp rasch den Ring in die Hand und

verließ das Zimmer. Er hatte nicht die Absicht, als Trauzeuge bei einer Hochzeit zu fungieren, die das Ende seiner eigenen Karriere bedeutete. Er ging hinaus auf den Exerzierplatz, schlenderte niedergeschlagen zwischen den Irrenhausinsassen umher und verfluchte die Ironie eines Schicksals, das ihn vor den Folgen von Verkramps gezielten Versuchen, ihn aus dem Amt zu drängen, bewahrt hatte, nur um ihn nun zu zerschmettern. Es wäre besser gewesen, Verkamp die Suppe auslöffeln zu lassen, die er sich mit den Aktivitäten seiner Geheimagenten eingebrocht hatte, als ihn Dr. von Blimenstein heiraten zu lassen. Der Kommandant überlegte gerade, ob er daran noch was ändern könne, auch wenn's reichlich spät war, als er einen kleinen Tumult vor der Hypnotherapie bemerkte. Dr. von Blimenstein wurde weinend aus der Behelfskapelle geführt.

Kommandant van Heerden eilte hinüber.

»Irgendwas falsch gelaufen?« fragte er begierig.

»Er hat ›Doch doch‹ gesagt«, erklärte die Schwester. Dr. von Blimenstein weinte hemmungslos.

»Aber ich dachte, das sollte er«, sagte der Kommandant.

»Aber nicht, als der Pfarrer fragte, ob jemand anwesend sei, der irgendwelche Gründe kenne, warum die zwei nicht im Bund der heiligen Ehe vereint werden dürften«, erklärte die Schwester. Ein breites Grinsen lief dem Kommandanten übers Gesicht.

»Naja«, sagte er heiter, »Verkamp wußte also offenbar doch noch, was er wollte.« Er gab der untröstlichen Braut einen Klaps auf den Po, und mit den Worten: »Man kann nicht alles haben«, ging er zurück in das Krankenzimmer, um dem Ex-Bräutigam zu gratulieren.

Mit Wachtmeister Els lagen seine Schwierigkeiten ganz anders. Der Telefonanruf des Präparators am Piemburger Museum befand sich an der Kippe zur blanken Hysterie.

»Er wollte, daß ich ihn ihm ausstopfe«, erklärte der Präparator dem Diensthabenden.

»Was ist daran verkehrt, einen Fuchsschwanz ausstopfen zu lassen?« fragte der Sergeant, der nicht verstand, worum es bei dem ganzen Getue ging.

»Aber ich sage Ihnen doch, es war kein Fuchsschwanz. Es war das Exemplar eines richtigen Phallus«, schrie der Präparator.

»Welches Falles denn?« fragte der Sergeant.

»Keines Falles. Eines richtigen Phallus.«

»Sie hören sich nicht sehr logisch an, glauben Sie mir«, sagte der Sergeant.

Der Präparator holte tief Luft und versuchte es nochmal. Schließlich stellte der Sergeant zum Kommandanten durch, der ganz genau wußte, wovon der Mann redete.

»Kein Grund zur Besorgnis«, sagte er beschwichtigend, »ich nehme die Sache sofort selber in die Hand.«

Der Präparator warf einen angeekelten Blick auf sein Telefon.

»Erledigen Sie diese Kleinigkeit«, sagte er und legte dankbar auf.

Kommandant van Heerden schickte nach Els.

»Ich dachte, wir würden das schreckliche Ding nicht mehr wiedersehen«, sagte er. Els machte ein niedergeschlagenes Gesicht.

»Ich wollte es als Souvenir behalten«, erklärte er, »ich hätte es gern aufgestellt.«

»Aufgestellt?« schrie der Kommandant. »Sie müssen nicht ganz bei Tröste sein. Warum lassen Sie ihm nicht endlich seine Ruhe?«

Els sagte, er wolle es versuchen.

»Und Sie werden noch was tun«, sagte der Kommandant zu

ihm. »Wenn ich Sie dabei erwische, daß Sie das Ding nochmal rausholen, sind Sie dran.«

»Wegen was?« fragte Els.

»Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses«, knurrte der Kommandant. Els trabte davon, um sich seiner Trophäe zu entledigen.

Als die Wochen ins Land zogen und Piemburg wieder in seinen langsamem Trott fiel, ging die Erinnerung an die explodierenden Straüße und die Sabotageanschläge in die sicheren Hände der örtlichen Legende über. Kommandant van Heerden sah das mit großer Befriedigung. Wenn er auf die Ereignisse jener Tage zurückblickte, konstatierte er mit Verwunderung den großen Unterschied zwischen Leben und Literatur. Es ist nicht gut, zu viel zu lesen, dachte er, wenn er sich das Schicksal vor Augen führte, das die Bemühungen um die Literatur für Colonel Heathcote-Kilkoon und die Mitglieder des Dornford Yates-Clubs bereitgehalten hatten. Da zog der Kommandant es doch vor, die Traditionen des englischen Gentleman in der Praxis hochzuhalten. Er ließ die Fuchshunde der Jagdmeute des Colonel in die Polizeizwinger bringen, wo sie freundliche Beziehungen mit den Dobermannpinschern anknüpften, und Wachtmeister Els machte er zu ihrem Wärter. Els, so schien es, kam mit Hunden glänzend zurecht. Der Kommandant schaffte sich ein Pferd an und bestellte sich beim Schneider einen roten Jagdrock. Und nun sah man ihn und Els auf dessen Klepper zweimal die Woche im Chaste Valley eine Parforcejagd reiten, während ein Häftling mit einem um die Taille gebundenen Beutel Anissamen um sein Leben rannte. Manchmal lud er sogar Dr. von Blimenstein dazu ein, die großen Spaß am Reiten hatte. Es schien das mindeste zu sein, was er für die arme Frau tun konnte, jetzt, wo Verkamp sie hatte sitzenlassen, und auf jeden Fall, das spürte er, war es klug, sie sich nicht zur Feindin zu machen.

Alles in allem war er sehr zufrieden. Was auch geschehen

war, die Werte der abendländischen Kultur waren in Piemburg noch sicher, und als MFHDP hielt Kommandant van Heerden die Traditionen hoch, die nach seinem Herzen waren. Nach dem Herzen eines englischen Gentleman.